UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01527023 4

B109

PRESENTED

TO

THE UNIVERSITY OF TORONTO

BY

THE UNIVERSITY OF STRASSBURG,

GERMANY.

JANUARY 10TH, 1891

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/matthiasclaudius00herb

Matthias Claudius.

geb d 15 Aug 1740, gest d 21 Jan 1815

C6154
Yh

Matthias Claudius

der

Wandsbecker Bote.

Von

Wilhelm Herbst.

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

12139
13/1/91

Den Enkeln des Wandsbecker Boten

den Herren

Matthias Perthes

in Moorburg,

Clemens Perthes

in Bonn,

Andreas Perthes

in Gotha

in wahrer und herzlicher Hochachtung.

Inhalt.

Seite

Zur Einleitung 1

Erstes Buch. 1740—1777.

I. Familie, Kindheit und Schulzeit 9

II. Auf der Universität 20

III. Im Elternhaus, Leben in Copenhagen, drei Jahre in Reinfeld 37

IV. Hamburg; — Weltleben und Literatur 50

V. Der Wandsbecker Bote 73

VI. Darmstadt 101

Zweites Buch. Claudius der Dichter 135

Drittes Buch. 1777—1790.

I. Wandsbeck; Haus und Amt 167

II. Literarisches Schaffen und geistiges Leben 184

III. Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde . 201

IV. Glaubensleben und Lehre 230

Viertes Buch. 1790—1815.

I. Zeitstürme und Kämpfe 267

II. Familienleben 304

III. Alter und Tod 322

IV. Rückschau 350

Druckfehler.

Seite 9, vorletzte Zeile lies friesischen f. riesischen.
„ 23, 2. Zeile lies wehrte f. mehrte.
„ 24, 17. „ lies ihr f. ihm.
„ 53, 21. „ lies dem f. den.
„ 71 sind die beiden Anmerkungen ** und *** umzustellen.
„ 86, 24. Zeile lies meine f. eine.
„ 98, letzte Zeile lies bestechen.
„ 158, 4. Zeile lies den f. der.
„ 171, 4. „ lies fährt.
„ 178, 14. Zeile lies führe f. führen.
„ 185, 23. „ lies anonyme f. pseudonyme.
„ 191, 1. „ lies setzt f. jetzt.

Vorwort.

Eine Lebensgeschichte des Wandsbecker Boten ist noch nicht geschrieben, wol aber ist es wiederholt ausgesprochen worden, daß dies eine Lücke in unserer biographischen Literatur sei. Schon vor eilf Jahren hat deshalb Herr Philipp Nathusius den Plan zu einer solchen Arbeit veröffentlicht, die er hoffentlich noch nicht ganz aufgegeben hat. Der vorliegende Versuch will einen Anfang machen, jene Lücke auszufüllen; aller Anfang aber ist schwer, und ich muß es mir gefallen lassen, wenn man in dem kleinen Buch noch alle künstlerische Durchbildung vermißt, wenn man das Material weder gleichmäßig vorhanden, noch gleich vertheilt und verarbeitet findet und etwa nur eine Studie in ihm anerkennen will. Im Grunde ist es auch nicht mehr, wenn auch, will's Gott, eine mit Liebe und mit wachsender Theilnahme geschriebene Studie. Das Buch ist aus einem Vortrag entstanden, den ich im vergangenen Winter vor einer freundlich theilnehmenden Versammlung in Elberfeld hielt. Mehrfache Aufforderungen, den Vortrag zu veröffentlichen, bestimmten mich, meine Nachforschungen über Claudius' äußere Lebensgeschichte weiter auszudehnen und in seine innere, so viel mir möglich, tiefer und lebendiger einzudringen, um dann auf Grund dieser Vorstudien ein größeres Ganzes herauszubilden. Für die erstere Seite war von vornherein der Mangel an wirklich ausgiebigen Quellen zu beklagen. Die wichtigsten gedruckten Nachrichten, wie sie zerstreut in Zeitschriften, zeitgenössischen Biographien u. s. w. sich vorfinden, denke ich, gesammelt zu haben; die Familiencorrespondenz, soweit ich ein Einsehen nehmen konnte, ist eben auch ganz familiär, so daß sie in dem Biographen höchstens das Bild von dem Familienvater Claudius befruchten kann. Eine Reihe anderer Notizen, zum Theil von Wichtigkeit, verdanke ich dem treuen Gedächtniß und der gütigen Mittheilung der Familie des Wandsbecker Boten.

Was die andere Seite, die Darstellung seines inneren Lebens, anlangt, so war es nicht leicht, den geistigen Zusammenhang des Mannes mit seiner Zeit anzugeben, den Punkt zu bestimmen, wo er sich von ihr loslöst, und wie aus jenem und diesem sich das eigentlich individuelle Leben auferbaut, das eben als solches schon in seinem letzten Refugium ein unnahbares ist. Und gerade

bei ihm, der mehr innerlich als nach außen lebt, bleibt ein größeres Geheimniß übrig, das überall dem Darsteller ein „noli me tangere“ zuruft. Die Resultate freilich liegen vor in seinen Schriften und, wenn einer, so hat Claudius darin den Muth und die Bestimmtheit der Wahrheit bewiesen; aber die Geburt und das Wachsthum seiner Ueberzeugung kann sich der Natur der Sache nach nicht völlig erschließen. Ich hoffe, hier nicht in eine alles wissen und deuten wollende Pragmatik verfallen zu sein. Muß doch in allen biographischen Arbeiten der Ehrfurcht und Resignation eine Stelle bleiben.

Um aber die beiden Gebiete, wo Claudius als Schriftsteller productiv gewesen ist, das poetische und religiöse, als eigentlich inneres Charakterbild des Mannes, selbständiger hervortreten zu lassen, habe ich sie nicht ganz und gar in den Gang der geschichtlichen Erzählung verflochten, sondern sie in zwei verschiedenen Abschnitten für sich behandelt und meist dem Schriftsteller selbst das Wort gelassen.

Einer Aufzählung meiner Quellen, die ich anfänglich beabsichtigte, habe ich mich aus räumlichen Gründen zunächst überhoben; wo es nöthig oder wichtig erschien, sind sie unter dem Text angeführt*). Die besonders willkommenen Briefe des Boten an Herder und dessen Frau, die jetzt in der interessanten Sammlung „Aus Herders Nachlaß“ gedruckt vorliegen, habe ich noch vor ihrer Veröffentlichung bei dem Herausgeber, Herrn Professor Düntzer, dem ich dafür meinen Dank wiederhole, einsehen dürfen. — Die Ausgabe von Claudius' Schriften, auf die ich mich in Citaten beziehe, ist die siebente, in 12° vom J. 1844.

Möge das Buch dem Andenken des herrlichen Mannes, von dem es redet, wirklich dienen und damit an seinem kleinen Theil zugleich der Wahrheit, dem jener so kräftig gedient hat.

Berlin, 4. Dez. 1856. **W. H.**

* Für die frühere Genealogie der Familie (S. 10 u. 11) trage ich meine Gewährsmänner nach: Carsten und Falck Staatsbürgerl. Magazin 1822, II. 1. S. 235 und Jensen Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogth. Schleswig 1840. S. 473.

Wir kehren bei der Beschäftigung mit der Geschichte unsers deutschen Volksgeistes, seiner Bildungen und Mißbildungen immer gern wieder zu den ersten Anfängen unserer neudeutschen Literatur nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, um dort die verborgenen Quellen, die einsamen Bäche und Zuflüsse zu suchen, aus denen der breite, so schnell verrauschende Strom unserer classischen Poesie sich gebildet hat. Diese Blätter sollen indeß nicht zu den tonangebenden und glänzenden Erscheinungen jener ewig denkwürdigen Epoche führen, dieselben sind von andern geschildert und gelobt worden und bedürfen meiner Schilderung und meines Lobes nicht. Ich führe den Leser zu einer stilleren Stätte, zu dem Andenken eines Mannes, der nicht mit der Masse auf „breiten heitern vollen Straßen" wandelte, sondern seitwärts am Wege stand; dessen Dichten und Trachten, Singen und Denken nicht mit dem Strom, sondern gegen den Strom des poetischen Weltgeistes ging, welcher damals seine glänzenden Festtage in Deutschland hielt. Es ist eben Matthias Claudius, der allbekannte Wandsbecker Bote. Ob er nun eigentlich in Wahrheit noch allen bekannt ist d. h.

mit hingebendem Verständniß gelesen und wiedergelesen wird, ob sein Andenken in Deutschland in weiten Kreisen noch lebendig ist, das wage ich nicht zu entscheiden; aber die Überzeugung, daß er es verdient, als ein Lehrer und Weiser gelesen und geliebt zu werden, daß seinen Worten und seinem Beispiel noch immer die Kraft einer segensreichen Einwirkung, ja vielleicht gegenwärtig in besonderem Maße, innewohnt, das ist der erste und Hauptgrund, der mich zur Wahl dieses Gegenstandes bestimmte. Vergessensein ist Tod, blos genannt und wenig gekannt sein, ist Scheintod oder Scheinleben, Claudius aber ist es vor vielen werth, weder das eine noch das andre zu sein. Da aber auch, wo er gekannt und gelesen wird, geschieht es keineswegs überall in dem Sinn, für dessen Weckung ich reden möchte, im Sinn des freudigen Einverständnisses; sondern der Kampf, den Claudius während seines Lebens für seine heiligen Lebensüberzeugungen zu bestehen hatte und ritterlich, als ein Gottesstreiter, bestanden hat, läßt ihm auch im Grabe noch keine Ruhe. Wie wenige öffentliche Stimmen werden dem schlichten treuen Boten gerecht, die Tonangeber unsrer Literargeschichte setzen ihn herab, schmähen und belächeln ihn, weil ihnen der innere Blick für das fehlt, worin Claudius' Wesen und Hauptverdienst besteht. Gilt aber für das Verständniß aller Dichtung Göthe's treffendes Wort:

„Willst den Dichter du verstehn,
Mußt in Dichters Lande gehn,"

so gilt das doppelt bei einem Dichter, deß Land und Heimath eben das Reich nicht von dieser Welt ist. Wer die christliche Wahrheit haßt und verfolgt, der kann auch Claudius nicht lieben oder verstehn. Erst wer sich mitten hinein zu begeben vermag in diesen Quellpunkt und die Seele von Claudius' ganzer Weise zu dichten und zu denken, erst dem geht das Verständniß auf, erst von da aus kann er auch die Mängel und Schäden, das Zurückbleiben hinter dem Ideal, die formellen Gebrechen richtig würdigen. Nicht einmal Toleranz, die doch sonst diese Partei des politischen und religiösen Liberalismus so leuchtend auf ihre Fahnen stickt, ist Claudius von ihr zu Theil geworden, und wie er vor dem Richterstuhl einer achselzuckenden Kritik und unduldsamen, altklugen Geschichtschreibung, die nur den ästhetischen Maßstab der Formvollendung und den rationalistischen politisch-religiöser Aufklärung und Weltbildung kennt, keine Gnade gefunden, so ist er in einer so leicht nachsprechenden Zeit bald von Tausenden verketzert oder verspottet worden. Neben dieser Feindschaft gegen Claudius' Lebensrichtung, die sich dann auch auf die Beurtheilung seiner Schriften überträgt, steht eine andre, oberflächliche und darum ebenfalls grundirrige Ansicht von ihm — die in ihm blos oder hauptsächlich den heitern Humoristen sieht und etwa in seinem Rheinweinlied, dem Riesen Goliath, Urian's Reise und einigen launigen Prosaaufsätzen dieses Schlags den Ausdruck seines eigentlichen Wesens, in seinen späteren tiefernsten Arbeiten aber einen bekla-

genswerthen Abfall von dem erblickt, was ihn liebenswürdig und anziehend mache. Bei solchen Mißverständnissen lohnt es doppelt, uns zu den Quellen zurückzuwenden und mit eignen Augen zu sehen.

Claudius aber war so sehr ein Mann des Lebens, so wenig allein oder vorzugsweise blos Dichter und Schriftsteller, daß wir auch ein äußeres Lebensbild von ihm zu entwerfen suchen müssen, um sein inneres Lebensbild, seine Lebensweisheit, im rechten Lichte zu sehn. Denn so sehr er ein Mann aus einem Guß, ein ganzer Mensch war, so hat er die eigentliche Gestalt seines Innern doch erst allmählich, durch Kampf und Arbeit, Schuld und Sieg hindurch, herausgebildet — und dies Werden gerade gilt es zu betrachten. Aber freilich stoßen wir bei diesem Versuch alsbald auf große Schwierigkeiten. Andre Schriftsteller haben durch Selbstbiographien oder weitschichtige Briefsammlungen uns einen Einblick oft in die geheimsten Winkel ihres Herzens und Lebens, nicht immer zur Förderung unsrer Achtung, möglich gemacht; bei Claudius findet sich nichts der Art. Es steht in eigner Übereinstimmung mit dem schlichten verborgnen Leben und Wirken des Mannes, dem nichts fremder war als Ruhmsucht und Glänzenwollen, daß sein äußeres Leben so dunkel und unbekannt geblieben ist; und daß eine Darstellung dieses Lebens schon darum der reicheren und bunten Farben entbehren muß. Gerade das Monotone aber seines äußeren Lebens soll um so unzerstreuter auf den einen Grundton in Claudius'

Wesen hinweisen, der leiser oder heller anklingt, angeschlagen von außen oder aus selbsteigner Regung und Bewegung. Er geht nie verloren; er ist da als Humor, nur im umgekehrten Kleid des tiefen Ernstes, er ist da als Nothruf, als Heimwehklang, als stille Selbstbesinnung, als Gebet, als Triumphgesang und freudiger Psalmenton. Es ist sein Lebensgenius; die Seele seiner Lieder. Aber freilich will dieser Ton anfangs und noch geraume Zeit hindurch erlauscht und herausgefunden sein, in seiner früheren Jugend aus dem tiefen Schweigen der Kindheit und dem Irren der Jünglingsjahre, dann aus dem Gewirr des rauschenden Literaturlebens, das so fremdartige Klänge beherbergte — bis er zur Harmonie seines ganzen Lebens, Dichtens und Wesens wird. Und das ist das geradezu einzige bei Claudius — dies Suchen des Dichters durch den Menschen und Christen, bis beide sich ähnlicher, bis sie endlich eins werden. —

Erstes Buch. 1740—1777.

I.

Familie, Kindheit und Schulzeit.

Die Wiege von Claudius' Familie steht hoch im Norden unseres Vaterlandes, hart an der Gränze dänischen Volksthums, auf jener äußersten Vorwacht deutscher Sprache und Sitte, die gerade durch den nahen Gegensatz so scharf und gediegen die Haupteigenschaften unsrer Nation in ihren Bewohnern auszuprägen weiß und mehr wie einmal literarisch und politisch an der Spitze deutscher Bewegungen gestanden hat. Es ist auch hier nach dem Wort unsers ersten deutschen Sprachforschers, als ob die entscheidende Kraft eines großen Volks lieber an seinen Seiten als in seiner Mitte sich aufthue*. — Wir können die Geschichte der Claudius'schen Familie ziemlich weit hinauf, bis an die Schlußzeit der Reformation verfolgen. Hat doch diese größte That der deutschen Geschichte gerade in jenen Landen nach anfänglich harten Gegenkämpfen, die mit aller Zähigkeit des altsächsischen und riesischen Volkscharakters geführt wurden, besonders tief

* J. Grimm, Gesch. der deutsch. Spr. II. 609.

gegriffen. Auf den Flügeln der neuen Lehre, die ja von dem Centrum religiöser Erneuerung aus auch die weiteren Kreise des geistigen und sittlichen Lebens berührte, wurde deutsche Bildung, deutsche Art nach dem Norden getragen und dieser enger wie je zuvor, inniger, wie selbst durch die Einführung des Christenthums mit Deutschland in Verbindung gebracht. Lübeck ward die feste Burg des Protestantismus für den deutschen Theil der Halbinsel und blieb es trotz den politischen Stürmen, die gleichzeitig und im Bund mit der Kirchenreform über das alte Haupt der Hansa hinzogen.

Von dem Vorzug des Adels, der bürgerlichen Familien so selten eigen ist, dem geschichtlichen Sinn für ihr Leben und ihre Vergangenheit, haben in der Regel am meisten noch die Häuser der Landpfarrer etwas behalten. Der alte fromme Brauch, dem heiligen Buch die nöthigsten Aufzeichnungen über das schnell fliehende Erdenleben anzuvertrauen, der sich besonders in ihnen erhält; die Seßhaftigkeit ganzer Generationen im Lande oder gar an derselben Stelle sind der Grund hiervon. Alles dies ward aber erst durch die Reformation möglich. Ein Beispiel haben wir an der Claudius'schen Familie. Denn sie war eine ächte und rechte Pfarrfamilie. Kaum ein Haus in den Herzogthümern Schleswig-Holstein hat der Kirche so viele Geistliche gegeben, als das der Claudius, und noch immer zieht sie dort Kräfte von ihm.

Der erste bekannte Vorfahr, Claudius Pauli, dessen Namen eine Übersetzung von Claus Paulsen, war Pastor

zu Emmerlef im Stift Ripen und ſtarb 1586. Seine Kinder nahmen den Geſchlechtsnamen Claudius an. Die meiſten ſeiner zahlreichen Nachkommen waren Geiſtliche, beſonders im nördlichen Schleswig. Namentlich war die Pfarrei in Lygum im Amte Tondern faſt erblich in vielen Geſchlechtern der Familie. Dieſe faſt erbliche Succeſſion der Pfarrſtellen war überhaupt in den Herzogthümern nicht ungewöhnlich. Der nächſte und Hauptgrund hiervon lag in den äußern Verhältniſſen. Außer in den Marſchen waren die Predigerſtellen meiſt auf den Betrieb einer Landſtelle fundirt. Die Gebäude waren in der Regel Eigenthum des Predigers, die Einlöſung derſelben, die Anſchaffung des Inventars in jenen geldarmen Zeiten nicht Jedermanns Sache. So war es kaum anders zu machen, als daß der Sohn beim Dienſt blieb; war kein Sohn da, oder keiner, der ſtudirt hatte, ſo ſuchte man die Wittwe oder eine Tochter beim Dienſt zu erhalten. Die Gemeinden ſahen es aus Anhänglichkeit an die Prediger und ihre Familien gern, daß es ſo geſchah.

In dem Lygumer Pfarrhaus ward auch der Großvater unſers Wandsbecker Boten, Nikolaus Claudius, gewöhnlich Herr Claus genannt, geboren, wirkte darin als Geiſtlicher und ſtarb daſelbſt 1720. Sein Sohn, Matthias Claudius, im Jahre 1703 geboren, ward Paſtor zu Reinfeld, einem Marktflecken und Amt, zwei Meilen von Lübeck entfernt und damals im Gebiet des Herzogs zu Holſtein-Ploen belegen. Er war zweimal verheirathet; von einem Sohn erſter Ehe leben noch Nach-

kommen; seine zweite Frau, Marie, die Tochter des Rathsherrn Lorck in Flensburg, ist des Dichters Mutter. Dieser ist am 15. August 1740 geboren und war von sechs Geschwistern, deren Nachkommen wieder weit verzweigt sind, der zweite Sohn dieser Ehe.

Die erste irdische Mitgift ins Leben, wenn auch nicht die das Kindesleben am frühesten und unmittelbarsten berührende, ist der Geist der Heimath, des Volksstamms, aus dem das Kind geboren wird. Und können wir das sächsisch-friesische Element in Claudius' Natur, der Grundlage und Trägerin des Geistes, verkennen? — bei ihm, der sich so hingezogen fühlte zu dem deutschen Norden, sich so eins wußte mit Sprache, Sitte, mit diesem Land und diesen Leuten? Nicht der Reichthum und Wechsel süd- und mitteldeutscher Naturanschauungen, der dem sinnlichen Auge Nahrung gibt und die Phantasie weckt und belebt, leicht aber auch den Sinn nach außen zieht und zerstreut, umstand das Land seiner Geburt und Jugend; er ward nicht verwöhnt durch mannigfaltigen Reiz, gewöhnt aber an die großen und einfachen Formen der Ebene, der Wälder und des heiligen Meeres, (wenn er dies auch zuerst im kleinen Abbild der heimathlichen, auch hügelumkränzten Seen erblickte), darum doppelt dankbar und sinnig-empfänglich für diese und andere Gaben der Natur. Zugleich indeß trat bei ihm, wie bei diesem Volksstamme überhaupt — die großen Ausnahmen fehlen freilich nicht — das sinnliche Gefühl, Phantasie und Schönheitssinn, die künstlerische Anlage zurück. Aber ein Hangen

am Reellen, ein Dringen auf das Wesentliche mit Nüchternheit und Zähigkeit, die sich nicht wägen und wiegen läßt von allerlei Wind der Lehre, auf sich selbst ruht und feststeht, wie an der Nordseeküste der Lootse im Sturm — das sind Eigenschaften der Natur und des Charakters, die Claudius mit seinen Stammgenossen theilt. Es sind Grundzüge, denen das Leben und die göttliche Führung Inhalt und Richtung gibt. Und neben diesem allgemeinsten Einfluß, der von Stamm und Heimath auf geheimnißvolle Art in die Natur des Menschen eingeht, steht schon näher und dichter die lebendige Tradition der Familiengeschichte, gerade bei den Claudius, wie wir sahen, besonders stark geschlossen und scharf bestimmt. Hinter unserm Matthias eine lange, in altersgraue Zeit verschwimmende Reihe von treuen Dienern am Wort, von denen einer dem andern unter göttlichem Beistand die Fackel reicht, die heller oder matter brennt; die Familie selbst in ihren Erinnerungen wie in ihrem geistigen Bestand ein Erzeugniß gleichsam der Kirchenreformation! Solcher Zusammenhang bildet eine Kette von Wirkungen, die schon dem blöden Auge verständlich sind; und wie vieles dabei ist und wirkt noch unsichtbar und magisch. Die Wirkungen weben sich ein in die Entwickelung, wachsen oder stocken, bis sie in Wahrheit wach werden.

Die Geschichte seiner Kindheit ist dunkel. In seinen Schriften findet sich kaum eine Erinnerung daran. Was sollte auch aus dem stillen Pfarrhause und seinem einfach stetigen Lebensgang viel von äußerlichen Ereignissen

zu melden sein? Und das innerlichste und beste läßt sich nur ahnen, nicht fassen und festhalten. Auch, was das denkwürdigste wäre, von der Persönlichkeit seiner Eltern und ihrem Einfluß auf seine junge Seele habe ich keinerlei nähere Nachricht erhalten können. Seiner Mutter, in ihrer Stille und Gelassenheit, thut er nur selten Erwähnung, sie ward ihm noch sieben Jahre länger als sein Vater am Leben erhalten; dagegen erkennen wir in seiner Liebe zu diesem und der herzlichen Weise, wie er ihr Worte gibt, wie in einem Spiegel das schönste Bild von dem Werth des Mannes. Schon in seinen unreifen poetischen Jugendversuchen, den unten näher zu besprechenden Tändeleien und Erzählungen, steht unter dem sehr heterogenen Inhalt der übrigen Poesien ein vierzehnstrophiges Loblied auf den Vater, den „alten, lieben, frommen Mann", dem man durch die unvollkommene Form hindurch den warmen Pulsschlag des Herzens und Lebens anfühlt.

„Durch Dich gab Gott mir hier mein Leben,
Durch Dich — verstumme mein Gedicht!
Gott wollte mir was Größ'res geben;
Er wollte gern und konnte nicht."

Sein Vater starb am 4. Dezember 1773. Eins der schönsten Lieder des Sohns, das den würdigen Schluß des zweiten Theils der Werke bildet, feiert treu und schön das Andenken des Verstorbenen:

„— Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan."

Geist und Stimmung dieses einfachen Lieds zeigen, daß Claudius seinem Vater mehr als äußere und natürliche Wohlthaten zu danken hatte. Unmittelbare Lebenszeichen von dem Vater liegen mir nicht vor, als ein kurzer und herzlicher Dankbrief von ihm an seines Sohnes Jugendfreund Schönborn, der ihm zum Neujahr (1765) Glück gewünscht hatte.

Gewiß nahm Claudius aus dem Elternhause Keime und Eindrücke mit ins freiere Leben, die zwar zurücktreten, aber nicht verloren gehen konnten.

Da stehen wir schon am Rande seiner Kindheit, wo er aus dem Vaterhaus zur Schule wandert, ein Schritt so weit und groß wie kaum ein zweiter im Leben. Dunkel und verborgen genug ist sein Kindesleben. Und doch ist es uns, als sähen wir den Knaben vor uns. In dem späteren Mann, wie wir ihn leibhaft in Schriften und Briefen und im Bilde vor uns haben, ist noch eine so ächte Kindlichkeit, noch so viel Urbildliches und Ursprüngliches, daß der Rückweg in seine Jugend nicht so gar

weit scheint. Da steht der Knabe, ein Träumer und Duseler, unbeholfen, unanstellig, nicht gleich in Stimmung und Haltung, bald scheu und blöde, bald wild im Spiel; fromm und sinnig, oft in sich gekehrt und wieder voll neckischen Humors; offen und ehrlich, treu und rein wie Gold; im Lernen mitunter launisch und unstät; nichts weniger als frühreif, unfertig mit der Zunge, nicht selten verworren im Aussprechen. — Eine Natur nicht ohne Widersprüche, aber alle Menschennatur widerspricht sich ohne den Einklang, der ihr von Oben kommt.

Die Umgegend von Reinfeld bot den Knabenspielen wie dem kindlichen Sinnen mancherlei Nahrung. Der Ort mit seinen rothen Ziegeldächern liegt malerisch auf und zwischen Hügeln, schöne Holzungen in der Nähe und Ferne, zwei Seeen, ein größerer und kleinerer, deren Spiegel zwischen den Häusern durchschimmern, waren einladend genug und sind noch heutzutage im Sommer das Ziel häufiger Wanderungen für die Nachbarorte.

Wir begleiten aus diesen Herrlichkeiten den Knaben auf die lateinische Schule der sechs Meilen von seiner Heimath gelegenen Stadt Ploen, damals der Haupt- und Residenzstadt seines Vaterländchens. Die Umgebungen dieser reichen Seeenlandschaft überboten die Bilder der Heimath. Ob dort Lehrer durch Wort und Beispiel auf ihn gewirkt, wissen wir nicht; doch möchte man nach der komischen Figur, die er seinen Lehrer Herrn Ahrens — mag auch der Name nicht auf eine bestimmte historische Person gehn, sondern gewissermaßen die Abstraction einer

Lehrerpersönlichkeit darstellen — in seinen Schriften spielen läßt, daran zweifeln. Darnach scheint sich, wie das öfters der Fall ist, bei der pedantischen Engherzigkeit des damaligen Schulwesens des jungen Claudius wahre Natur im Unterricht eher versteckt als entfaltet zu haben.

Der Unterricht drehte sich übrigens, wie es scheint, nach gutem altem Brauch um alte Sprachen und Mathematik; zu beiden Disciplinen hat Claudius sein Leben lang ein mehr oder minder nahes Verhältniß behalten. Die ersteren trieb er aus Liebhaberei später fort, ohne daß ihn Beruf — etwa die Bildung und Schulung seiner Kinder abgerechnet — oder eigentlich wissenschaftliche Fachstudien dahin führten. Er las griechisch und lateinisch; seine Schriften sind vielfach von Reminiscenzen, ernst und scherzhaft gemeinten Citaten, Vergleichen und Parallelen aus der classischen Welt durchzogen. Einzelnes, wie namentlich die Platonische Apologie des Sokrates, hat er übersetzt; im ganzen verhielt er sich hier, wie auch in andern Gebieten, mehr als genießender oder freiwählender Dilettant, der nicht das gelehrte Wissen an sich, sondern die Freude an seinem Inhalt und den reinen und hohen Zweck der Herausbildung und Gestaltung seines geistigen Lebens, der zuletzt alles dienen mußte, im Auge hielt, den Kern nahm und die Schale wegwarf. Es ist auch hier die Scheu und Flucht vor der völligen Hingabe an einen speziellen Gegenstand in der Peripherie menschlicher Bildung, jene Gabe, seinem Wissen sich zu entziehen und in seiner Ursprünglichkeit sich darzustellen, die einen Grundzug in

Claudius' Wesen bildet. Wir kommen auf die Frage zurück, was etwa aus dem Alterthum ihn besonders anzog und festhielt, und ob er auch formal, durch den Umgang mit jenen Mustern, tiefere und sichtbare Einflüsse erfahren habe. —

Auf mathematische und darauf sich gründende physikalische Studien führte ihn sein späterer Beruf selbst hin, auch gab er noch in höherem Alter außerhalb des Familienkreises Unterricht in der Mathematik. Wie gründlich und umfassend darin seine Kenntnisse gewesen, darüber fehlen uns die Belege, und hätten wir sie, es stünde uns kein Urtheil zu. Im allgemeinen wird auch hier, ähnlich wie bei seiner classischen Bildung, die Beobachtung richtig sein, daß auch die Mathematik nur einen Punkt in einer Kette von geistigen Interessen bildete, daß eine mathematische Methode auf sein Denken keinerlei Einfluß geübt hat, daß auch diesem viel und gern getriebenen Fache gegenüber sein Ich sich frei, originell, fast wie unberührt bewegt.

Anregungen aus neueren Literaturen, die in unsrer Zeit so früh, leider so früh und so überstark die jungen Geister auf Schulen hinnehmen, scheinen den Schüler Claudius nicht sonderlich erreicht zu haben; indeß weiß ich nicht, wann er sich mit den neuern Sprachen, von denen er später Französisch, Englisch, Italiänisch, Dänisch, Holländisch, Schwedisch, Spanisch trieb und verstand, zu beschäftigen angefangen. Vermuthlich fällt in sein Schulleben nur das Erlernen der erstgenannten Sprache, höch-

stens noch des Englischen und Dänischen. Die vaterländische Literatur aber war ja eine noch wenig beschriebene Tafel, und das Reinfelder Pfarrhaus schwerlich den Erzeugnissen der Tagesmode geöffnet. Klopstocks aufsteigender Stern aber, des einzigen damals, welcher — wenn wir etwa Gellert ausnehmen — der Richtung des Hauses zusagen konnte und zu dem Claudius später so verehrend und sehnsüchtig aufsah, ist ihm wohl weder zu Hause noch auf der Schule schon aufgegangen. Von eignen poetischen Versuchen vollends wissen wir gar nichts, und es ist, da Claudius keine frühentwickelte und geformte Natur war, unwahrscheinlich, daß er sich schon damals daran gewagt haben sollte. Was den Knaben und reifenden Jüngling innerlich, unausgesprochen und unaussprechlich, bewegte, das fand in der Musik, die er früh übte und sein Leben lang liebte, ein Echo und einen Ausdruck.

II.

Auf der Universität.

Neunzehn Jahre alt verließ der junge Claudius im Jahre 1759 die grünen Seeufer von Ploen und noch einmal zu längerer Trennung das Vaterhaus, um gemeinsam mit seinem älteren Bruder Josias Theologie in Jena zu studiren. Der Weg dahin streifte an Schauplätzen des siebenjährigen Kriegs, dessen großer Held indeß niemals Claudius' Held gewesen zu sein scheint. Die schön geformten Felsenberge des Saalthals, auch wenn auf ihnen nur wächst „Gewächs sieht aus wie Wein", die friedlich-glückliche Abgeschiedenheit des Orts, dazu der harmlos-fröhliche Sinn der Thüringer — all das mußte ihn ansprechen. Doch obwohl er die ganze Zeit seiner Lehrjahre dort verbrachte — seine zweite geistige Heimath ist ihm die Hochschule, wie sie es sollte, nicht geworden.

Ein Brustleiden, das sich zum Blutspeien steigerte, nöthigte ihn, mit Einwilligung der Eltern sein anfängliches Studium mit den juristischen und Kameralwissenschaften zu vertauschen. Möglich indeß, daß auch Geist und Herz

damals nicht so ganz bei der Theologie waren und daß er nach seiner inneren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht mit halbem Herzen die wichtige Sache treiben mochte. Auch konnte die damals in Jena vorherrschende theologische Richtung, die bereits durch Pietismus und Wolfische Philosophie abgeschwächte lutherische Orthodoxie, ihm, der Brot und nicht Steine suchte, unmöglich zusagen. Man kann wohl sagen, nach menschlicher An- und Einsicht verfehlte Claudius mit dem Abschied von der Theologie seinen wahren Beruf, denn ich wüßte keine Stellung auf der Welt, für die sein ganzes Wesen in seiner Anlage und späteren Ausbildung so ganz und so allein geschaffen scheint als die eines Landpredigers. Und doch, wenn ihm auch das Glück eines das innere Leben befriedigenden Amtes versagt blieb, zu wie ungleich größerem ward er bestimmt in der freieren Stellung zur Kirche, durch sein so viel unbefangneres, lauter tönendes Laienzeugniß! —

Leider fehlt uns so gut wie jede Nachricht über sein akademisches Leben. Er hörte, wie uns eine weit später geschriebene Mittheilung an Herder* sagt, Institutionen, Pandekten, Staats- und Völkerrecht und geschichtliche Vorlesungen. Sein Hauptlehrer in diesen Fächern wie in der Philosophie war ohne Frage der berühmte Professor J. G. Daries, Gegner des Wolf'schen Systems, der dann ungefähr gleichzeitig mit Claudius Jena verließ, um einem Rufe Friedrich's d. Gr. an die Universität in Frankfurt

* Vom 2. August 1775; aus Herder's Nachlaß II, S. 394. Nr. 25.

a. d. O. zu folgen. Doch scheint Claudius eigentliche Anregung unter den akademischen Lehrern kaum gefunden zu haben; wenigstens entwirft er uns in dem humoristischen Aufsatz: „Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe“,* kein sehr erbauliches Bild von dem, was er dort gesehen und gehört. Soll dieser kleine Aufsatz auch nicht den Werth von einem Memoire haben, aus dem man bestimmte Einzelheiten entnehmen könnte, so hat er doch Wichtigkeit für uns als ein Abbild der akademischen Eindrücke unsers Dichters. Und da ist es denn voran die dem Leben entfremdete, scholastische Methode der akademischen Doctrin, die Claudius lächerlich macht; die formale Logik, die den Stein der Weisen zu hüten vermeint, während sie dürftig an der Schale klebt; die volks- und glaubensfeindliche die poesie- und seelenlose Afterphilosophie jener Zeit, die orakelnd und in pedantischem Dünkel auf das exoterische „profanum vulgus” herabsieht und vor lauter Polemik nicht zum gesunden Schaffen kommt. Des Boten Widerwille gegen alle Systemsucht, die sich dem allein wahren und wirklichen System göttlicher Gedanken gegenüber erhebt, begleitet ihn, anfangs vielleicht unbewußt, aus den Hörsälen durch's Leben. Denn woher käme dem Studenten ein Bewußtsein und eine Selbständigkeit gegen die geistigen Mächte, die seine Umgebung beherrschen! Jene vielgerühmte akademische Freiheit ist und war immer, bei Licht besehen, ein Stand geistiger Unfreiheit. Auch der

* Werke I. 9.

junge Claudius war von jenen Einflüssen, wie wir sogleich sehen werden, nicht ganz frei, doch mehrte sich ihm schon damals im Innersten die Stimme seiner poetischen Natur und die Ahnung eines tieferen Bedürfens. Denn nicht erst als Asmus, da er die besprochene Satire im Rückblick auf vergangene Zeiten schrieb, hielt er über diese Perrükenweisheit, die ihm Thorheit scheint, Gericht, schon als Student spricht er ähnliche Gedanken, nur weniger originell, in den „Tändeleien und Erzählungen" unter dem Titel „der nützliche Gelehrte an Herrn Magister Schlettwein" aus.

Nachdem er hier in einer an Geist und Erfindung allerdings sehr anspruchslosen Erzählung das Unpraktische solcher Gelahrtheit dargethan, schließt er mit der Moral:

„So prahlt der Philosophen Schaar,
Die, neben andern großen Gaben
Nur Grillen in den Köpfen haben.
Das, was sie glauben, ist zwar wahr,
Doch bis zum nützlichen sich nie herunterlassen,
Und Dich sogar deswegen hassen,
Ist lächerlich, was zu erweisen war.

Du hast der Wissenschaften Werth, in jeglicher ein Mann,
Durch schöne Proben dargethan.
Freund, zeig' uns ferner Mittel an,
Das Leben glücklicher zu führen,

Und laß die Narren demonstriren
Und jeder lache, der sie hört!
Und sei ohne Unterlaß auf's Wohl der Welt bedacht!
Der ist wahrhaftig nur gelehrt,
Der andre dadurch glücklich macht." —

Man verkenne darin nicht die Keime des späteren und werdenden Claudius!

Die Hauptbeschäftigung des Studenten, dessen Herz offenbar nicht so ganz bei seinen Fachwissenschaften, ihrem Inhalt und ihrer Behandlung war, ging in Jena wohl auf classische und neuere Literatur — namentlich romanische Sprachen, — und auf Mathematik; auch eigne Poesien wollten ihre Zeit. Dabei war er Mitglied der „teutschen Gesellschaft", die im Jahre 1728 nach dem Vorbild der Leipziger gleichnamigen Gesellschaft durch den Magister Fabricius gestiftet worden und, ohne daß besondre Lebensäußerungen von ihm ausgingen, doch aus dem damals sehr rohen Jenenser Studentenleben die strebsameren Geister hervorziehen und unter ihrem Banner sammeln mochte.

Zunächst war es damit auf s. g. schöne Wissenschaften abgesehen, doch lag im Plan, auch eine Klasse für „höhere Wissenschaften", Theologie und Jurisprudenz zu errichten. Die ordentlichen Mitglieder (im Gegensatz zu den „vornehmen") kamen wöchentlich einmal zusammen, lasen deutsche Reden oder Gedichte vor, wobei es ausdrücklich auf „Verbesserung der deutschen Sprache" abgesehen war — Versuche, die man dann alljährlich in einem

Band schöner und einem Band „höherer Wissenschaften“ herausgeben wollte. Vermuthlich sind das ebenso fromme Wünsche geblieben wie der Plan, mit einer deutschen Sprachkunde und einem Wörterbuch das Vaterland zu beschenken. —

Über Claudius geselligen Verkehr sind wir nicht unterrichtet. Daß er an dem wüsten Ton des Verbindungs- und Ordenswesens, das damals zu Jena in der Blüthe stand, keinen Antheil nahm, ist zu glauben. Es war für das sittliche Leben der Universität eine Zeit der Versumpfung; erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, unter Herzog Carl August's von Weimar Regierung kam ein frischerer, freierer, edlerer Geist über Jena. Damals aber war es das burschikos angestrichene Philisterthum einer kleinen Provinzialuniversität, das sich dort breit machte; die in Jena so leicht eingebürgerte Bierseligkeit und Renommisterei besaß in dem „Faßbinderorden, Concordien-, Bier-, Stern-, Kreuzorden“, gegen deren Unwesen erst einige Jahre später ein förmliches Mandat erging, ihre charakteristischen Organe. Von Claudius' Universitätsfreunden wissen wir nichts. Vermuthlich berührt sich sein Aufenthalt noch eben mit dem Schluß der Studentenzeit seines poetischen Landsmanns Hans Wilh. von Gerstenberg*, des spätern Verfassers der Tragödie Ugolino, dessen Schriften und Beispiel jetzt und fernerhin, wie wir sehen werden, nicht ohne Einfluß auf Claudius blieben. Auch Claudius' späterer Freund, zeit-

* Geb. 1737 in Tondern in Schleswig.

weiliger Landsmann und Richtungsgenosse J. Georg Schlosser, Goethe's nachheriger Schwager, studirte gleichzeitig mit ihm die Rechte in Jena und mag mit ihm auf derselben Bank gesessen haben, ohne daß wir von einem Verkehr wissen. —

Dem Charakter der Hochschule als einer universalen Bildungsanstalt lebte Claudius treulich nach; sein Geist ging damals ins Weite und Allseitige, ein Streben, das ihm auch später bei allem Dringen auf das Eine was noth thut, eigen geblieben ist.

Aber auch der Ernst des Lebens trat früh in diesen Wechsel von Bücherleben, Poesie und Geselligkeit ein. Sein Bruder Josias, welcher der Theologie treu geblieben war, starb schon im Winter 1760 an der Schwindsucht. Vor dem Rector magnificus und der Trauerversammlung hält der Bruder die Grabrede, die dann gedruckt wurde und vor mir liegt. Die Blätter — Claudius' erste Druckschrift — sind als eines der wenigen Zeugnisse seines damaligen inneren Lebens für uns merkwürdig genug. Aber es ist ein wunderliches Machwerk. Vor der offenen Gruft vermag es der Bruder, ganz im Geist der damaligen Schulphilosophie die Frage abzuhandeln „ob und inwieweit Gott den Tod der Menschen bestimme." Dabei ist Ton und Form der Rede merkwürdig, weil sich darin noch gar keine Eigenthümlichkeit, am wenigsten die spätere Originalität des Mannes verräth; — es ist ein glatter rhetorischer Fluß, dem man leicht auf den Grund sieht und der nur einzelne Züge von dem Bild

des Menschen zurückwirft. Hier und da wird die schulmäßige Manier von einem durchblitzenden wahren Gefühl unterbrochen, und man sieht, wie schon den jungen Geist das ernste Thema seines ganzen Mannes- und Greisenalters, die Betrachtung des Todes mit besonderer Macht bewegt. Und dieser Grundton der Rede ist es, die uns, wenn wir die Schulform abstreifen, vor allem hier von Werth ist.

Man sieht, es sind Gedanken, an einem langen Krankenlager entstanden, dessen schwerer Ausgang gewiß war; die Reflexion des Schmerzes ist darin erkennbar und das Streben, sich in der Anschauung des Leidens und Sterbens, vor dem er in diesem Fall als vor einem Räthsel und naturwidrigen Akte steht, mit der Vorstellung der göttlichen Liebe zu versöhnen. So betrachtet er den Tod von zwei Seiten; einmal als natürlichen und von Gott bestimmten Schluß des körperlichen Lebens. Gott will dann „daß der Mensch auf diese Art wieder aufhört in dieser Beziehung glücklich zu sein. Und dies ist ein solcher Tod, als man von einem gütigen, liebreichen Vater erwarten kann.“ Dagegen das Sterben vor dieser natürlichen Vollendung erkennt er nicht als einen Ausfluß des göttlichen Willens. „Sollte es sich von dem weisesten Wesen denken lassen, daß es auch die Ursachen des Todes bestimme, die der Natur widersprechen? — — — Und wenn wir eine jede derselben besonders betrachten, und mit Aufmerksamkeit ihren Ursprung forschen, so finden wir, daß sie sich entweder unmittelbar, oder wenigstens

in ihren Ursachen in dem Willen der Menschen gründe. In beiden Fällen kann Gott den Tod unmöglich bestimmen. Wer ist verwegen genug von Gott zu glauben, daß er dem Mörder den Dolch in die Hand gebe, hier seinen Bruder, hier seinen Vater, hier seinen Freund, und hier sich selbst zu ermorden; daß er den Wütherich, den Tyrannen auf den Thron setze, damit er im Stande sei, bald den Jüngling, und bald den Greis seiner Blutgierde ungerochen aufzuopfern, und ganze Felder mit Leichen zu bedecken? Und ebensowenig gibt die Vernunft uns das Recht, in dem zweiten Falle Gott als die Ursache des Todes anzusehen. Hängt gleich die nächste Ursache nicht von dem Willen der Menschen ab, so sind doch die entfernten darin gegründet, die diese unwiderruflich bestimmen." —

Auch den Einwurf, die „Vollkommenheit des Ganzen" könne das vorzeitige Opfer des einzelnen fordern, weist er zurück. „Warum muß dann der Mensch unter so ängstlichen Verzuckungen sterben? warum wird sein Körper nicht so gebaut, daß er zu der bestimmten Zeit aufhört zu leben?" — Das dunkle Räthsel, das sich seinem Geiste erhebt, sucht er nicht zu lösen; er bleibt bei der Apologie der göttlichen Liebe stehen. Das Maß der Erkenntniß und der Aneignung der Wahrheit erscheint in der Rede nicht groß; eher macht das, was er von dem Wesen Gottes ausspricht, den Eindruck überkommener Gedanken, welche die schmerzliche Erfahrung wach ruft. Aber tiefer gewiß als seine Worte sind — die einzigen vielleicht, die

Claudius in Redeform jemals öffentlich gesprochen hat — drang das Ereigniß in sein inneres Leben. Denn es ist schon ein andres, als Glied einer Familie mit dieser einen Todesfall zu erleben, als alleinstehend in unmittelbarster Nähe ihn in allen seinen Leidensstationen mit durch zu machen.

Wann Claudius Jena verlassen, wissen wir nicht ganz genau. Wahrscheinlich ist es, daß sein dichtrischer Erstlingsversuch, der unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“ 1763 zu Jena erschien und den poetischen Ertrag seiner Studentenjahre enthält, den Schlußstein seines dortigen Lebens bildet.

Man muß gestehen, Claudius hat einen sehr schwachen und dürftigen Anfang als Dichter genommen. Es ist aber auch für den, der den Wandsbecker Boten kennt, wie eine fremde Welt, wenn er diese Blätter zur Hand nimmt. Die Tändeleien sind das poetische Nebenstück zu der prosaischen Rede, von der wir oben sprachen und wir staunen bei ihnen noch mehr wie bei jener über die Grundverschiedenheit dieser Anfänge von dem Dichten, Denken, Gestalten des historischen Claudius. Denn sie stehen an Eigenthümlichkeit, Herz, Leben, Wahrheit noch weit unter jener Rede. Dort war es ein persönliches, ans Innerste greifendes Erlebniß, das ihn rührte und reden ließ, und die Wirklichkeit und Wahrheit dieses Schmerzes zerriß doch hier und da die Unnatur der conventionellen Denkweise, die Wolke der pedantischen Form; hier aber fehlt aller Inhalt und der Hohlheit und Ar-

muth des Innern entspricht die monotone, geistlose und geschraubte Außenseite. Es sind poetische Schulexercitien, erwachsen aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb, der einer empfänglichen, strebenden und sonderlich einer auf Hochschulen lebenden Jugend, wo die Bruchtheile aller Bildungselemente, zumal der literarischen, so leicht sich zusammenfinden, vor allen eigen ist; — aber leider dazu noch Nachzeichnungen nach schlechten Vorlegeblättern; — nicht ein innerer Drang, zu gestalten was tief innen lebt, waltet und entfesselt sein will, sondern ein äußeres Drängen, poetisch mitzureden auch ohne das Recht der Mündigkeit! Das rächt sich dann um so empfindlicher bei einer Natur, die ihrer ganzen Anlage nach so wahrhaftig, so reell und eins war im Fühlen und Denken wie Claudius, der zwölf Jahre später in einem Briefe an Herder* mit solchem Recht von sich sagen konnte: „ich mag auch von keiner Distinction zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerei ist Realität bei mir, oder sollt' es wenigstens sein, sonst hohl's der Teufel." — Eine andersgeartete Natur von größerer formaler Begabung hätte sich über den fehlenden Kern von Wahrheit und Erfahrung durch eine überdeckende Kunst der Behandlung hinweggeholfen, aber die Kunst war Claudius' Sache am wenigsten, und so verfielen die seelenlosen Versuche sofort in das Extrem der Plumpheit und Geschmacklosigkeit.

* Vom 5. Dec. 1775 aus Herder's Nachlaß I. S. 401. Nr. 30.

Die Sammlung ist dem „hochgebohrnen Grafen und Herrn Friedrich Ludwig Grafen von Moltke, Erbherrn auf Nienborf u. s. w.“ in einer poetischen Dedication gewidmet, von der ich eine Stelle ausheb:

„O Graf, Sieh' hier, was eine Muse mich
An einem Bach im stillen Grunde lehrte.
Jüngst war sie ganz bestürzt, und nannt' und rühmte Dich,
Und sprach verschämt zu mir, daß ichs nur eben hörte,
Ich sollte Dir die kleinen Lieder weihn,
Und floh, im nahen dunkeln Hain
Die rothe Wange abzukühlen.
O, wenn die Lieder Dir gefielen,
Wie würde sich die scheue Muse freun!“ —

Sie zerfällt nach dem Titel in zwei Theile. Der erstere, kleinere enthält neun Stücke, die mit einer Ausnahme in poetischer Prosa mit eingestreuten Versen geschrieben sind. Einige Titel mögen einen ungefähren Begriff des Inhalts, eine Probe die deutlichere Anschauung geben. Wir finden da z. B. „die Schäfer um den Brunnen“, „die Faunen“, „der wohlthätige Amor“, „Amor auf der Schlüsselblume“ u. s. w. Wir wählen zur nähren Selbstcharakteristik No. IV. S. 12. „die süßen Lippen der Mädchen.“ —

„Vor der Geburt des Amors wußte man nichts vom Küssen, und der liebende Jüngling kannte die unaussprechliche Wollust nicht, die ich empfinde, wenn ich meine Lippen sanft auf die Lippen meiner Chloe drücke:

„Die Mädchenlippen waren schön, doch waren sie nicht süß,
Bis Venus Göttertrank auf sie durch Amor träufeln ließ.“

Als Amor geboren wurde, hielten die Götter ein Fest, und waren alle so vergnügt, als sie noch nie gewesen waren. Selbst aus dem Gesichte des Mavors hatten die goldenen Schüssel den Krieg verscheucht. Laßt uns, fing er gefällig an, den Menschen heute eine Wohlthat erweisen, und zwar diese, sprach die schöne Königin von Cypern, die in den halb ausgeleerten Becher freundlich hineinsah, sie sollen unsern Nektar kosten. Venus fand Beifall, und gab den Liebesgöttern den Nektar, mit dem Befehl, ihn auf die Lippen der Mädchen zu träufeln.

„Ich schmeck' ihn, wenn ich Chloe küsse,
Wie sanft, wie angenehm, wie süß!
O Chloe, Chloe, gib mir Küsse,
Der Göttertrank ist gar zu süß." —

Man sieht, es sind Triller in einer fremden Mundart, in dem flauen, geschnörkelten Zopfton, sind abgestorbene Reste französirender Dichteleien, wo die Daphne's und Chloe's und andre antike Schönen, doch alle im Reifrock und mit Puder, ihre zimperliche Rolle spielen. Wie himmelweit diese Naturwidrigkeiten von der späteren Naturtreue des Mannes!

Wie aber Claudius in den Tändeleien von Liebe singt, ohne geliebt zu haben, und dadurch kalt, steif und hölzern wird, so haben die „Erzählungen" eine moralische Färbung, ohne dem Leben entnommen zu sein. Es sind 11 Stücke, ganz in Versen geschrieben; wie z. B. „der edle Prinz", „der verzweifelnde Damon", „der fromme Heide", „das betrübte Mädchen", „der arme Mann"

und enthalten Züge von Menschenliebe, edeln Gesinnungen, Tugendschwärmerei und ähnliche Ergießungen. Der poetische Werth ist Null; die ganze Auffassung und Darstellung noch knabenhaft, fast kindisch. Mitunter ist auch die Moral wirklich ungeschlacht. So endet die dritte Erzählung „Cissides und Paches" mit der Schlußmoral:

„Freund, weine nicht, wie süß ist's in der Schlacht
Fürs Vaterland auf einem Wütrich sterben,
Den man selbst umgebracht." —

Vier Punkte sind aber für den Biographen, der auch auf die kleinen und halbverhüllten Züge achten muß, nicht unwichtig; — einmal Spuren eines verblaßten Christenthums, die wie eine verhallende Jugenderinnerung hier und da anklingen; ferner einzelne Züge jener herzlichen Menschenliebe, die so gewinnend uns später im Asmus anspricht. So in dem Gedicht „an meinen Vater":

„Wie glücklich ist, wer's redlich meinet!
Und mitleids- und erbarmungsvoll
Sein schön Gefühl dem Himmel weinet:
Es gehe allen Dingen wohl!" —

Ein andrer eigenthümlicher Zug ist die Verspottung unpraktischer, dem Leben entfremdeter Gelahrtheit in dem schon oben besprochenen „nützlichen Gelehrten", endlich die sofortige Änderung des Tons, wenn — wie in dem Gedicht „an meinen Vater" — der Dichter in den engeren und ihm näheren Bereich seiner Herzenserfahrun-

gen, in seine Welt kommt. Läßt das Gedicht künstlerisch auch noch so viel zu wünschen übrig, so ist doch der Brustton eigener Empfindung daraus hörbar, und Gelegenheitsgedichte in diesem Sinn sind immer der natürliche Boden für Claudius' Lieder geblieben. Dies bestätigt auch ein gedrucktes Flugblatt aus noch früherer Zeit, das drei Festgedichte der Gebrüder Claudius zur Hochzeitsfeier ihrer Schwester enthält, von denen das erste unserm Dichter angehört und von der dritten Strophe an so lautet:

„Und schleich unruhig und froh hinweg von der kleinen Versammlung
Der Freunde, die Deiner Liebe sich freun,
Und bilde, dein Bruder und Freund, in stiller Begeistrung verloren,
Dein ganzes künftiges Leben mir ab.
Und weine zum Himmel empor; so laß es Himmel, Sie leben!
Und bilde es immer noch schöner mir ab,
Dann fleht mein klopfendes Herz, dann fleht: so laß es, Sie leben!
Die bebende Thrän' im glühenden Gesicht.
Ich wags das Leben Dir itzt, was ich Dir gönne, zu schildern,
O steh' Du vertrauliche Muse mir bei!
Sie flieht, die Treulose flieht? — hier, hier im fühlenden Herzen
Hier ist's, komm', blicke Du selber hinab. —

Heil, Heil und Freuden — viel Heil — viel unaussprechliche Freuden —
Ein Leben — ach wie's ein unsterblicher lebt —
Voll Seligkeiten, voll Lust, voll süßer namloser Wonne —,
Und — hast du gütiger Himmel noch mehr? —"

Wie begreiflich machten die „Tändeleien und Erzählungen" kein Glück. Zudem glaubte man in ihnen eine mißlungene Nachbildung der vier Jahre früher herausgekommenen „Tändeleien" seines Landsmann's H. W. v. Gerstenberg zu sehen; und es ist wohl kein Zweifel, daß dieses Vorbild, das wiederum nicht Original, sondern von Gleim's Muse abhängig war, den ersten Anstoß zu dem mißglückten Versuch oder doch zu seiner Veröffentlichung gegeben. In dem erotisch-tändelnden Inhalt wie in der gemischten prosaisch-metrischen Form lehnt sich Claudius an Gerstenberg an, aber gegen die zierlich gedrechselten, salonmäßigen Verse des letzteren sind die von Claudius tölpelhaft; — er war eben zu gut zum „Tändeln". —

Claudius selbst hat die beste Kritik gegen diesen Jugendstreich geübt, indem er nur ein kleines Lied „an eine Quelle" (v. J. 1760), ohne Frage noch das beste von allen, mit wenigen unbedeutenden Veränderungen in seine gesammelten Schriften aufgenommen hat. Wer sich aber wundern sollte, wie der treffliche Bote von Wandsbeck früher in solcher Vermummung, in der er sich so übel ausnahm, hat einhergehen können, der möge sich der damals noch herrschenden Zeit- und Geschmacksrichtung,

der schwankenden, suchenden, unselbständigen Natur einer unreifen Jugend überhaupt erinnern, und wenn er noch eines leibhaften Beweises dafür bedarf, daß gewöhnlich erst in den Mannesjahren die Eigenart des Menschen sich herausarbeitet, so mag er sich Göthe selbst vorführen, der doch auch als Student die in französischem Geist und Ton sich bewegenden Mitschuldigen hat dichten können, ehe er in Götz und Werther gleichsam zu sich selbst kam.

Universitäten zudem sind die wahren Sammelstätten der Zeitrichtungen, und diese treten dem unbereiteten und ungefestigten jungen Geiste mit imponirender Macht gegenüber. Oft ist es dann das „feindliche Leben" des Geistes, in das hier der Jüngling hinaus muß, um sich später in sich und außer sich zu orientiren oder von seinem guten Genius aus dem Irrgarten geführt zu werden. —

III.

Im Elternhaus, Leben in Copenhagen, drei Jahre in Reinfeld.

Nach der Universitätszeit brachte Claudius einige Zeit bei seinen Eltern in Reinfeld zu. Er mochte sich bei seinem Hang zu möglichster Lebensfreiheit nicht besonders nach einem festen Amt sehnen. Es lag diese Abneigung gegen eine feste Lebensstellung theils in der Zeit und in großen Kreisen der geistigen Träger der Zeit, tiefer aber in Claudius' individueller Natur, wo sie mit der oben berührten Scheu vor der Hingabe an ein bestimmtes Fachwissen zusammenhängt. All dies „objective" ist ihm, dem thatenscheuen und im gewöhnlichen Sinn thatenlosen, nicht die nothwendige Unterlage der Existenz, sondern eine Störung, ein Eingriff in den ruhigen oder stürmischen Gang seines inneren Lebens. Und in ihm fehlten in ganz ungewöhnlichem Maße die alltäglichen Mithebel des praktischen Lebens, Ehrgeiz, Erwerbstrieb, Lust an gesellschaftlicher Stellung, die so fein und ungesehen oft mitsprechen und mittreiben. Zugleich freilich ist es der Mangel an

Sinn für Form und Formen und eine gewisse vis inertiae äußerer praktischer Thätigkeit gegenüber, die diese contemplative Natur so amtsscheu machte. Zudem war es nach dem Gang seiner Studien, die kein festes praktisches Ziel im Auge gehabt hatten, nicht eben leicht, ein Amt zu finden. Diese Zwischenzeit ist neben den Wirkungen, die das Haus und die Elternliebe auf den aus der akademischen Fremde heimgekehrten Sohn üben mußten, vorzüglich wichtig durch sein Zusammentreffen mit Schönborn, jenem durch Talent, Character und merkwürdige Lebensschicksale so bedeutenden Menschen in der an originellen Erscheinungen reichen Zeit. Er ist weniger durch J. Rist's treffliches Lebensbild,* das wol nur in literarischen und lokalen Kreisen bekannter geworden ist, als durch die Mittheilungen über ihn in Friedrich Perthes' Leben** in die Versammlung der Notabeln unsrer classischen Literaturperiode eingeführt worden. Hier mag nur das nothwendigste seiner Lebensumstände, soweit es Claudius berührt, aufgefrischt werden.

* Schönborn und seine Zeitgenossen. Von J. R. 1836. Interessant sind aus einer weit späteren Zeit die Bemerkungen des jungen B. G. Niebuhr über ihn, der mit ihm im Jahre 1798 in London vielfach zusammentraf; ich führe nur eine Briefstelle (Lebensnachrichten I, 183.) an: „Er ist sehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen fast bis zum Unfeinen, von sehr tiefer Philosophie, ausgebreiteter Kenntniß der Alten, besonders ihrer Philosophie und Mathematik; ein außerordentlich starker Kopf; aber gewiß zu träg und auffahrend gegen Widerspruch." — Vgl. S. 182.

** I, 138 flgg.

Zu Stolberg im Harz drei Jahre vor Claudius geboren, in frühester Kindheit mit seinem Vater, der Prediger war, nach Holstein verpflanzt, auf der Schule zu Klosterberge und dann vermuthlich auf der Kieler Universität gebildet, hielt er sich vom März 1764 bis 1766 auf dem Gute Treuthorst, eine Stunde von Reinfeld, als Hauslehrer auf und pflegte von dort aus mit Claudius sowie mit manchen verschollenen Guten der Umgegend, Predigern und Schullehrern meist, traulichen Verkehr. Er ward gewiß ein Salz für Claudius' Stillleben. An Energie, Lust und Fähigkeit zum Handeln, an Bildungsdrang und Wissenstrieb diesem überlegen stand er mitten in dem Zug dieser Sturm- und Drangzeit, nach faustischer Art alle Gebiete zu durchwandern, zu ergründen. Wissenschaftlich beschäftigten ihn damals vornehmlich sprachliche Studien, deren solide Grundlage sich von der Klosterschule herschrieb, und neben Mathematik Philosophie, der er sich mit angeborenem speculativen Tiefsinn hingab. Zeugniß hiefür legt ein von ihm in höheren Jahren geschriebener „Abriß einer Geschichte des Spinozismus" ab. Daneben aber drängte er ins thätige Leben, nach einer Betheiligung an Staatsgeschäften, die ihm später auch werden sollte. Das politische Interesse, das unter den damaligen Schöngeistern nicht eben häufig war, regte sich schon frühzeitig in ihm. Auch in seinen wenigen Poesieen verräth es sich. Schönborn war keine dichtrisch productive Natur, — wie er denn auch auf andern, seinem Geist wahlverwandteren Gebieten nicht das Bedürfniß des

Zeugens und Gestaltens hatte, — das wenige von Oden, was wir von ihm haben, ist an Klopstock — nebst Shakspeare seinem Liebling — herangewachsen, aber vorzugsweise dem politisch-vaterländischen Ideenkreise seines Vorbildes entnommen. Eine dieser freiheitsdurstenden Oden „der Rhein" vom Jahre 1776 ist an Claudius gerichtet und schließt:

„Ha! wo Du geboren warst gab's Retter der Freiheit!
Wo Dich empfängt das schäumende Meer, Retter der Freiheit!
Wann sehen wir einst, Vater Rhein, auch an jenen Ufern sie aufstehn
Und weg die Fürstenketten reißen,
Durch welche noch wandeln Deine heiligen Wasser?
O weg! Land Thuiskons, von Deinen Völkerschaften sie!" —

Von welcher geistigen Bedeutung Schönborn gewesen, erkennt man mehr noch als aus seiner sehr kleinen literarischen Hinterlassenschaft mittelbar aus der warmen Anerkennung und Anhänglichkeit von Männern ersten Rangs, wie sie in Briefen sich kundthut; er verkehrte als gleicher mit den größten Geistern der Nation mit Klopstock, Goethe, den Stolbergs u. a. Später (1773), da ihn das Schicksal als dänischen Consulatsecretär nach Algier und dann auf ein Vierteljahrhundert (von 1777—1802) als Legationssecretär nach London verschlagen hatte, schied er freilich aus der Gemeinschaft und der Fortentwicklung

unsrer Literatur fast aus. Wir werden ihn später ins Vaterland und in Claudius' Nähe zurückkehren sehen. Uns geht hier zunächst sein früheres Verhältniß zu diesem an. Ein fortgesetzter Briefwechsel unterhielt während ihrer Trennung die Verbindung. Sie schlossen sich mit Jugendwärme aneinander; Vater Claudius nennt Schönborn in einem Brief den „Jonathan" seines Sohnes. Und doch wie verschieden beide! Diese scharfkantige, wie Lessing an einem Übermaß forschender Spürkraft tragende Natur, deren geistiges Leben Kampf war und blieb ohne Frieden, ein edler Skeptiker, aber nicht aus Zerstörungslust, sondern aus dem heißen Drang des Suchens dessen, was er selbst finden wollte. Und dieser Zug der Wahrheit und dieses Herz voll Liebe war das Band in der folgenreichen Freundschaft mit Claudius, dem glaubensbedürftigen und so viel leichter findenden. So schreibt Claudius später über ihn an Herder* die schönen Worte: „Schönborn, der ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbei ein Gemüth wie Newton und Carte sius;" an denselben im November desselben Jahres**: „Schönborn schießt seine Blicke wie Pfeile in die Essentias rerum, daß die accidentia wie Schlamm über die Pfeile zusammenlaufen. Er liebt auch den Homer und versteht viel Mathematik und Algebra." —

Am 17. März 1764 verließ Claudius diese Landeinsamkeit und ging mit dem Paquetbot über Lübeck nach

* V. April 1772. Aus Herder's Nachlaß I. S. 370. Nr. 5.
** S. 372; Nr. 6.

Kopenhagen, wo ihm vermuthlich seiner Mutter Bruder, der Pastor Lorck auf Christianshafen, die Secretärstelle bei einem Grafen Holstein verschafft hatte.

Es war keine Entfremdung von dem deutschen Leben. Noch nicht ging damals, wie heute, ein politischer Riß durch Dänen- und Deutschthum, der immer mehr zu einer Trennung auch auf andern Gebieten sich zu erweitern droht; im Gegentheil standen mehrere der tonangebenden Kreise in Kopenhagen unter dem Einfluß deutscher Bildung und zwischen der dänischen Hauptstadt, Kiel, Lübeck und Hamburg herrschte ein reger geistiger Verkehr. Graf Hartwig v. Bernstorf, Minister unter Friedrich V. und dem unglücklichen Christian VII., war ein Hannoveraner; er wie sein noch berühmterer Neffe, der Graf Peter Andreas von Bernstorf, den später Struensees Sturz ans Regiment brachte, begünstigten deutsche Sprache und Literatur; der ältere zog Klopstock, der ihm seine Odensammlung so lakonisch zuschrieb, nach Kopenhagen. Um diesen bildete sich bald ein deutscher Kreis, in den auch Claudius eintrat. Vielleicht vermittelte die Bekanntschaft mit Klopstock Gerstenberg, den Claudius nach unsrer obigen Vermuthung noch von Jena her kannte und jetzt als Rittmeister wieder traf. Aber er traf ihn in ganz veränderter Richtung des Dichtens. Die gezirkelte, fein ausgeputzte aber in Erfindung und Gehalt armselige Poesie der „Tändeleien" hatte er abgethan, es war, als hätte das Soldatenhandwerk, dem er auch ganz unmittelbar einige Kriegslieder im Gleim'schen Ton widmete,

seine Muse einen männlicheren Schritt gelehrt. In der That aber war es Klopstock, dessen Umgang ihm eins und alles war, die Hingebung an Shakspeare, das poetische Evangelium der neuen Richtung und der kaum in Deutschland eingewanderte Ossian Macpherson's denen er diese Umwandlung zu danken hatte. So erschien als erstes Zeichen der neuen Fährte bald nach Claudius' Aufenthalt (1766) sein „Gedicht eines Skalden", die poetische Verklärung des Falls der nordischen Götterwelt, im Munde eines aus seinem Todesschlafe erwachten Skalden. Verschwunden ist darin der hellenische Mythos, er hat den schwerfälligen Götternamen der Edda Platz gemacht; im Grunde bei Gerstenberg eine neue Mode, ein andres Kleid! Denn die Eleganz und Melodie der Sprache, die höfische Verfeinerung der Gefühle, der moderne Lebensinhalt — all das ist wie früher. Er nimmt insofern, wenn er selbst schafft, eine Mittelstellung zwischen dem französirten Griechenthum Wielands und Klopstocks nordisch-vaterländischen Idealen ein. Aber sein Geschmack, sein Urtheil und Bewußtsein gehörte ganz dem Geist an, der von diesem seinem Abgott ausging. Sein gleichzeitiger Aufsatz über Shakspeare (1766) und seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" schlugen einen muthigeren Ton an; er erklärt in ihnen den Kunstregeln der Aristotelischen Poetik und dem französischen Geschmack den Krieg und hilft, als einer der Vorboten der nahenden Sturm- und Drangzeit, das Banner der genialen Regellosigkeit, der freien Naturproduction aufpflanzen.

In diese Gährung trat Claudius ein. Und nicht äußerlich blos trat er ein, sondern bald gehörte er mit Leib und Seele, mit dem „omnia sua secum" diesen Strebungen an. Die spanischen Stiefel, in denen seine „Tändeleien" einherstolperten, lagen bald wie ausgetretene Kinderschuhe hinter ihm und aus der Verkleidung tritt eine neue Gestalt. Die eigentliche Inspiration übte aber nicht Gerstenberg, nicht andre untergeordnete Glieder dieses Kreises, sondern der Messiassänger selbst.

Geben uns auch die wenigen und lakonischen Briefe aus dieser Zeit an Schönborn keinerlei Aufschluß über den Grad und die Art der Anziehungskraft, die der große Dichter auf den suchenden und noch unentschiedenen Claudius geübt, so sprechen doch äußere und mehr noch innere Gründe dafür, daß derselbe groß und stark gewesen sein müsse; ja, ich bin geneigt, zu glauben, daß Klopstock, ähnlich wie Herder für Goethe in Straßburg, ihm ein Wegweiser zunächst im Lande der Poesie geworden. Überhaupt sehe ich, wie gesagt, diese Zeit für einen Wendepunkt in Claudius' innerem Leben an, nicht im tiefsten Sinn des Worts, im Sinn einer religiösen Erneuerung, wohl aber darin, daß ihm durch Klopstock's Lehre und Beispiel andre Gegenstände dichterischer Belebung Natur, Vaterland und der Zug zu Gott als der Trieb und die Seele alles höheren Erdenlebens aufgeschlossen wurden. Und auch darin liegt eine Vorbereitung auf jenes tiefste Friedensleben, das nicht dichtend, sondern seiend und lebend sich in das göttliche Sein

vertieft, um von ihm aus Natur und Welt und Vaterland um so wahrer und inniger zu umfassen. Der harmlos-fröhliche, dem geselligen Verkehr leicht geöffnete Sinn unseres Claudius war bald für Klopstock's Naturliebe gewonnen, in seine Naturliebhabereien eingeführt. Die großartige Umgebung Kopenhagens, seine Laubwälder und das Meer, überboten die Bilder der Heimath; die Eisbahn, die Klopstock durch Lied, Wort, Beispiel und allerlei Anregung damals so populär unter der rüstigen Jugend machte, womit er Goethe später lockte, zog auch Claudius an. Noch nach seiner Abreise aus Kopenhagen bildet das Schlittschuhlaufen ein Hauptthema in seinem Briefwechsel mit Schönborn; er erkundigte sich z. B. nach „dem Großmeister und seinen Gesellen" in der edeln Kunst.

Wie hoch ihm Klopstock der Dichter gestanden und wieviel er ihm geworden, zeigt am besten seine schöne Anzeige der ersten Odenausgabe*. Es heißt da u. A.: „Wenn man 'n Stück zum erstenmal liest, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an, sichtbar zu werden und afficiren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beschließt sich darinn, und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im

* Werke I. 54.

Gesicht u. s. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlicht worden ist, und 's ist mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'n Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun." —

Neben Klopstock's eigenen Dichtungen, von denen außer einer Reihe der schönsten Oden (allerdings noch nicht gesammelt) schon die 10 ersten und besten Gesänge des Messias gedruckt vorlagen und die folgenden 5 vorbereitet wurden, scheint sich Claudius damals besonders mit dem Englischen und Shakespeare befaßt zu haben, wie ich aus Briefstellen entnehme. Wissenschaftliche Beschäftigungen, wie mit Newton's Schriften, gingen damit Hand in Hand. Auch das deutsche und nordische Alterthum, wie die germanische Mythologie, also ein vaterländisches Element, trat ihm dort durch die Anregung der Örtlichkeit, durch Klopstock, den „Barditenmann"*, und Gerstenberg nahe; seine späteren Schriften verrathen nähere Bekanntschaft damit. Auch zu Ossian's Helldunkel wallfahrtete er wohl mit den anderen Stürmern und Drängern. Doch wenn auch in Claudius' Briefen mitunter die Zaubernamen Wodann, Brenna und Hermann

* Wie er ihn in einem ungedruckten Briefe an Gerstenberg v. 24. März 1769 nennt.

erklingen, — hingegeben hat er sich niemals diesem unsrer Literatur so gefährlichen Bardenschwindel.

Ob ihn damals die ernsten Fragen über die Grundlage alles wahren Menschenlebens tiefer erfaßt und bewegt, ob er ihnen philosophisch oder im Glauben sich zu nähern gesucht — wir wissen es nicht. Dem letzteren Weg stand Schönborn zu fern, als daß in den Briefen an diesen, der einzigen authentischen Quelle jener Jahre, solcherlei Andeutungen vorkommen könnten. Aber auch hierin kann Klopstock und seine Dichtung nicht ohne Einfluß auf Claudius geblieben sein. War in jenem beim Beginn der Messiasdichtung auch nicht alles durchaus Gestalt und Leben, vieles blos aus der Phantasie geboren und dem Bereich der „christlichen Kunst" entstammt, so war der mitwirkende Factor doch auch eine fromme, dem göttlichen zugewandte Gesinnung, die auf unverschlossene Geister nicht ohne Wirkung bleiben kann; und seit dem Tode seiner ersten Gattin Meta (1758) wurde auch hierin mehr und mehr Wahrheit, was früher mehr Dichtung gewesen.

Andre Mitglieder des Klopstock'schen Kreises, da es nur Namen bleiben würden, übergehe ich. Claudius nahm aus ihm einen Anstoß ins weitere Leben mit. Denn seines Bleibens in Kopenhagen war nicht lange; schon im August 1765 finden wir ihn wieder in seinem „Vaterflecken" Reinfeld, wo er über drei Jahre verweilt. Nur kurze Zeit noch war Schönborn sein naher Nachbar; im Jahre 1766 ging derselbe als „Informator" nach Kopenhagen, wohin ihn Claudius schon zwei Jahre frü-

her eingeladen hatte, und trat dort bald der Bernstorf'schen Familie näher und damit in die Bahn ein, in welcher sein äußeres Leben weiter verlief. Mit ihm wie mit andern Kopenhagener Freunden, auch mit Klopstock, blieb Claudius in Briefwechsel, bis ihn seine Übersiedlung nach Hamburg aus der Einsiedelei wieder in ein bewegteres Leben versetzte. So wenig Zeugnisse uns aus diesem verlängerten Reinfelder Aufenthalt vorliegen, so scheint es doch für Claudius eine fruchtbare Zeit gewesen zu sein, vielleicht die Lebenskrisis, die ihn zum Manne bildete, in der er die in Kopenhagen erfahrenen mächtigen und stürmischen Eindrücke unter dem Schutz stiller Sammlung und Einkehr ausbaute zu der Grundlage seines späteren Lebens und Wirkens; in der er die ersten festen und kennbaren Züge des „Boten" gewann, mit einem Wort sich selbst fand. Denn alsbald nach diesem Aufenthalt erhält Alles, was er in Briefen, Aufsätzen und Gedichten schreibt, eine Physiognomie und zwar die, an der wir den trefflichen Asmus von weitem schon kennen. Der Schutt vermoderter Zeitformen ist weggeräumt und das wirkliche Bild, das Naturbild des Menschen hergestellt. Aber es gibt ein ideales Urbild, das noch tiefer liegt und das nicht blos der Zeitgeist des Moments verwischt und entstellt hat, sondern Zeit und Welt selbst. Dessen Herstellung ist nicht Menschenarbeit allein.

Übrigens spricht Manches dafür, daß Claudius in seiner Zurückgezogenheit auch die heilige Schrift fleißiger

gelesen, daß der Lebensodem des frommen Pfarr- und Vaterhauses, die kirchliche Sitte einer altgläubigen Gemeinde still und tief auf ihn gewirkt und der Zeitgeist, der in großen Städten lauter und lockender rauscht, weniger vernehmbar an das entlegene Asyl anschlug. Geht doch überhaupt der Zug aus dem Aufenthalt in größeren Städten heraus nach der Landeinsamkeit und Verborgenheit durch Claudius' ganzes Leben. Es ward ihm nicht wohl in der Stadt, sein Hang zu einfachen Lebenszuständen, zu geräuschloser Eingezogenheit trieb ihn stets wieder weg. In Kopenhagen hält er es nicht lange aus, nicht in Hamburg, nicht in Darmstadt.

Doch sollte ihm zunächst ein weites und lautes öffentliches Leben wieder nahe rücken.

IV.

Hamburg; — Weltleben und Literatur.

Claudius ging als Mitarbeiter an den s. g. Adreß-comptoirnachrichten im Spätherbst 1768 nach Hamburg. Seine Übersiedlung fiel in eine sehr angeregte und bedeutende Epoche dieser damals zugleich handels- und geistesmächtigen Stadt. Ja man kann in Wahrheit Hamburg um das Jahr 1770, wie die größte, reichste und äußerlich belebteste, so literarisch die erste, die Hauptstadt Norddeutschlands d. h. aber damals Deutschlands überhaupt nennen. Während mit dem Ausgang des dreißigjährigen Kriegs der Glanz des alten Hansabundes vollends erblich, zog Hamburg die letzten Strahlen dieses Glanzes an sich und hob sich allein und selbständig trotz ja durch den deutschen Krieg um so kräftiger empor. Aber nicht blos eine Schöpfung des Handels war das neue Hamburg. Wie im Mittelalter seine Fluß-, Meeres- und Handelslage zugleich mit seiner kirchlichen Bedeutung als Erzdiöcese — hatte doch schon Karl d. Gr. sie zur Missionsanstalt für den noch unerforschten Norden

bestimmt — die beiden Factoren gewesen, von welchen die Größe der Stadt ausging, so später im zweiten Stadium ihrer Blüthe die Reformation und der neue Welthandel, ebenfalls ein geistliches und ein weltliches. Aber zwischen diese beiden Gegensätze stellte sich in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ein drittes Element, eine reichere Weltbildung, wissenschaftliche und literarische Cultur — nicht verwachsen freilich mit dem Volks- und Bürgerleben, sondern noch in aristokratischer Sonderung. Die Handelsverbindung mit den protestantischen Ländern England und Holland, den Hauptsitzen der freieren Geistesbewegung im damaligen Europa, ward zu einer inneren und geistigen. Große Namen von Lehrern und Gelehrten, berühmte Bildungsanstalten schmückten die Stadt; Zeitblätter entstanden; Kunstsinn und Privatsammlungen kamen auf. Aber auch die Poesie erhielt in Hamburg schon mitten im dreißigjährigen Krieg eine Freistatt. Paul Flemming's junges und reiches Dichterleben fand dort sein frühes Ziel; ungefähr ein Jahrhundert später stand Hagedorn's leichtere Muse in der Mitte ihres Ruhms.

Die meisten der genannten Vorzüge fanden sich nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesteigert in Hamburg zusammen; als ein neuer und nicht unwichtiger trat der Aufschwung des Theaters hinzu, für welches von hier aus ein neues Leben und die eigentlich künstlerische Begründung ausging. Man weiß, welche Hoffnungen man an diese Kunstinstitute damals knüpfte, welche Glorie auf

ihnen lag; — wie sich edele Geister in dem Traume wiegten, von den Brettern aus könne eine ächte und wirksame Volkspädagogik geübt werden. Es waren die Dämmerzeiten der dramatischen Literatur, die sich und ihre Gestalten dort von Meisterhand verkörpert sehen konnte, während gleichzeitig gerade in Hamburg die großen Schatten der Shakspeare'schen Stücke über die Bühne gingen. Von andern Theaterunternehmungen, die vorhergingen, zu schweigen, so war man gerade kurz vor Claudius' Ankunft mit dem Plan der Begründung einer Nationalbühne hervorgetreten, unter Mitwirkung von Kräften wie Konrad Eckhof's und der Charlotte Ackermann. Und zu dieser Unternehmung trat, wie bekannt, Lessing in ein näheres Verhältniß. Seine ernsten Bemühungen um die Bühne, die so bald scheiterten, seine Dramaturgie, die von der Stadt den Namen trägt und gegen den Schluß in jene herbe Anklage des deutschen Nationalbewußtseins ausbricht, geht uns hier nicht näher an. Aber mit Lessings Eintritt in Hamburgs geistiges und gesellschaftliches Leben war ein persönlicher Mittelpunkt für die Lebensfragen der Literatur gewonnen; um ihn, der damals auf der Höhe seines Lebens stand, sammelte sich was rüstig den Weg des Neuen ging.

Auch Claudius wurde, ohne Zweifel durch den Buchhändler Bode, der mit beiden in geschäftlicher Verbindung stand, mit Lessing bekannt und lebte ganz in diesem Kreis. Ehe wir ein Wort über ihr persönliches Verhältniß sagen, sehen wir uns in der Peripherie dieses Kreises um!

Es gingen durch das geistige Leben Hamburgs zwei scharfe Gegensätze, die bald in hellloderuden Kampf geriethen. Auf der einen Seite stand die individuelle Freiheit, die Weltbildung, die neue Literatur mit ihrem entfesselten Naturstreben, ihr Hauptorgan das Theater; — auf der andern die kirchliche Gebundenheit, der strenge Gehorsam, die lutherische Orthodoxie, der blinde Haß gegen die aufkeimende Poesie, die Verdammung des Theaters, die monotone Abgeschlossenheit gegen alle Weltbildung. Das Haupt der letzteren Partei war der bekannte, durch Lessing's späteren Streit so berühmt gewordene Senior Johann Melchior Goeze, Hauptpastor an der St. Katharinenkirche. Vermittler zwischen den beiden Gegensätzen fehlten oder waren ohne Einfluß; doch thäte man Unrecht, blos und allein vom Standpunkt der Lessing'schen Streitschriften über Goeze und sein Verfahren zu richten. —

Claudius indeß stellte sich in allen Hauptfragen damals auf die Gegenseite dieses Mannes und dort haben wir seine Freunde zu suchen. Es ist von hoher Wichtigkeit für sein Leben, daß er auf den engen Raum des reichsstädtischen Bodens Vertreter fast aller Richtungen des kräftigen Aufschwungs fand, den die vaterländische Cultur damals nahm. Der frische freie Zug wehte hier besonders scharf und die Wissenschaft, die Dichtung, der Staat, das sociale Leben, die Erziehung und Schule — alle spürten seine Wirkungen und auf allen diesen Gebieten sah Claudius Wortführer und Reformatoren in nächster Nähe, unter seinem Freundeskreise.

Wir nennen zunächst Joachim Christoph Bode. Zugleich Inhaber einer Druckerei war er Besitzer der Adreßcomptoirnachrichten. Sein Geschäft, an dem eine kurze Zeit Lessing theilnahm, stand im Dienst der neuen Literatur, und er selbst war durch geschäftliche und Übersetzerverdienste, durch Rechtlichkeit, Verstand und gesellige Gaben ein wichtiges Glied dieses Kreises. Zugleich war seine Lebensgeschichte selbst wie ein Stück Poesie. Im Braunschweig'schen geboren hütete er als Knabe die Schafe, kam dann zu einem Stadtmusikus in Braunschweig in die Lehre, wo er unter Entbehrungen und Demüthigungen aller Art bei Tage mehrere Instrumente spielen lernte, Nachts aber bei der Lampe in seiner luftigen Schlafstätte unter den Dachziegeln sich in Bücher, u. a. in die Wunder des Simplicissimus vertiefte. Als Hautboist in Celle und bereits Familienvater trieb er musikalische Studien und erlernte neuere Sprachen; nach Verlust von Frau und Kindern verschafften ihm diese Fertigkeiten in Hamburg Brod durch Privatunterricht. Durch seltsame Verwicklungen fand er dort Herz und Hand einer reichen und schönen Dame, erwarb das reichsstädtische Bürgerrecht und lebte in völliger Unabhängigkeit namentlich der Freimaurerei. Nach dem Tode auch dieser Frau zum drittenmal verheirathet fing er gerade um die Zeit, von der wir reden, das obengenannte Geschäft an, das einen Centralpunkt für die Hauptwerke der werdenden Literatur bilden sollte. Wie er später nach Weimar übersiedelte, die Seele des Illuminatenordens wurde und mit

den französischen Revolutionärs in Verbindung trat, gehört nicht hierher. Seine Vorliebe für die englischen Humoristen, von denen er u. a. gerade um jene Zeit auf Lessings Anregung Yoriks empfindsame Reisen von Lorenz Sterne so meisterhaft übersetzt hat; sein Sinn für das Volksleben der unteren Stände, aus denen er hervorgegangen war; sein eigner glücklicher und ursprünglicher Humor; seine musikalische Gaben, dabei ein eingeborner Oppositionstrieb gegen die Zustände der staatlichen, kirchlichen, socialen, literarischen Wirklichkeit — alle solche Eigenschaften, die ihn auch ohne eigene Dichterkraft den Vorboten der neuen Zeit anreihen, machten ihn Claudius werth und interessant.

Hamburg's größte Berühmtheit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Hermann Samuel Reimarus, 41 Jahre lang Lehrer der orientalischen Sprachen am dortigen Gymnasium, der Verfasser der später von Lessing in Wolfenbüttel herausgegebenen „Fragmente eines Ungenannten" war kurz vor Claudius' Niederlassung gestorben, aber sein Sohn, der s. g. jüngere Reimarus (Johann Albrecht Heinrich), der berühmte Arzt und edle Bürger, der thätige Theilnehmer gemeinnütziger Unternehmungen, den man wohl den deutschen Franklin, dessen Blitzableiter er auch in Deutschland einführte, genannt hat, und dessen Schwester, die von den vornehmsten Geistern der Zeit vielgefeierte Elise Reimarus bildeten für den Kreis, von dem wir reden, das erste gesellige Haus in Hamburg. Der hartnäckig rationalistische Sinn des Vaters, der allmählich

der Sinn der Zeit wurde, lebte in den Kindern fort, den Glauben an einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit bekannte die Familie, aber losgelöst von dem Schriftwort und seinem Glaubensinhalt, der für sie nicht die Bedeutung der göttlichen Offenbarung hatte. Mit ihnen verkehrte Claudius in dieser Zeit viel wie auch später in dem Hause des berühmten Kaufmanns Sieveking, des Schwiegersohns von J. A. H. Reimarus. Die Skepsis in dem Wesen dieser Männer trat oft zurück hinter ihren praktischen Lebensernst, und diese ethische Seite, die edle und umsichtige Menschenliebe, die ihre Blicke weit über das Weichbild der kleinen Republik hinauswarf, zog Claudius an; die geistige dagegen, ihre Abwendung von dem positiven Christenthum entfernte ihn mit der Zeit mehr und mehr.

Zu seinem Umgang und dem geschilderten Kreis gehörten dann auch drei Schulmänner, die, jeder in seiner Art, an der Belebung und Wiedergeburt des deutschen Bildungs- und Erziehungswesens arbeiteten. Der eine, Martin Ehlers, der spätere Kieler Professor, ward einige Zeit nach Claudius' Ankunft Lehrer in dem nahen Altona; eine innige, warme, liebevolle Natur, die mit weitem Herzen für das Wohl und Wehe der Menschheit fühlen und schwärmen wie mit eifrigem Wort und Werk das erreichbare Nahe fördern konnte. Eine Reihe pädagogischer Schriften sollte den Schulpedantismus, die Ausschließlichkeit des griechisch-römischen Buchstabendienstes, wie man ihn damals vielfach betrieb, beseitigen helfen, dem Realismus und der Anschauung Bahn brechen. —

Noch kräftiger werkthätig in diesem Geist war Joh. Georg Büsch, dessen Haus neben dem Reimarus'schen lange Zeit der Sammelplatz der guten und geistreichen Gesellschaft gewesen ist. Früher Professor der Mathematik an dem akademischen Gymnasium in Hamburg hatte er 1767 den ersten praktischen Versuch zur Anlage eines Realinstituts unter dem Namen einer Handlungsakademie gemacht — eine Bildungsanstalt, die, getragen von der Neuheit der Idee, von dem Bedürfniß des Orts, dem Zutrauen des Auslands (namentlich der Engländer und Russen) und dem ausgebreiteten schriftstellerischen und bürgerlichen Ruhm ihres Stifters und Leiters, bald zu europäischem Ruf kam; in der später u. a. Alexander v. Humboldt und Barthold Georg Niebuhr eine Zeit lang Unterricht empfingen. Auch in dieses Mannes Leben und Wirken ging der Grundtrieb auf den Anschluß der Bildung an das Leben und seine Bedürfnisse und Forderungen — wenn dieser Trieb sich auch alsbald zu einer für den unmittelbar praktischen Gebrauch bestimmten Fachbildung verengte.

Den stärksten Ausdruck fand aber diese Richtung, — freilich in der Einseitigkeit des Gegensatzes bald zur Caricatur der plattesten Aufklärung und prosaischen Nützlichkeitsanbetung verzerrt — in Joh. Bernhard Basedow, der damals Professor in Altona und gleichfalls mit Claudius wohl bekannt war. Seine frühere popular-philosophische und theologische Thätigkeit geht uns nichts an; er war durch dieselbe nicht blos mit seinem stets gewapp-

neten Gegner, dem Senior Goeze zerfallen, sondern ward in Altona sogar vom Abendmahl ausgeschlossen. Aber gerade in diesen Jahren wandte er sich von der Theologie ab zur Pädagogik, in der er die von Rousseau empfangenen Inspirationen durch Schriften und bald durch die That in das deutsche Leben einzuführen suchte. Seiner eignen Zuversicht kam das begeisterte Zutrauen von Fürsten und Publikum entgegen. Gewiß nur das geistig höchst lebendige, witzige, auf- und anregende Wesen des Mannes und der — freilich mit mancherlei Eigennutz und Unreinigkeit verquickte — Schwung, den jene scheinbar so hohen Lebenszwecke ihm liehen, konnten Claudius vorübergehend anziehen, nie gewinnen. Nur stark in der Negation, die ihm den bestehenden kirchlichen und Schulzuständen gegenüber die scharfgeschliffene kritische Waffe in die Hand gab, ermangelte er beim Neuschaffen der tieferen Wahrheit der Erkenntniß und der entsagenden Liebe, die allein hier bauen und gründen kann.

Schließlich nennen wir noch als einen nähern Freund von Claudius den Pastor Alberti an der Sct. Katharinenkirche, den nächsten Amtsbruder, aber zugleich Widerpart des an derselben Kirche thätigen Senior Goeze. Auch diesen letzteren kannte Claudius, stand aber in den Streitigkeiten des Mannes mit Alberti, die bald nach Claudius' Ankunft in Hamburg ihren Anfang nahmen, auf des ersteren Seite. Alberti nahm in den damals so heftigen Kämpfen zwischen der lutherischen Altgläubigkeit und der schönen Literatur eine vermittelnde Stellung ein, fiel aber

zuletzt nach jahrelangem Kampf dem vorübergehenden Sieg der ersteren und ihrem Hauptkämpen in Hamburg zum Opfer. Wir kommen auf diese Kämpfe und Claudius' Betheiligung daran zurück. Alberti wählte seinen Umgang vornehmlich auf der nicht orthodoxen Seite; mit Lessing, der indeß damals auch mit Göze häufig zusammentraf, stand er im nächsten Verkehr. Er war der Prediger der Gebildeten in der Gemeinde, Göze der Mann des Volks. Claudius mußte in ihm die biedere und menschenfreundliche Art lieben und sich von seiner Innerlichkeit, die ihn von der Buchstabenrichtung der damaligen Orthodoxie und der gottverlassenen Neologie gleich sehr entfernte, angezogen fühlen.

Der Kreis von Claudius' Umgang war hiermit nicht geschlossen; nur die einflußreicheren und näherstehenden habe ich genannt. Es scheint, daß er viel in Gesellschaften, auf Landausflügen lebte; auch dem Theater widmete er einige Zeit und eine gespannte Aufmerksamkeit, wie mehrere literarische Reliquien zeigen.

Mit Lessing, auf den ich zurückkomme, knüpfte sich trotz der Verschiedenheit des Alters, des Wesens, der innersten Richtung ein engeres Band, das auch über das Hamburger Zusammenleben hinweg aushielt. Er war ohne Frage in dem geschilderten Kreis der überlegene, der allgemein als Führer erkannte. Seine beiden größten Leistungen, Minna v. Barnhelm und Laokoon lagen vor; seine unantastbare kritische Größe stand fest. Claudius ging mit begeisterter Liebe auf seine Schöpfungen ein.

Damals erschien das genannte Drama neben den Jugendstücken auf der Hamburger Bühne; Claudius widmet dem Stück und seiner Darstellung in den Adreßcomptoirnachrichten* einen originellen Briefwechsel, worin ein junger Mensch vom Lande an seinen Vater über das Gesehene berichtet und wo sich die Stärke der Bühnenillusion in dem Glauben des guten Jungen malt, es sei alles selbsterlebte Wirklichkeit. Der Vater antwortet, wie folgt: „Du hast für Deinen letzten Brief etwas bei mir zu Gute, mein Sohn. Deine Geschichte von den Leuten im Wirthshause gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major v. Tellheim, von dem Wachtmeister und dem jungen, schlanken Fräulein sprichst, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelm's und von Tellheim's, sie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menschen ein Herz, das aufwallen, und mit dem wärmeren Blute sanfte Röthe in sein Gesicht, Thränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen konnte; sie gaben ihm einen Verstand, der diese Aufwallungen beherrschen, und zu seiner wahren Wohlfahrt leiten sollte. Der Mensch überließe sich zu sehr den schmeichelhaften Aufwallungen — und machte sich unglücklich. Du hast

* Vom 11. November 1769. 89 Stück, 18. Nov. 91 St. Auch abgedruckt in G. E. Lessing's Leben von Danzel-Guhrauer II, 1, 310 folgg.

ein weiches, unverdorbenes Herz und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, theurer Jüngling. Ich weiß Jemand, der gerne Dein Verstand sein und als Dein Schutzgeist über Dein Herz wachen würde, wenn Du Dich ihm vertrauen wolltest. Lebe wohl, Fritz und schreibe mir bald, daß Du Geld brauchst.

N. S. Solltest Du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem alten Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen." — Eine alte Tante dagegen, die Claudius nicht ohne Seitenblick auf naheliegende Ansichten und Personen auftreten läßt, nimmt die Gegenpartei, die des Theaterhasses und läßt sich also vernehmen: „Hochgeehrter, Liebwerther Herr Vetter! Wenn mein Brief den Herren Vetter bei gutem Wohlsein antrifft, so soll es mir lieb und angenehm zu vernehmen sein, ich befinde mich wohl. Du bist im Hause mit dem Vorhange gewesen, Du Sündenwisch, und solch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schwester Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahndet: der Komet stand gerade über unser Dach, und ich habe eine Zeitlang her schwere Träume gehabt von Nachtraben, Aalen und blutigem Schafgekröse. Der Herr Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünsche recht sehr, von seiner werthen Hand zu erfahren, wie es ihm auf seiner Reise geht. Aber der gott-

vergessene Steffen! habe ich ihm darum so viel Gutes gethan, und ihn in meinem Testamente bedacht, daß er Dich verführen sollte? Noch heute will ich alles umstoßen, das Gasthaus zu meinem Universalitätserben einsetzen, und ihr könnt zappeln, ihr heimlichen Sündenböcke, ihr. Und du schämst dich nicht, in Deinem Briefe von einem abgedankten Wachtmeister und einem Fräulein, die du gesehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knieen danke ich Gott, daß er mir keine Kinder und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch solche Sünde und Schande nicht an meines eigenen Leibes Erben erleben durfte. Pfui Dich, und komme mir nie wieder vor die Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herrn Vetters Gewogenheit, und beharre nebst vielem Estime und freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herrn Vetters ergebenste Dienerin und Tante cet." —

Später zeigt er im Wandsbecker Boten * die Emilia Galotti an und versteckt seinen innern Jubel hinter dem trocknen Lakonismus seines Lobes. Mit sehr richtigem Takt erklärt er sich nur gegen Emilia's Worte im vorletzten Auftritt: „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne, sind Sinne. Ich stehe für nichts u. s. w. Doch schließt er dies Bedenken: „doch das kommt mir wohl nur so vor, und ich hab's bloß gesagt, damit ich mich ganz ledig sagte. Wollt's auch für viel nicht mit Herrn Lessing verderben. Er fackelt nicht; zwar, er gäb sich auch mit'm schlichten

* Werke II, 112.

Bothen wohl nicht ab, er ist's so mit Geheimden Räthen gewohnt."

Auch nach der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente sagte sich Claudius keineswegs von Lessing los. Er kennzeichnet vielmehr die Absicht der Veröffentlichung treffend in der „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan:"* „Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der soll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschiren: marschirt ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten den besten, wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken an den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagte er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie Niemand Victoria, wenn er 'n alten rostigen Musquedonner Einmahl mit loosem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er souteniren kann, und als der Fuß der Religion bedarf!" u. s. w. Wir haben noch Lessing's Antwort** auf diese Empfehlung beim Kaiser von Japan. „Mein lieber Claudius, schreibt er am 19. April 1778, danken

* Werke III, 56.

** Lessing's Schriften v. Lachmann XII, 504.

Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tausendmal, daß er sich meiner bei Seiner Majestät von Japan so günstig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm so schwer zu haben beschrieben? Einen salvum conductum für meinen Bauch*, und ich komme ..... Denn genug, daß ein asiatischer Monarch kein Europäischer ist, und ich wenigstens von den Jannabos an seinem Hofe nichts werde zu besorgen haben. Die Goldbarren stechen mir verzweifelt in die Nase, und wenn mir Albiboghoi** nicht auch an den Bauch will: so laß ich ihm sein zweites Ohr gewiß u. s. w. u. s. w." Im Verlauf erklärt indeß Lessing ausdrücklich, wie vortrefflich Herr Asmus seine theologischen Gesinnungen interpretirt habe.

Mit wachsender Erkenntniß und Festigung des eignen Standpunktes sah Claudius freilich, wie die Kluft der innern Lebenswege weit und weiter wurde, aber die Liebe zu Lessing's Person ließ die Kluft schmaler erscheinen. Nach seinem Tode, bei Gelegenheit des Jakobi-Mendelssohn'schen Streites, auf den wir zurückkommen, spricht es Claudius aus:*** „Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann; so halte ich doch seinen Kopf hoch".

* In Bezug auf die unangenehme Operation, von welcher der Hofmarschall Sr. Majestät S. 61. sprechen.

** Der Name des erwähnten Hofmarschalls.

*** Werke V, 119.

Das dürfen wir bei Claudius' reellem Sinne glauben, es war nicht Lessing's Ruhm und Name, der ihn anzog und ihm schmeichelte; es war sein Werth, der ihn fesselte. Anfangs ohne deutliche Einsicht in das Verwandte und Fremde fand in ihm Lessings Widerwillen gegen die seelenlose Orthodoxie seiner Zeit eher einen Widerhall als Widerstand; des Mannes gerader Rechts- und Wahrheitssinn, seine kritische Fehde gegen das Franzosenthum und den Mißverstand des Aristotelischen Kanon, seine poetischen Leistungen, sein reicher und fesselnder Umgang, seine dialektische Überlegenheit — all das zog ihn an. Was ihn aber als ein gänzlich fremdes abstoßen konnte, die unerbittliche, fast grausame Logik Lessings, das Ätzende in dessen Natur, das verhüllte die Freundschaft, die ihm Lessing entgegentrug. Denn dieser, wie schon obiges Schreiben zeigt, erkannte und anerkannte ganz wohl die Ursprünglichkeit und das Eigenthümliche in Claudius, das Ganze, das Sinnige und Poetische, die ungeschminkte Frömmigkeit, das Herz voll fröhlicher Unschuld und Liebe.

Das war zunächst der Hamburger Kreis, in dem sich Claudius bewegte — die Glieder und Lessing, das Haupt, dessen beste Gedanken eine so lebhafte Bewegung in den Gliedern hervorriefen. Claudius hat viel in diesem geist- und bildungsreichen Kreis gelernt, erfahren. War derselbe doch ein getreues Abbild des Großen, was damals das deutsche Leben bewegte und durchbebte. Gewonnen hat er darin an Lebensinhalt, Sicherheit und Form; Nahrung für das was seines Lebens Kern und

Stern geworden, mehr mittelbar und durch das Reifen der Selbsterkenntniß, die an andern erstarkte. Aber er stand, tiefer gesehen, doch mit einem Fuß nur darin, mit dem andern außer diesem Leben — der Bote mit dem Stab, der dort nicht Hütten bauen will, den Blick vorwärts gerichtet, weiter strebend!

Und doch dürfen wir nicht, in der Erinnerung an den still und tief ruhenden Schatz seines Innern, den er im Vaterhaus gesammelt und gemehrt hat, glauben und sagen, daß das Hamburger Leben einen Rückschritt oder Stillstand für das Werden und Wachsen von Claudius' wahrem Lebensbild bezeichne. Wie oft im Leben wankt das scheinbar feste Haus des Geistes, in dem wir schon sicher und gemächlich zu wohnen meinen; wie oft stürzt es über uns zusammen, damit wir es fester, weiser wahrer wieder aufbauen; wie oft tritt die versuchende Macht des Zeitgeistes an uns heran und zeigt und verheißt uns die Herrlichkeit der Welt, wenn wir niederfallen und ihn anbeten wollen! Solches Wanken und solche Versuchungen hatte auch Claudius noch mancherlei zu bestehen. Aber das Band, das ihn an das Leben der göttlichen Liebe fesselte, riß nimmer wieder.

Auch darf man nicht vergessen, daß das Leben, das Claudius damals in Hamburg umgab, noch nicht die durch Parteikämpfe verbitterte Stimmung, die Essigsäure der späteren Gegensätze an sich trug. Es war eine gährende Zeit, in deren Chaos vieles in sich streitende noch gemischt zusammenlag.

Von den großen Lichtern an unserm literarischen Himmel gingen aber neben den Fixsternen, von denen wir sprachen, auch einzelne Wandelsterne am Hamburger Horizont vorüber, in deren Bahnen Claudius trat. Vor Allen der damals 26jährige Herder. Das Verhältniß zu ihm ward für Claudius äußerlich wie innerlich besonders folgenreich. Herder hatte im Jahr 1769 für immer seine Heimath an der Ostsee, wo er zuletzt in Riga gelebt, verlassen, hatte einige Zeit in Frankreich zugebracht und dann eine Stelle als Instruktor und Reiseprediger bei dem Sohne des Fürstbischofs, Herzogs von Holstein zu Eutin angenommen. Auf dem Wege dahin kam er im Anfang des Februar 1770 nach Hamburg. Dort verlebt er mehrere Wochen im lebendigen Verkehr mit dem Lessing'schen Kreis. Herder hatte etwas Hinreißendes und Mächtiges und gerade alle Mittel, Claudius in den Zauberkreis seiner Persönlichkeit und seiner Ideen zu bannen. Er fuhr mit vollen Segeln und mit der Siegesgewißheit, welche das Erfülltsein von einer neuen Lebenswahrheit verleiht, zumal da, wo eine schwungvolle und innerlich empfängliche Natur zu Grunde liegt. Wie seine Schriften, so war seine persönliche Erscheinung, seine Unterhaltung, von der wir ein halbes Abbild in seinen Briefen dieser Periode haben, im Sturm und Flug; unmittelbar gewinnend und erobernd oder unmittelbar abstoßend. Claudius spricht selbst diesen Zug zu Herder aus. In einem ungedruckten Briefe an Schön-

born heißt es*: „Herder ist wieder hier gewesen, er ist ein Mann für mich, bei aller seiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt"; und einen Brief an Herder selbst aus dem Spätjahr 1740** schließt der in der allgemeinen Schwärmerei der sentimentalen Zeit nicht eben überschwängliche Mann: „Ihre Liebe ist mir wie Liebe der Frauen". — Das Streben in die Weite wie in die Tiefe der Erkenntniß war beiden Geistern gemein; Herder's Universalität stieß bei Claudius auf einen verwandten, wenn auch nicht mit solcher Energie und solcher Lust am Forschen und Wissen an sich ausgestatteten Sinn. Herder selbst hebt seines Freundes Vielseitigkeit in einem Brief an Gleim hervor. Ihre poetische Richtung stimmte vollends, wie wir unten sehen werden; Klopstock unter den Neuen war beider Abgott, sie lebten beide in Shakspeare. In dem Suchen und Finden eines festen religiösen Standpunktes waren beide noch werdend, aber auch Herder erscheint damals nicht ohne einen mystischen Grundzug, der Claudius' Eigenthümlichkeit und Stärke war. Freilich überwog in Herder's Natur die Richtung auf die Wissenschaft, und später, wie uns im Verlauf des Verhältnisses entgegentreten wird, wirkt die Ausbildung dieser mehr geistigen als geistlichen Haltung des großen Mannes, dessen Leben wie von wenigen das „nihil humani a me alienum puto"

* Vom 27. Juli 1770; als Herder, der in der zweiten Hälfte des Juli Eutin verlassen, mit dem Prinzen durch Hamburg reiste.

** J. G. v. Herder's Lebensbild III, 226.

als Ueberschrift tragen dürfte, auch kältend und zeitweise lähmend auf die Beziehung zu Claudius ein. Hat aber auch Herder mit der Zeit mehr und mehr Elemente der Zeitbildung, des allmächtigen Zeitgeistes in sich aufgenommen, in demselben Verhältniß, in welchem Claudius sie aus seinem Bewußtsein ausschied, so ist doch nie eine Trennung entstanden, ja bei aller Klarheit über die Verschiedenheit sind sich die Herzen nahe geblieben. — Zunächst aber noch ein Blick in jene Flitterzeit ihrer ersten Freundschaft!

Claudius schließt sich mit aller Wärme seines offenen und treuen Herzens dem neuen Freunde an. Er fühlt sich in seiner vorwiegenden Innerlichkeit und Scheu dem imponirenden Geiste gegenüber in zweiter Linie. Bei Herder ist alles rascher, entschiedener, auch nach außen gewandter, schlagfertiger. Seine Stellung in der deutschen Literatur war schon gegründet, fast fertig; er schon ein berühmter Mann, Claudius noch ein dunkler Name. Denn Herder war mit seinem literarischen Programm, in dem die Signatur seines ganzen literarischen Lebens lag, bereits hervorgetreten; — die Fragmente über die neuere deutsche Literatur und die kritischen Wälder waren noch nicht lange erschienen.

Unserm Claudius wurde der Überlegenheit gegenüber die Wahl zwischen Liebe und Neid nicht schwer; doch ist es keineswegs ein stetes Jasagen dem berühmten Schriftsteller gegenüber. In der Beurtheilung, die er über einzelne Schriften von Herder später in den Wandsbecker

Boten rücken läßt, — wie über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, an Prediger, 15 Provinzialblätter* — herrscht neben dem Ton freudiger Anerkennung doch durchaus der Freimuth wichtiger Meinungsabweichungen. Was Claudius gelegentlich, als von seiner Qualification für ein Amt die Rede war, in einem humoristischen Briefe an Herder** im buchstäblichen Sinn von sich rühmt: „er lasse sich nicht bestechen", das gilt auch im uneigentlichen. Wenige Geister jener Zeit mögen so unverblendet durch Größe, Namen, Geistesreichthum geblieben sein, so keusch und frei und eigen im Urtheil sich erhalten haben wie Claudius. Es ist das ewige Theil in ihm, das über die Zeit richtet und sich nicht scheu machen läßt.

Auf ihre Differenzen kommen wir zurück. Herder sah und liebte damals in Claudius außer der Gleichartigkeit des Wollens und Wirkens im geistigen Gebiet den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes. Er nennt ihn in einem Brief an Gleim v. J. 1772 eine „englische Seele unter den Menschen" und später, 1776, heißt es an denselben: „Es ist ein herrlicher Junge wie jede Zeile seiner Schrift, von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen"; an Lavater schreibt er in demselben Jahr nach einem mehrtägigen Zusammensein

* vgl. Werke I, 30; I, 94; III, 8; III, 74. —

** Aus Herder's Nachlaß I. S. 395. Nr. 25. v. 2. Aug. 1775. —

mit Claudius in Bückeburg: „Freudentag hab' ich mit Claudius gehabt, dem reinsten Menschen, den ich fast gekannt habe. Noch nie hab' ich gewünscht, mit einem Menschen zusammenzuleben, wie ichs mit Claudius wünsche." Noch nach Herder's Tod hat seine treffliche Gattin der Gesinnung des Verstorbenen gegen Claudius Worte geliehen*. „Ein zärtliches Andenken an Matthias Claudius, dessen Geist und scharfer Blick für Wahrheit, dessen Einfalt und moralische Natur ihm heilig war, trug er in seinem Herzen. In verschiedenen Schriften hat er seiner mit Achtung und Liebe gedacht. Ein Briefwechsel und freundliche Theilnahme an allem, was ihnen lieb und heilig war, die treuste Freundschaft verband, und verbindet noch beider Familien".

Zugleich erkannte Herder Claudius' literarische Verdienste in seiner Art und Sphäre gern und wiederholt an; ja er erwies ihm die Ehre, sein Abendlied als einziges zeitgenössisches deutsches Lied in seine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) aufzunehmen**, um, wie er hinzufügt, „einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden." Über seine kleinen Prosaarbeiten im Wandsbecker Boten schreibt Herder*** an Merck in Darmstadt im September 1771: „das Beste, was ich in meinem ganzen Hiersein (in Bückeburg)

* Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfried v. Herder, von Maria Carolina v. Herder geb. Flachsland I, 133.

** Briefe an und von Merck, herausgeg. v. K. Wagner. S. 35.

*** J. G. v. Herder's Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. (Octavausg. v. 1807), VIII, 509 —

von neuen Schriften der Gattung (d. h. der aus der schönen Literatur) hier gelesen, sind einige einzelne fliegende Blätter und fast nur Reihen von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten so gerührt werden."

Bald nach Herder's flüchtigem Aufenthalt verließ Lessing Hamburg, um Ostern 1770. Ein halbes Jahr später siedelte Klopstock von Kopenhagen dahin über, wo er fortan, nur mit kurzer Unterbrechung, sein Lebelang blieb. Er begleitete seinen Freund und Gönner, den älteren Grafen Bernstorf, der nach seinem gewaltsamen Sturz durch Struensee Hamburg zu seinem Exil wählte. Mit Klopstock lebte Claudius in der alten Weise, nur stand er noch näher und selbständiger zu ihm.

So sehen wir Claudius mitten in der Bewegung der Literatur und zu ihren drei Hauptvertretern — denn Goethe's Stern war noch nicht aufgegangen — im nächsten persönlichen Verkehr. Aber blos als Trabant eines andern Sternbildes zu schimmern, das war seine Bestimmung nicht. Gerade neben und gegenüber den genannten glänzenden Lichtern entzündete sich sein eignes, bescheidenes, aber in so eigenthümlichem Glanz schimmerndes Licht.

Er zog sich aus all dem Reichthum und lauten Leben zurück, um sich selbst zu leben, dem Zug seines Innern ungestört nachzugehen und zugleich seinem äußern Leben eine festere Gestalt zu geben. —

V.

Der Wandsbecker Bote.

Von den „Adreßcomptoirnachrichten“ trat Claudius nämlich um Michaelis 1770 ab, und es hob zunächst eine Zeit drückender Noth für ihn an. Ein Brief an Schönborn aus dieser Zeit enthält einen Nothschrei um Geld; „ich bin itzt nichts und habe itzt nichts“, schreibt er; nur Schulden hatte er. Aus dieser unhaltbaren Lage riß ihn gegen Ende des Jahres der Antrag Bode's, an dem zu gründenden „Wandsbecker Boten“ mitzuarbeiten. Schon am 6. November 1770 schreibt er an Schönborn über den Plan der neuen Zeitung, und ersucht ihn, den Entwurf einer Vignette für das Blatt durch den Kupferstecher Preisler in Kopenhagen zu vermitteln. Er selbst schlägt eine solche vor; „ich wäre,“ schreibt er, „nun wohl für eine Hieroglyphe, z. Ex. für einen Frosch mit der Unterschrift „der Frosch coax schreit Tag und Nacht“.— Da haben wir die bald darauf auf dem Löschpapier der Zeitung erscheinenden Frösche, die nebst der Eule auch auf Asmus' sämmtliche Werke übergegangen sind und

womit sich als mit einem Talisman auch gegenwärtiges Schriftchen geschmückt hat.

Näheres über die Zeitung erfahren wir aus einem ungefähr gleichzeitigen Schreiben Claudius' an Herder*. „Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wandsbeck an, und ich werde sie schreiben helfen. Sie soll wie die meisten Zeitungen einen politischen und einen gelehrten Artikel haben. Ich habe hin und her gedacht, wie man den letzten neu und etwas Eignes habend einrichten könnte, eine Art von Fortsetzung von Bacon's Zeitung, de augmentis scientiarum schickt sich nicht, dünkt mich in dem einen Augenblick, für ein solches Blatt, und in dem andern schickte es sich wohl, aber es will mir nicht einleuchten, wie man eigentlich das Ding angreifen soll — ein naiver launigter Ton in den Recensions wäre freilich ganz gut, aber ein Mensch kann ja nicht alle Recensions machen, und wer darf andrer Leute Arbeit ändern? und so ferner, kurz es schwebt mir manchmal so etwas vor Augen, aber ich kann es nicht recht gewahr werden". — Im heitern Bänkelsängerstil gibt Claudius selbst — denn kein Andrer ist natürlich der Verfasser — unterm 1. Januar 1771 als Prolog das Programm der Zeitung:

„Ich bin ein Bothe und nichts mehr,
Was man mir gibt das bring ich her,
Gelehrte und polit'sche Mähr;

* Lebensbild III., 1, 226.

Von Aly Bey und seinem Heer,
Vom Tartar Chan der wie ein Bär
Die Menschen frißt am schwarzen Meer,
(Der ist kein angenehmer Herr)
Von Persien wo mit seinem Speer
Der Prinz Heraclius wüthet sehr.
Vom rothen Gold, vom Sternenheer,
Von Unschuld, Tugend, die noch mehr
Als Gold und Sterne sind, —
(Virgil läßt auch offt Verse leer)
Von dem verschwiegnen Freymäurer
Vielleicht wohl auch, doch heimlicher,
Von Fried Tractaten, Krieg und Wehr,
Von Couriers die von ohngefähr
Gewiß nicht reiten hin und her,
Vom Heeringsfang, von Freud und Gram
Von Bender das der Russe nahm,
Vom Lotto das aus Welschland kam
Und nicht Quaternen mit sich nahm,
Vom Podagra von Horn und Ham,
Vom Zuckerrohr in Surinam
Vom großen Mogul und Madam,
Von Zank, Erfindungen und Lehr,
Von klein Verdienst und großer Ehr,
Von groß Verdienst und kleiner Ehr
Und tausend solche Sachen mehr
Die sich begeben ohngefähr
Und alle anzuführen schwer:

Aus allen Enden fern und nah,
Aus Asia und Africa,
Europia und America,
Und andern Ländern hie und da
Doch nicht aus Cappadocia.
Die nackte Wahrheit lieb ich sehr,
Doch gibt man mir noch etwas mehr,
Wenn's nur noch eine Sage wär,
Und wenn's ein Spott zur Beßrung wär,
Und wenn's ein sanftes Liedgen wär,
Und wenn es sonst so etwas wär.
Je nun — da bring ichs auch mit her
Dafür bezahlet mich mein Herr.
Als ich von Hause gieng sprach er:
Geh hin! und saget die und der,
Seht doch! wo kommt der Bothe her?
So wünsche höflich dem und der
Ein frölich Neujahr und noch mehr,
Und sprich, ich komm von Wandsbeck her.

Claudius sollte also Redacteur der „gelehrten Artikel", des Feuilletons werden, oder, wie es auch mitunter überschrieben wird, des „poetischen Winkels". Das Blatt erschien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung. Der politische Theil nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meist ziemlich ungelehrten „gelehrten Artikel", aus Poesien, kleinen Prosaaufsätzen und kurzen Kritiken bestehend. Die Beiträge erscheinen anonym, und es ist nicht überall

möglich und für unsern Zweck unwesentlich, Conjecturen über die Verfasser zu versuchen. Auch Herder und Goethe haben Beiträge geliefert. Claudius' Sächelchen sind meist ohne Namen, nur hier und da „der Bothe" unterzeichnet; doch verräth ihn sein Stil und Ton auch da in der Regel, wo die Beiträge nicht in die gesammelten Schriften übergegangen sind. Denn es ließe sich noch, wenn wir hier eine antiquarische Untersuchung beabsichtigten, eine nicht ganz unergiebige Nachlese von nicht gesammelten Stücken seiner Hand halten. So ist dies anspruchslose Winkelblatt für Claudius der Ort geworden, wo er seine Eigenthümlichkeit im Schreiben, seine literarische Physiognomie, deren Grundzüge sich in den letzten Jahren festgestellt hatten, zu voller Bestimmtheit und Kenntlichkeit ausprägte. Und gerade der Ort, wo diese kleinen Productionen stehen, sowie der Anlaß, der ihnen ihren Ursprung gegeben, wirkten wesentlich ein auf ihre Form. Der Verfasser wurde durch beide zu einer volksthümlichen Aphoristik hingedrängt, die dem eiligen Zeitungsleser den frugalen literarischen Nachtisch durch Kürze und Würze genießbar zu machen sucht, ihm keine zu große Anstrengung zumuthet und doch wirken will. Für Claudius' Systemscheu und Unfähigkeit, auch der Form nach, ein größeres Ganzes zu schaffen, war eine solche Thätigkeit eine Zeitlang ganz willkommen, doch dürfen wir nicht vergessen, daß das, was der Form nach nicht ganz und zusammenhängend war, doch schon damals im wesentlichen der Ausdruck und Ausfluß einer

ganzen und gewappneten Lebensanschauung gewesen. Und diese soll uns später beschäftigen.

Mit der Annahme der Redaction war also Claudius' Übersiedelung nach dem stillen, schön gebauten Flecken Wandsbeck verbunden, der durch ihn, wie Matthisson* sagt, „der berühmteste Marktflecken von Deutschland" geworden ist. Nur eine Stunde von Hamburg gelegen war der Ort erst vor kurzem durch Kauf an Dänemark gekommen. Seine Vorzüge hat unser Poet selbst in einer zuerst besonders gedruckten, dann in die gesammelten Schriften** aufgenommenen humoristischen Romanze v. J. 1773 heiter besungen:

„Schön ist die Welt, schön unsre Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen".

Es wird nicht blos seine zweite, sondern seine rechte und eigentliche Heimath. Sie gibt ihm, wie durch eine literarische Taufe, seinen Titel und Beinamen, unter dem ihn alle Welt kennt und nennt; sie gibt ihm Haus und Hof, Heimathsliebe im Besitz, Heimweh in der Ferne; an den stillen Ort knüpft sich die Erinnerung des besten und schönsten, was er erlebt und gewesen; es ist die Wiege aller seiner Kinder und sein eignes Grab. Da ward dem Dichter wohl. Hamburg und die Freunde

* Erinnerungen I., 322.

** I., 37.

waren nicht fern; man pilgerte gern nach dem hübschen Ort und dem waldartigen Schimmelmann'schen Park, der Hauptzierde Wandsbecks. So hatte er Wald und Feld, und in der Einsamkeit fehlte doch nicht „die Freundin Luna“ in Busch und Baum und ihr „stilles Zauberwort“, das, wie die Romanze schließt, mehr „als hundert tausend Reime“ sagt. Und:

„Die Mode, welche Städter zwängt,
Ist hier gehaßt, wie Schlangen,
Und hoch an unsern Eichen hängt
Bocksbeutel aufgehangen“.

Aber mehr als das Alles — an Wandsbeck knüpfte sich auch die Gründung seines Lebensglücks, seine Liebe und Ehe. Wir kennen die frühern Herzensschicksale des Dichters nicht; aus seinen „Tändeleien“ sprach nicht Natur und Wahrheit, möglich, daß ihm die Fügung dies Gefühl bis ins Mannesalter vorbehielt, damit es ihn dann desto stärker und tiefer ergreife, um so ganzer ausfülle, ihm Glück und Segen, Weihe und frischen Lebensthau bringe.

Am 15. März 1772 verheirathete sich Claudius mit seiner vielgeliebten und vielgenannten, allen Lesern des Wandsbecker Boten wohlbekannten Rebekka. Ihr Vater war Zimmermann und hielt zugleich eine kleine ehrbare Wirthschaft, die von der Wittwe nach dem baldigen Tode des Mannes fortgesetzt wurde. Auch die Art, wie das Verhältniß sich entsponnen, hat uns die Familientradition — noch lebt zu Wandsbeck die neunzigjährige jün-

gere Schwester der Rebekka — aufbewahrt. Der Bote sah seine Zukünftige, als sie in die Näheschule der Frau Küsterin oft vor seinem Hause vorbeiging, und wurde besonders aufmerksam auf sie durch die trefflichen Antworten, die sie in der Kinderlehre Sonntags Nachmittags in der Kirche gab. Er trat in Umgang mit dem Vater, indem er ihn öfters auf die Jagd begleitete. Eines Tages — vermuthlich im September 1771* — kehrte er mit diesem von einer Jagdparthie in sein Haus zurück und legte der Mutter und den Mädchen Barmbecker Zwieback auf den Tisch. Als er von ihnen gefragt ward, ob er etwas geschossen habe, antwortete er „ja, ich habe heute einen guten Schuß gethan". Er hatte aber bei dem Vater um die Rebekka angehalten und das Jawort bekommen. Durch den Vater ging er an die Tochter.

Claudius weiß uns durch seine Gelegenheitsgedichte so sehr ins Interesse an seinem Familienleben hineinzuziehen, daß der Name und das Lob seiner Frau gleichsam in die deutsche Literaturgeschichte übergegangen ist.

„Rebekka wählen ist Geschmack;
Nicht wahr, College Isaak?" —

heißt es in dem „silbernen A.-B.-C." ** Mitten in der Abhandlung „über den Vorzug der Gelehrten mit einer langen Note aus'm Baco" *** vergißt er Gelehrte und

* Vgl. den Brief Nr. 1 „aus Herder's Nachlaß" v. 20. Sept. 1771 u. S. 364, Anm. 3. die Briefstelle von Bode v. 17. Sept.

** Werke VII., 80.

*** Werke I. u. II.. 114.

Baco und erzählt, wenn auch mehr Dichtung als Wahrheit, seine Liebesgeschichte und, von andern Kleinigkeiten abgesehen, hat er ihr und ihrem heitern, frommen Sinn zwei schöne Lieder „Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen“ und „das Feierlied zur silbernen Hochzeit 1797“ gewidmet, das er in besonders gehobener Stimmung geschrieben und das neben der Innigkeit auch von einer Zartheit und Feierlichkeit beseelt ist, wie wir sie sonst an dem Boten kaum gewohnt sind. Unter Anderm heißt es:

„Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut' der Wahrheit Zeugniß bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.“ —

In der That war es für Claudius eine glückliche Wahl. Auch Andre haben ihren Werth erkannt. Freilich braucht's keiner Zeugnisse und Autoritäten, wenn sie ihm gefiel und ihn beglückte. Aber immerhin freut es, auch in den Urtheilen eines Herder, Hamann, F. H. Jakobi, J. H. und Erneſtine Voß, Stolberg u. A. bis herab zu dem jüngſten Selbſtbiographen von Schubert ihr Lob wie aus einem Munde verkünden zu

hören. Sie war fromm, arm, einfach — er nennt sie in den Briefen an Herder, auch als Frau noch, fast nur „sein Bauernmädchen“ — dabei ungewöhnlich schön, lebensmuthig, fröhlich, liebenswürdig. Ihre Bildung die eines Bürgermädchens einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert, geistlich arm und reich an Liebe. An ihm blickte sie hinan, bildete sich noch in der Ehe an ihm und durch ihn und ging in seinem Werth und seiner Liebe auf; sie pflegte ihn, nahm ihm, soweit es anging, die Sorge ab, half ihm in den späteren langen und schweren Nothständen treulich tragen und harren, beten und hoffen.

Aber auch eine innere Zucht ist ihm die Ehe, diese Ehe geworden; das Herausgehen aus dem Ich, die Sorge um ein Du, um ein zweites und drittes Wesen hat gerade ihm den Begriff der Pflicht, die ihm hier nicht als äußeres Gesetz, sondern als Freiheit in der Liebe erschien, aufgeschlossen; sie hat ihm, der kein Amt hatte, wenigstens zum Theil die Zucht des Amtes ersetzt; sie ist auf diese Art seinem inneren Leben, dessen Gestaltung und Reifen zu Gott, gar sehr zu Hülfe gekommen.

So ist es gerade die Ehe, das Haus, die Familie, wo Claudius wahrhaft gedeiht, wo man ihn beobachten und kennen lernen muß, um ihn gründlich liebzugewinnen. Da ist er der deutsche Mann, der christliche und deutsche Hausvater, und der norddeutsche sonderlich, der unter seinem Dach die „starken Wurzeln seiner Kraft“ sucht und findet. Wir werden später noch Gelegenheit haben, seine Schwelle zu betreten.

Seine Verlobungsgeschichte haben wir oben aus dem Munde einer, wenn auch damals noch kleinen Augenzeugin berichtet; seine Hochzeit, die originell genug war und ein wenig nach der Geniezeit schmeckt, erzählt er selbst in einem Brief an Herder*. Er hatte, ohne den eigentlichen Zweck merken zu lassen, eine Gesellschaft naher Bekannter, darunter Klopstock, Schönborn, Ehlers und Bode („der dicke Herr in Hamburg") geladen. Auch der „Pastor loci" erschien und Claudius fing gleichsam scherzweise von „copulirt werden" an zu sprechen und zog dann die königliche Concession heraus, bis sich der wahre Sinn der Sache allmählich enthüllte.

Gleich mit der Verheirathung begannen, wie begreiflich, die Nahrungssorgen, und aus diesen ist Claudius sein Lebelang kaum ganz herausgekommen. Zudem war die geringe Einnahme vom „Boten" schwankend und zweifelhaft. Schon gegen Ende des ersten Jahrganges schreibt Claudius an Herder**: „Mit dem „Wandsbecker Boten" will's nicht recht fort, und ich glaube, daß er's nicht lange mehr aushält". So mußte er sich nach andern Erwerbsquellen umsehen. Eine solche war der Einfall, die „bon mots aus Adreßblatt und Zeitung" zu sammeln und herauszugeben, — ein Plan, den er schon im Spätjahr 1771 an Herder mittheilt***, mit

* V. April 1772. „Aus Herder's Nachlaß" I., 369, N. 5.

** N. 4, S. 369.

*** A. a. O. S. 365 u. 369 u. a.

dem wenig lockenden Zusatz, „wenn Sie allenfalls einen Herrn Buchhändler wüßten, der so dumm sein wollte, mir etwas dafür zu geben". Doch kein Buchhändler war — klug oder kühn genug zu dem Unternehmen, weshalb erst drei Jahre später, in der Nr. 179 (9. Nov. 1774, datirt vom 8. d. M.) des „deutschen, sonst Wandsbecker Boten" die Subscriptionsanzeige für die beiden ersten Theile des „Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten", die nun Claudius in Selbstverlag nahm, erschien; im Frühjahr 1775 trat die Schrift wirklich ans Licht. Inhalt und Aufnahme gehen uns zunächst nichts an.

Die Sorgen wurden durch ihren Erlös höchstens vertagt, nicht beseitigt. Zudem war, fast gleichzeitig mit dem Buch, das erste Kind, ein Töchterlein, Karoline, Friedrich Perthes' spätere Gattin, geboren, bei welcher Herder's Frau Pathe stand; ein zweites Mädchen, Christiane Marie Auguste, folgte im November des folgenden Jahres. Nach einem wirklichen und festen Amt sich ernstlich umzusehen, schien darum doppelt Pflicht. Herder besonders sollte dazu helfen. Dieser war seit 1771 als pastor primarius und Consistorialrath in Bückeburg angestellt. Schon früher *, noch vor seiner Heirath, wendet sich Claudius vertrauend an ihn um Empfehlung und Fürsprache. Was guten Willen und freundschaftlichen Eifer anging, so konnte er keinen bessern Patron finden. Herder schaut nach allen Seiten aus;

* A. a. O. S. 363.

vergebens aber blieben lange Zeit seine Versuche in Darmstadt, wo seine Braut Karoline Flachsland und deren angesehene Verwandten lebten; in Kurland, Herder's früherem Aufenthaltsort, und bei Gleim, dem Mäcen und treuen Helfer hungernder Dichter. Dieser war i. J. 1772 bei Herder zu Besuch und wünschte, Claudius möge von Wandsbeck herüberkommen, um ihn kennen zu lernen. Claudius konnte nicht. Kurz darauf (Oktober 1772) schärft Herder noch einmal in einem charakteristischen Brief dem Halberstädter Freunde die Sorge um den verlassenen und darbenden Wandsbecker ein. „Claudius! Claudius! Er ist noch immer unversorgt; zween Plane, einer ihm, einer mir, sind abermals mißlungen. Ich klopfe für ihn an bei Ihnen! Mich dünkt, Sie hatten etwas für ihn und können und wollen für ihn auf's beste. Es ist die lauterste Familie unter der Sonne — er wirklich eine englische Seele unter den Menschen, und sie soll wie er sein. Es ist wie ein Schicksal gegen den guten Menschen. Er versteht außer den gelehrten Sprachen bis auf's Griechische, Französisch, Englisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Spanisch, und muß darben. Helfen Sie ihm! Eine staatlose Secretairbis zur unschuldigen Rechnungsführerstelle, und was zwischen liegt, ist für ihn. Nur nicht Gelehrsamkeit, Prachtbetrug und Plätze der Staatslüge. Ich lege ihn auf Ihr Herz; da ruht er sanft, das wird Sie an ihn erinnern und für ihn schlagen". — Wir werden unten hören, wie alle diese Freundschaftswünsche und Schritte endlich Erfolg und Erfüllung fanden.

Während er so selbst und andre für ihn nach außen ihre Netze auswarfen, war sein häusliches Leben wie eine deutsche Dichteridylle, Ebbe und Fluth der Stimmung, Sang und Verstummen, Sorge und Humor, Leichtigkeit und Schwere der äußeren Noth gegenüber. Auch der Tod seines Vaters, von dem wir oben schon sprachen, fällt in diese Jahre (4. Dez. 1773), das schon erwähnte Lied, das hier nicht ästhetisch, sondern nur seiner Grundstimmung nach in Betracht kommt, spricht deutlicher als es nachträgliche Worte eines Dritten vermögen, die Größe des Verlustes aus. An Herder* schreibt er nur: „Mein Vater ist mir vor vierzehn Tagen gestorben. Mag der Ihrige, wenn Sie noch einen haben, desto länger leben!“ — Seinem Gemüths- und Geistesleben fehlte von Natur die gleichmäßige Temperatur; reizbar und wechselnd konnte er erst aus den tiefen Quellen innerster Umbildung eine Ahnung dieses Friedenszustandes erfahren. Einen Blick in solchen Stimmungswechsel mag uns eine Briefstelle an Herder** geben: „Ich brumme und härme mich nicht, bin auch jetzo wieder ziemlich gesund und gehe flugs und freudig an mein Geschäft, das ich aber freilich, wie der Herr Gevatter sehr recht bemerken, nicht mehr mit soviel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umsonst zu sein scheint, eine vena comica auch immer mehr versiegt und versauert, wie alle kleinen Bäche zu thun pflegen. Übrigens springe ich doch

* A. a. O. S. 381. Nr. 14.
A. a. O. S. 382. Nr. 15.

alle Tage noch ein paarmal über Stock und über Tisch und Bänke, und wenn ich das große Loos gewinne, komme ich sogleich und springe auch über Tisch und Bänke in Bückeburg und über die Bänke in der großen Allee zu Pyrmont". An Karoline Herder heißt es etwas später*: „Befinde mich seit einiger Zeit gar nicht wohl und will den jungen Frühlingsgeist aus den neuen Kräutern saugen, daß es mir wohl thue". — Und doch, welch' unerschöpften Fond heitern und frisch-fröhlichen Lebensmuthes Claudius inmitten aller Unsicherheit des Ein- und Auskommens besaß, zeigt am besten sein Zusammenleben mit Johann Heinrich Voß, das in jenen Jahren beginnt.

Schon früher war Voß mit Claudius in literarische Verbindung getreten und persönlich bekannt geworden. Er lieferte mitunter poetische Beiträge für den „Boten" und lernte Claudius auf zwei Reisen nach Hamburg, im Frühjahr und Sommer 1774, kennen. Beide waren Freunde von Klopstock, beide arbeiteten an dem Göttinger Musenalmanach mit, dessen Redaction Voß nach dem Rücktritt jenes nachherigen Schwagers Boje seit Anfang 1775 übernahm. Voß, sonst ganz mittellos, wollte den Almanach auf Subscription herausgeben und von dem Ertrag leben. Er wählte Wandsbeck zum Aufenthalt wegen des Zusammenlebens mit Claudius und der Nähe von Bodes Buchdruckerei, durch die er den Druck besorgen ließ. Die Nachbarschaft von Hamburg,

* A. a. O. S. 389. Nr. 21. v. 25. April 1775.

wo der Musenalmanach ganz besonderen Anklang fand — er hatte dort 700 Abonnenten — und die alten Göttinger Bundesfreunde in der Nähe bestimmten ihn nicht minder. Auch Hölty wollte an dem „Schäferleben" theilnehmen, der rasche Fortschritt der Schwindsucht, an der er litt, hinderte die Ausführung des Plans, sein früher, längst geahnter Tod machte im Jahre darauf seinem hinsiechenden Leben ein Ende.

Das Leben, das die beiden Dichter in Wandsbeck führen und dessen Abbild uns Vossens Briefe erhalten haben, ist wie eine wirklich gewordene Vossische Idylle, wie ein leibhaftes Bruchstück seiner Louise. Freilich ist es nur die Außenseite, namentlich von Claudius' Thun und Treiben, die uns entgegentritt, nicht sein innerstes Dichten und Trachten. Denn dieses war in seinem letzten Refugium doch für eine Natur wie Vossens zu fremdartig und unverständlich, als daß es Claudius dem Freunde rückhaltlos aufgeschlossen hätte. Aber für eine Zeitlang reichte bei aller Verschiedenheit beider Männer doch das gleichartige zu einem friedlichen, behaglichen Zusammensein hin. Auch hatte Claudius noch nicht das Bedürfniß völliger Entschiedenheit in den höchsten Lebensfragen; er lebte noch in einer Dämmerzeit, wo die Sonne wohl da war, aber noch hinter den Wolken und nur durch einzelne durchbrechende Strahlen — in wie mancher Stelle seiner zwei ersten Theile! — sich kund gab. Und Voß war ja auch noch ein werdender, gährender Mensch — und die Jugend ist immer an Keimen reicher, als das

sich setzende und verengende Alter an Früchten, — der aufnahm und für andersgeartete Naturen noch ein Verständniß hatte, das er später verlor. Ja er war frommen und auf das Übersinnliche gerichteten Stimmungen, wie seine Briefe zeigen, gerade in jener Zeit mehr zugänglich als später, worin ich auch Claudius' Einfluß erkenne. Je weniger innerlich reich eine Natur ist, desto schneller wird sie fertig und abgeschlossen; der freie Strom der Entwicklung wird gehemmt und gedämmt, die Werdelust stockt, und kaum erinnert sich später der petrefacte Geist, daß er einst auch geschwärmt und romantisch war, daß er den Ossian über den Homer gestellt u. dgl. Das war aber später der Fall bei Voß, dem sonst so vielbelobten und vielverdienten. In der Wandsbecker Zeit jedoch bauten sie den beiden gemeinsamen und neutralen Boden des Naturgenusses, der Vorliebe für Homer und Platon, der heitern Geselligkeit, lyrischer Liebhaberei, des Sinns für Unabhängigkeit und Ungenirtheit des Lebens nach Kräften an; die ächte Einfalt des Wesens und der Sitten besaßen beide. Zugleich fand Voß an Claudius' junger Häuslichkeit Gefallen — „das ist recht ein Muster einer glücklichen Ehe!" ruft er u. a. aus* — und der Bote mit seiner Frau war wiederum der theilnehmende Vertraute für Vossens Liebe zu Ernestine Boje, die er bald heimzuführen gedachte. Doch bilden jene aufbewahrten Züge und Genialitäten, wie gesagt, immer nur die Außenseite, und man darf natürlich nicht

* Briefe I, 303.

denken, daß mit diesem Liegen im Grase, den Gastereien, der Nachtigallenschwärmerei Claudius' Tagewerk zu Ende war.

Seltsam freilich erscheint uns mitunter das Treiben. Es sind eben Zeiten, deren Art und Unart weit weit hinter uns liegt. „Wir sind den ganzen Tag", schreibt z. B. Voß an seinen theologischen und poetischen Freund Brückner* „bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten, und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren, und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife und schwatzen, oder dichten etwas gesellschaftliches für den Boten." In demselben Briefe heißt es: „Claudius und seine Frau sind mein Trost. Ich kann Dir die Leute nicht genug rühmen: sie gehören mit in Deine Unschuldswelt". Auch in dem gleichzeitigen an seine Braut in Flensburg** bekennt er den Reiz des Zusammenlebens mit ihm. „Claudius ist ein gar vortrefflicher Mann, nur Klopstock und Ehlers kommen ihm gleich. Und seine Frau ist, wie er sie verdient. Wenn ich so des Abends bei Sonnenuntergang mit ihnen sitze, und das Herz sich öffnet; dann fühl' ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend gibt, und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden". —

* Briefe I, 192.

** A. a. O. I, 269. vgl. noch u. a. I, 283, 298, 301. III, 2, 113.

So trat Claudius, wenn auch in voller Selbständigkeit, mehr und mehr dem großen Dichterbund nahe, dessen Leitstern Klopstock war, dessen Vorort bald Hamburg wurde, dessen Einfluß sich auf einen großen Theil namentlich Norddeutschlands erstreckte. Mit Mitgliedern dieses Bundes, zunächst mit dem Hamburger Kreis, ward vielfacher Verkehr unterhalten; in den ersten Jahren seines Wandsbecker Lebens noch mit Alberti und Schönborn, stets mit Klopstock u. a. Von andern Bundesgliedern zeigten sich Miller, der nachherige Dichter des Siegwart, und die beiden Grafen Stolberg in Wandsbeck. Ein bleibendes Verhältniß bildete sich nur zwischen Claudius und dem jüngeren Bruder Friedrich Leopold; wir werden darauf zurückkommen.

Aus dem Verkehr mit dem Hamburger Freundeskreise, dessen Hauptglieder wir oben kennen lernten, erwuchs auch Claudius' Theilnahme an den heftigen Streitigkeiten des Senior Göze mit seinem nächsten Amtsbruder dem Pastor Alberti. Schon zwei Jahre zuvor war der Friede zwischen beiden gestört worden, indem Alberti mit einem andern Prediger die Psalmworte (Ps. 79, 6): „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" aus dem Kirchengebet am Bußtage wegließ, Göze dagegen heftig auf deren Beibehaltung bestand. Dieser setzte damals seinen Willen nicht durch, fand aber nunmehr eine neue Gelegenheit, gegen seinen Widersacher den Kampf wieder aufzunehmen. Der letztere hatte durch seine dem

Jugendunterricht bestimmte Schrift „Anleitung zum Gespräch über die Religion", in welcher er aus den Wahrheiten der natürlichen Religion den Übergang zu denen der Offenbarungswahrheit zu zeigen suchte, namentlich aber durch die Auslassung der Lehre vom Teufel darin, der unerbittlichen Orthodoxie Göze's solchen Anstoß gegeben, daß derselbe sogar auf der Kanzel dagegen auftrat und, wie Claudius brieflich an Herder* äußert, dadurch einen so übeln Ruch verbreitete, „daß auch die Nase des Hamburger Rathes und des Collegii der Sechziger ihn nicht ertragen mochte, und Herrn Bode, der Götzens Texte verlegt, alle Exemplare abfodern ließ, um sie in die Cloake der Vergessenheit werfen zu lassen". Der Brief fährt dann fort: „Diese Schrift hat nun große Bewegung unter dem gemeinen Mann erregt, die alle Alberti einen Erzketzer heißen, und sich mit Eile gürten, die Sache Gottes zu führen. Ihr gehorsamer Diener hat sich bei der Gelegenheit einen kleinen Luftstreich erlaubt und unter andern auch seine Talente im Kupferstechen geübt u. s. w." — Dies Feuer blinden Eifers an seinem Theil löschen zu helfen, erließ nämlich Claudius anonym sein in Ernst und Scherz wohlgemeintes und wohlgelungenes Flugblatt**, betitelt „Eine Disputation zwischen den Herren W. und X. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti „Anleitung zum Gespräch über die Religion" und über Hrn. Pastor Göze „Text am

* „Aus Herders Nachlaß" I, 367.

** 1 Bogen in 4°.

5. Sonntage nach Epiphanias", unter Vorsitz des Hrn. Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem saubern Kupfer. 1772, im Hornung", — das er später in die Sammlung der Werke* aufnahm. Um seinen Freund und dessen Schrift gegen fanatische Mißverständnisse zu sichern, sucht er zu zeigen, wie man bei bösem Willen sogar in dem „Text" des Senior Göze Ketzereien, in seiner Ansicht vom Teufel manichäische Grundsätze wittern könne. Die Auslassung der Lehre vom Teufel in einer für die Jugend bestimmten Schrift beweise mit nichten den Zweifel des Autors daran. Schließlich wird nicht blos der ergötzliche, halb plattdeutsch sprechende und lateinische Citate sich sehr mundgerecht machende Präsident Lars, dessen von Pseudo-Raphael und Rembrandt gefertigtes Conterfey bekannter geworden ist als mancher wirkliche Raphael und Rembrandt, zu dem Friedens- und Versöhnungsstandpunkt des „Fremden" herübergezogen, sondern auch der Vertreter der Göze'schen Partey, Herr W., verstummt Angesichts der über Streit und Widerstreit schwebenden Weisheit. Zwei Aussprüche des „Fremden", in die sich Claudius' eigne Überzeugung verkleidet, mögen hier als sehr bezeichnend einen Platz finden. „Die Wahrheit, sagt er, ist eine Tochter des friedlichen Himmels, sie flieht vorm Geräusch der Leidenschaften und vor Zank. Wer sie aber von ganzem Herzen lieb hat, und sich selbst verläugnen kann, bei dem kehrt sie ein, den übereilt sie

* I u. II, 68.

des Nachts im Schlaf und macht sein Gebein und sein Angesicht fröhlich". — Weiter unten derselbe: „der Geist der Religion wohnt nicht in den Schaalen der Dogmatik, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerathenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppige glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen". —

Alberti starb in der Aufregung dieser Kämpfe bald darauf, am 30. März 1772, 45 Jahre alt, nachdem er Gözen durch seinen Beichtvater versichern lassen, daß er ihn nie gehaßt habe. Dieser aber predigte noch am Begräbnißtage gegen ihn. Seine Todesanzeige mit kurzen Worten der Anerkennung findet sich in Nr. 52 des „Wandsbecker Boten".*

Auch nach Außen erweiterte sich für Claudius, ohne daß er, der stille und unscheinbare, es suchte, der Kreis von befreundeten Geistern; berühmte Namen darunter traten ihm nahe. Vor allen Johann Georg Hamann in Königsberg, genannt der „Magus in Norden" und Joh. Caspar Lavater in Zürich.

* „Hamburg, den 30. März. Heute nachmittags starb hier Julius Gustav Alberti, Prediger zu Sct. Catharinen. Die Stadt hat in ihm einen sehr guten Prediger und das Hamburgische Ministerium einen denkenden Mann verlohren, der ihm durch seine Schriften Ehre machte und wegen den großen Talenten seines Verstandes und Herzens sehr beneidenswürdig war. Seine letzte Schrift ist die vortreffliche und mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Anleitung zum Gespräch über die Religion".

Beide Verhältnisse sind für Claudius' inneres Leben von mehr als gewöhnlicher und vorübergehender Bedeutung; beide haben in der späteren Zeit, wo Ebbe eintrat in seinem persönlichen Verkehr, Stich gehalten. Wer im persönlichen Zusammenleben der Menschen neben und über dem Naturgesetz des Anziehens und Abstoßens ein geistiges Gesetz der Fügung und Trennung anerkennt, der weiß, wie wichtig es ist, in welche Lebensentwicklung gerade das Bekanntwerden mit bedeutenden Menschen fällt; wie Alles darauf ankommt, daß der Acker bereitet ist, gerade diese Einwirkungen wirklich aufzunehmen. Das war aber Hamann gegenüber bei Claudius durchaus der Fall, wenn auch die Blüthe und die reifende Frucht des Verhältnisses erst in seine zweite Lebensperiode fällt, wo wir es näher zu betrachten haben. Mit Hamann's Schriften wurde Claudius schon früh durch Herder bekannt*, der ihn auch zuerst seinem „Sokrates" warm empfahl**; leitete 1774 einen Briefwechsel mit

* „Aus Herder's Nachlaß" I., 372. 375. 383. 388. 390. (d. d. 6. Mai 1775). „Von Hamann habe ich diesen Winter verschiedene Briefe gehabt, die ich alle gelesen, aber versteht sich nicht verstanden habe. Indeß versteht man doch hie und da ein halbes Wort, und wo er hat gesagt, daß man alle Briefe verstehen soll, die man lieset. Ich danke Ihnen aber recht sehr, daß Sie mich mit dem Zeichendeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben". —

** Hamann's Schriften V, 10. Aus einem Briefe Herder's v. 1. Aug. 1772. „— — Der edelste Jüngling. castus, probus, ingenuus facie et animo, der für seinen Hamann schon einmal nach Curland hatte Schrittschuhe laufen wollen, u. s. w."

ihm ein*, der bald lebhaft wurde und bis zu Hamann's Tod fortdauerte, und trat mit ihm in Gevatterschaftsverhältnisse, ohne daß beide geistesverwandte Männer sich je gesehen haben.

Mit Lavater, mit dem Claudius später in so herzlicher und geistig-lebendiger Gemeinschaft stand, knüpfte sich die erste Bekanntschaft ebenfalls aus der Ferne brieflich an und zwar durch das Medium der Physiognomik, die damals Lavater's Zeit und Kraft vorzugsweise in Anspruch nahm und für welche er, der mit der halben Welt deshalb in Verbindung trat, auch Claudius um Beiträge anging**. Lavater nahm später Claudius' Silhouette, die mit vier andern (darunter mit der F. H. Jakobi's und des Dichters Miller*** zusammengestellt ist, in die „physiognomischen Fragmente" auf und begleitete sie mit folgender Charakteristik: „Asmus... omnia sua secum portans. Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf. Gesunder, schlichtguter.... aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliederuder Verstand. Hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kömmt; den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; Niemandem zu Lieb noch zu Leid". Kurz! schlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitssinnes! Genie des Herzens — Armuth und Zufriedenheit! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit

* Hamann's Schr. V, 78.

** „Aus Herder's Nachlaß" I, 399. d. d. 18. Nov. 1775. —

*** III, 215 u. 216.

des Sinnes — und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens". — Doch ein näherer Verkehr fällt erst in die folgenden Jahre.

Wir kehren von diesem vorläufigen Blick auf Claudius' auswärtige Freunde unter sein bescheidenes Dach zurück. Da herrschte neben aller Fröhlichkeit doch schwere Noth, die nur schwach verdeckt wird durch die Geselligkeit und die Schmäuse, von denen Voß erzählt, — ja es klingen diese fast wie das Singen, um die Furcht zu übertäuben.

Schon im Anfang Sommers 1775 * war Claudius von dem „Wandsbecker, seit 1773 deutschen Boten" abgetreten; die Zeitung hielt sich noch auf schwachen Füßen bis Ende Oktober dieses Jahres. Ein Versuch, als Amtsverwalter nach seinem Vaterflecken Reinfeld zu kommen, wo auch seine alte Mutter sich noch aufhielt, schlug trotz aller Bemühungen seiner Hamburger und Kopenhagener Freunde fehl; keinen größeren Erfolg hatte eine im Spätherbst mit den Grafen Stolberg nach Berlin unternommene Reise, die wahrscheinlich ähnliche Zwecke verfolgte. Er machte dort auch die Bekanntschaft des berühmten Buchhändlers und Schriftstellers Nicolai und wurde Freimaurer. Dürftiger Uebersetzerlohn fristete inzwischen in Wandsbeck kümmerlich genug sein und der Seinigen Leben. Aus diesem Zustand und der Mischung humoristischer Verzweiflung und unthätiger Sorglosigkeit,

* Aus Herders Nachlaß I. 397. Voß's Briefe I, 275.

in die er damals verfiel, riß ihn das endliche Gelingen der Hülfeversuche Herder's. Schon im Sommer öffnet sich ihm durch Herder's Vermittlung und Empfehlung bei dem Präsidenten Friedrich Karl v. Moser die Aussicht zu einer Anstellung in Darmstadt. Zuerst lautete das Anerbieten auf eine geheime Canzleisecretärstelle. Was Claudius, der schlichte Bote, zu dem glänzenden Titel sagt, ist bezeichnend genug, um wörtlich mitgetheilt zu werden. „Ihr seid sehr expedit", schreibt er am 2. Aug. 1775, „Freund Herder! und der Präsident v. Moser muß sehr gütig sein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen Unbekannten so ehren will. Also geheimer Canzeleisecretär? Der Avisenschreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen lausigen Avisenschreiber hält, geheimer Canzeleisecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzeleisecretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell, habe ehedem wohl Italiänisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammatikalisch, aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutions und Pandecten gehört und Historie, weiß aber von Institutions, Pandecten und Historie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft u. s. w. gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwis-

sen geheimer Canzeleisecretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident von Moser mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector, Vogt eines Dorfes ꝛc. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen". — Im Anfang November wurde der Antrag bestimmter formulirt und lautete nun auf Titel und Stelle eines Oberlandcommissarius mit 800 Gulden Gehalt. Welche Bewandtniß es mit diesem Amt hatte, werden wir sogleich hören. Unserm Claudius mochte der hochtönende Titel etwas gespenstisch vorkommen und er ergreift mit Eifer das erste beste Gerücht, um auf die oben erwähnten Waldideen, die ihm viel lustiger und ansprechender dünkten, zurückzukommen. Der reformirte Prediger J. L. Passavant aus Frankfurt, Goethe's Jugendfreund, besuchte nämlich auf einer Reise Claudius in Wandsbeck und brachte ihm die Nachricht von dem bekannten Arzt Zimmermann in Hannover, einem besonders treuen Anhänger des Boten, mit, die dieser von einer gewissen darmstädtischen Oberkammerherrin haben wollte, Claudius sollte Burgvogt in Darmstadt werden, sein Wohnhaus stehe mitten in einem Walde, und er habe wenig oder nichts zu thun. Welche Aussichten!

Sehr komisch klingt es nun, wenn der Bote, der seinen Botenstab doch nur sehr ungern an den Tausch ge-

gen die Feder des Landcommissarius wagen mochte, Herder'n auffordert*, er solle doch für den romantischen Waldplan nach Kräften wirken, und alles Ernstes mit der feinen Vermuthung schließt: „wenn Oberlandcommissär und Burgvogt und Haus im Walde nicht alles eins und dasselbe Ding ist".— Wahrscheinlich ließ er ähnliche poetische Gedanken und Träume auch in das offizielle Schreiben an den Präsidenten von Moser einfließen, das er Herder'n zur Begutachtung vorlegt und worüber dieser als über unpraktische Tölpelei, die alle Aussicht wieder verderben konnte, höchlich ärgerlich wird.

Es mag Wenigen der Eintritt in die harte Schule des Amtes so sauer geworden sein wie Claudius. Köstlich aber ist das Gemisch von Humor und Naivetät, die unschuldige Kindlichkeit, die große Augen macht über das Große, wozu sie taugen soll, halb zweifelnd, halb froh, zagend und leicht nehmend.

* A. a. O. S. 400.

VI.

Darmstadt.

In den ersten Tagen des April 1776 fuhr Claudius im selbstgekauften Wagen mit Weib und zwei Kindern, von denen das eine noch an der Mutterbrust lag, von Wandsbeck ab und nahm seinen Weg über Bückeburg, wo er sieben Tage bei Herder blieb. Dieser war seit dem 2. Mai 1773 mit Karoline Flachsland verheirathet. Es war eine lebendig herzliche Auffrischung der alten Freundschaft; die folgenden Briefe athmen den Geist der Erneuerung. Urtheile Herder's über Claudius aus diesen Tagen habe ich oben schon mitgetheilt. Claudius setzte dann seine Fahrt über Göttingen fort, wo er den berühmten Philologen Heyne kennen lernte, und traf am 16. April in Darmstadt ein. Dort wurde er vom Präsidenten von Moser „nicht gnädig, sondern freundschaftlich", von Herder's Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Welcher Art die ihm zugedachte Stelle war, erfahren wir von Claudius selbst am wenigsten. Auf Befragen seines Freundes Munsen, worin sein Thun und

Lassen bestände, antwortet er nach einigen Wochen „ich thue nichts und lasse alles“. Der wirkliche Sachverhalt war folgender.

Seit 1772 war der früher schon als Schriftsteller berühmte s. g. jüngere Freiherr v. Moser, der Verfasser namentlich von „Herr und Diener“, jenem einzigen deutschen Fürstenspiegel des vorigen Jahrhunderts, als erster Staatsminister und Präsident sämmtlicher Landescollegien in die Dienste des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt getreten und hatte, bald im Besitz der staatlichen Allgewalt, theils den Gang der Geschäfte zu bessern, theils eine Reihe von Reformen durchzuführen gesucht, die tief ins Fleisch der bestehenden Verhältnisse einschnitten. Seine Verwaltung im Einzelnen, die geheime Opposition, die sich allmählich gegen ihn bildete und acht Jahre später seinen Sturz herbeiführte, die schweren Vorwürfe des Amtsmißbrauchs, der unbegränzten Herrschsucht, Ungerechtigkeit und Verachtung alles Inländischen, der Majestätsverletzung, des geistigen und geistlichen Hochmuths gehen uns hier nicht näher an; — gewiß aber ist, daß er ein hochbegabter, großer Entwürfe fähiger und nach edeln Zielen strebender Staatsmann war, eine der seltenen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, die im Staatsleben ideale Zwecke verfolgten, geschöpft aus einer tieferen und reineren Quelle als der geistreicher Einfälle, eines momentanen Begeistrungsrausches oder kritisirender Selbstbespiegelung. Selbst in Goethe's* kurzer Schildrung,

* Dichtung u. Wahrheit. Werke, Ausg. letzter Hand. Bd. 24, 121.

der doch für den Grundtrieb von Moser's Thätigkeit in seiner eignen Richtung schwerlich das rechte Verständniß fand, sind die Züge zu diesem Bild zu erkennen. Daß aber diese Ideen und Pläne in ihrer praktischen Ausführung einen groben Zusatz von obigen Gebrechen menschlicher Natur und seiner Natur erhielten, daß sie es gerade in seiner Darmstädter Amtsführung erhielten und daß hierdurch ein schmerzlicher Widerspruch zwischen seinen Grundsätzen in „Herr und Diener", seinem Wollen und Vollbringen entstand, ist Angesichts der Thatsachen kaum zu leugnen, wenngleich, um ein ganz gerechtes Urtheil zu gewinnen, auch die Gegenseite, die zu überwindenden Schwierigkeiten, der Charakter des Landgrafen und der Geist der damaligen hessischen Beamtenwelt, zuvor in ein helleres Licht zu stellen wären*. Das Gefühl seiner Kraft erhob ihn in einer Umgebung, wo er nicht entfernt einen geistig Ebenbürtigen neben sich sehen mochte, zu dem Glauben, nicht an seine politische Unfehlbarkeit, aber an seine Alleinbefähigung, das wahrhaft Beste des Landes leitend zu fördern, und leidenschaftlich, rasch zugreifend, rücksichtslos, wie er war, verdarb er es mit hundert Personen und hundert Interessen; durchdrungen von der Reinheit seiner Absichten glaubte er überall bösen Willen, Trägheit, Stumpfheit dagegen ankämpfen zu sehen; überzeugt endlich, daß der Macht, die gesehen und populär werden will, auch das äußere Zeichen, Glanz und Mittel, gebühren, umgab er sich mit übergroßem Prunk, mit Lustgärten, Landgütern, Land-

* Vgl. unt. S. 109 folg.

häusern, Kunstgegenständen — und auch hierin erkannten seine Feinde einen grellen Widerspruch mit dem Geist der Demuth, dem er sich sonst ergeben zeigte. Wie ein prophetisches Wort klingt es daher, wenn er in der Vorrede zu „Herr und Diener“ ahnend sagt: „es kann leicht sein, daß mir im 50. Jahr, wenn Gott meine Tage so verlängern sollte, manches selbst noch schwer auszuüben fallen würde, was ich jetzt im 35. Jahre geschrieben und von andern gefordert habe“.

Dieser merkwürdige Mann also war es, der unter andern Neuerungen auch die s. g. Oberlandcommission einführte, eine aus fünf Mitgliedern bestehende Behörde, die auf die Verbesserung der materiellen Hülfsquellen des Inlands in Ackerbau und Industrie sowie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinarbeiten sollte, um die hessischen Zustände denen andrer hierin mehr vorgeschrittener Länder möglichst anzunähern. Insofern schließt sich die Tendenz der Behörde an die philanthropischen Bewegungen an, die aus dem Geist der Zeit flossen, — es galt, die Volksbeglückung, von welcher die Dichter träumten und sangen, ins Leben zu rufen. Nach dem damaligen politischen Stande deutscher Verhältnisse konnte die praktische Anregung aber nur von oben, von der Regierungsgewalt und ihren Organen ausgehn. In dem am 20. Oktober 1775 seinem Fürsten übergebenen Antrag auf Errichtung dieser Commission sagte Moser nach einem Blick auf die nationalökonomischen Vorzüge andrer Länder in Bezug auf Hes-

sen*: „Nur hier, in diesem Lande der Dämmerung und des Schlendrians hat man sich damit begnügt: 2 mal 2 macht 4, und 1 dazu macht 5. Die großen Namen eines Hume, eines Ferguson, Mirabeau und so vieler Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, sind hier contreband, und die Schriften der Schwedischen, Berner und andrer auf diesen Zweck arbeitenden Gesellschaften den Mehrsten unbekannt". — Eine ausführlichere „Ankündigung aus Vaterland die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes angeordnete Land-Commission betreffend", wurde erst im Anfang des Jahres 1777 erlassen**. Dieselbe ist so characteristisch und verräth neben der ersten Conception des Ministers so deutlich auch Claudius' originelle Hand, daß ich wenigstens den größeren Theil wörtlich mittheilen will.

„Das gewöhnliche Schicksal", hebt das Blatt an, „des deutschen Unterthanen ist: daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb!

Woher er's nehmen, wie er's erwerben solle? wird seinem Menschenverstand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? seinem Kummer und Thränen überlassen; ob er seines Lebens froh werde? ob er seinen Fürsten segne oder ihm den Tod wünsche? darüber setzt

* Abgedruckt in Mercks Briefwechsel v. K. Wagner, III, 228.

** Zuerst besonders gedruckt in 4°, VIII S., dann in Iselin's Ephemeriden der Menschheit I, 175—186 u. sonst.

sich die Kameral-Philosophie unserer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann er gibt, Beweis genug, daß er's hat.

Wohl Dem! der keine Ursache findet, in diesen Zügen das Bild seines eignen Vaterlandes zu erkennen.

Dann, gedankt sei es der erbarmenden Vorsehung! daß auch Deutschland Regenten aufzuweisen hat, die Pfleger Ihres Volks sind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Absicht, zu einem Zweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit geheiligt, dergestalt verbinden, um in der Wohlfahrt Ihres Landes Ihren größten Ruhm und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen, Ihre eigene Ehre und Glückseligkeit zu suchen.

Von solch leuchtenden Beispielen aufgefordert und aus dem Trieb Landesväterlicher Gesinnungen, haben der Landgraf, Unser gnädigster Fürst und Herr, Sich's zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, diesen wichtigen Gegenstand der allgemeinen Berath- und Verbesserung des Wohl- und Nahrungsstandes Ihrer treuen Unterthanen auf eine solche Weise zu umfassen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Absicht am sichersten entsprechend zu sein geglaubt, indem Sie hiezu unter dem Namen der Landcommission ein von Ihnen Selbst und Ihrem Ministerio unmittelbar abhangendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufsicht im Ganzen ist in die Hände des Fürstlichen Präsidenten und Canzlers Freiherrn v. Moser gelegt, die besondere Direction der Anstalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammer-Rath Eymes über-

tragen und die von drei Oberlandcommissarien zu besorgenden Geschäfte dieses Instituts überhaupt solchen Männern anvertraut, von deren Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung, der Fürst Beweis und Zeugniß vor sich hatte.

Da nie so sehr, als zu unsern Tagen, mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürsten der Völker mehr Lob in's Gesicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng, und das väterliche Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seiner Menschenwürde erniedriget, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von Landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Maschine betrachtet und behandelt worden: So wird hiermit im Angesicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zusage niedergelegt: daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! so laut als es durch's ganze Land schallen kann, Nein! der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemühungen dieser Landcommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer,

ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen".

Hierauf wird das Arbeitsfeld der Commission unter sieben Rubriken näher angegeben. Auf die Verbesserung des städtischen und dörflichen Haushalts, des Schuldentilgungswesens, der Vormundschaften, des Ackerbaues und der Viehzucht, auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung wohlfeiler Lebensmittel, die Hebung des Handels und der Fabriken, die Besserung des Erziehungswesens, für welches noch eine besondere Erziehungs-Commission angeordnet wurde, sollte die Behörde hinarbeiten.

„Das ganze Geschäft der Landcommission", heißt es weiter, „soll beharrlich das Wahrzeichen ihres Ursprungs tragen; so wie sie selbst ein Werk der Liebe Ihres Fürsten ist, so soll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probhaltiger Erfahrungen sein.

Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben.

Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann statt finden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zu Abstellung eingerissener Mißbräuche und um den Bösen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landcommission ein stets offenes

Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter seiner Brüder zu sein, belebt- und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden so viel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem seine Vorurtheile, alte Gewohnheiten und ein saueres Leben lieber als ein vergnügtes, weil dieses was neues ist, sein sollte, der suche dann immer die Schuld bei sich selbst und nicht bei seinem Land noch dem Fürsten.

Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung hält sich gleichwohl die Landcommission vollkommen überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden erschaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte den Menschen und insbesondere die Menschen dieses Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als dessen Gedeihen, ist, die tagelöhnermäßige Gesinnung so vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon in voraus grauet, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen, (derer in der Verfassung eines Landes und den Localumständen liegenden vielen Schwierigkeiten

nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sehe. Felsen zu sprengen, hat die Landcommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld, gleich Essig, durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte sind aber dankenswerth und unter solchen Umständen (denn was vermag der beste Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Land?) nöthig und unentbehrlich.

Daher noch ein Wort an die Geistlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und anstatt ihrer Gemeinds-Kinder die Seidenwürme zu besuchen, da sie aber die erste Classe der Diener des Staats sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen, nebst andern heilsamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen sich selbst, gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückseligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgsamkeit solches zu erhalten und zu vermehren und andere dergleichen den Begriffen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes angemessene populäre Wahrheiten öfter,

als bishero geschehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgsamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inspiriren, das Schul- und Erziehungswesen ihrer anvertrauten Gemeinen sich ernstlicher, als leider! bishero an vielen Orten geschehen, angelegen sein lassen, sich nicht erniedrigt zu sein achten, wann sie sich um die häußlichen Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung des Nahrungs-Stands ihrer Neben-Menschen bekümmern, ihnen mit Rath und That beistehen, sondern vielmehr sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch, der in ihnen einen Freund und Berather seiner häußlichen Umstände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger und mit einem weit gesegneteren Eindruck ihrer sonst so oft wie Wasser von Felsen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar bezielendes, Amt mit gedoppeltem Segen werde bekrönet werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erschaffen und vom Fürsten besoldet seien, um nur die Bauern zu proceßiren zu sportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu hohlen ist, zu inventiren und zum Land hinaus zu vexiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernsts an ein und andern so gearteten Dienern bereits gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nicht-Plagen ist aber der allerunterste Grad der Dienst-Treue, ja der Menschen-Liebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu sein, welch ein Glück und Segen vor ein solches Land? und so ists, wie's unser Fürst zu sehen wünschte.

Er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil sich Tugend, Großmuth, Menschen-Liebe und Erbarmung zwar auf Universitäten dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Besoldungen erkaufen, sondern nur suchen, und wann Gott einem Lande gnädig ist, finden läßt. Doch, gedankt sei's der Vorsehung! Auch wir haben Väter und Hirten und werden unter Gottes Seegen noch immer mehrere bekommen.

Man kann und wird den vor's gemeine Beste Trägen und Unempfindlichen lassen, wo er ist, bis er sich selbst zu todt lebt, er ist beschimpft und bestraft genug, indem er sich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat nichts gethan.

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menschen-Freunden, die nicht nach dem Maas-Stab ihres Solds und Accidentien, sondern aus Lust, Gutes zu thun, aus der edelsten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu sein, mit Rath und That helfen, die gute Absichten zu befördern und zu beschleunigen, denen wird im Nahmen des Fürsten vor seinem treuen Land das Versprechen angelobet: Daß jede ihrer guten Handlungen

mit Empfindung und Dank erkennt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle That dem Fürsten kenntbar gemacht und die durch Eifer und Wohlthätigkeit sich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer selbst, vorzügliche Versorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere, nach der Verfassung des Landes nur immer mögliche Weise thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Nahmen zum Dank der jetzt lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden sollen.

Schließlich wird hiermit bezeugt, daß alle in obbeschriebene Absichten einschlagende Bemerkungen, Verbesserungs-Vorschläge, gute Gedanken und Wünsche, auch, wo es nöthig, Beschwerden, Klagen und Anliegen der Land-Commission mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern schenkt, entdecket werden können und mit Dank willkommen sein werden; es mögen solche das Beste des Landes im Ganzen, oder die Bedürfnisse und Angelegenheiten einzelner Districte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einschränkung, daß alles dieses schriftlich und zwar mit dem jedesmals darunter gesetzten wahren Nahmen des Anzeigenden und dem Ort dessen Aufenthalts geschehe, welches entweder unter der Ueberschrift an den Fürstlichen Präsidenten unmittelbar, oder an den Director der Anstalt, Fürstlichen Land-Cammer-Rath Eymes ergehen und dabei bemerkt werden kann: ob der Verfasser lieber überhaupt unbekannt, oder wenigstens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

Da aufrichtige Menschen-Liebe der Grund und die das ganze freundschaftliche Geschäft in Bewegung setzende Trieb-Feder ist, so wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Gesinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu lassen, anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbst-Rache den Weg zu verlegen, heimliche falsche Insinuationen, Abwürdigung und Anschwärzung rechtschaffener Männer sich nicht so leicht ungeahndet und ungestraft zu erlauben".

Wie viel von diesen schönen Verheißungen in Erfüllung ging, wissen wir nicht. Die Behörde stand und fiel mit dem Minister (1780), von der zahlreichen Gegenpartei Moser's nicht mit Segenswünschen begleitet, sondern als eitle, erfolglose und lediglich auf leeren Schein hinauslaufende Phantasterei und „Geldschneiderei" verlästert.

Wenn ein Theil dieser Vorwürfe gegründet ist, so lag es doch gewiß am wenigsten in der Absicht Moser's, mit der wichtigen Sache ein bloßes Spiel und leeren Schein zu treiben. Es war ihm wahrer Ernst, aber einmal leiden solche radicale und umfassende Weltbeglückungspläne in sich schon an dem Grundmangel praktischer Unausführbarkeit, an der Gedankenblässe der Abstraction, dann aber ist gerade die Durchführung weniger Werk und Sache des leitenden Geistes als seiner Untergebenen, die selten von dem Geist der Einrichtung lebendig erfaßt und getrieben werden.

Was nun Claudius selbst und seine Betheiligung an dem edeln Unternehmen angeht, so fehlen uns auch

dafür Detailnachrichten. Wäre es mit lebendiger Liebe für das Volk gethan gewesen, schwerlich hätte man einen fähigeren Mitarbeiter finden können. Auch wurde er in der Commission zum Haupterpeditor bestimmt.

Mehr an seinem Platz war Claudius gewiß als Redacteur der „hessen-darmstädtischen privilegirten Landzeitung", die vom 1. Januar 1777 ab im Verlag und zum Besten der Invalidenanstalt zweimal wöchentlich erschien und großen Beifall in und außer dem Lande fand*. Sie sollte in engem Zusammenhang mit der Landescommission stehen als deren amtliches Organ und deshalb neben den wichtigsten allgemeinen Weltbegebenheiten ebenso die Wünsche, Bestrebungen und Schritte jener Behörde in populärem Gewand vor das Publikum bringen wie die Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Landestheile laut werden lassen. Nach einem landesherrlichen Dekret ging die Absicht dahin, das „so sehr zerstreute Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und den jetzt Lebenden sowohl zur Kenntniß als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communication des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu werden". — Die statistischen Berichte, zu deren fleißiger Erstattung sodann sämmtliche Geistliche,

* M. vgl. Iselin's Ephemeriden der Menschheit I. Bd. 1777 S. 271 folg.

Beamte und jeder „vor das gemeine besondere Beste des Landes empfindsame gute Bürger“ aufgefordert werden, sollen sich auf neun vorgeschriebene Rubriken erstrecken, als: Todesfälle von Pfarrern, Beamten u. s. w., Unglücksfälle durch Feuer, Wasser ꝛc., allgemein herrschende Krankheiten, Stand der Feldfrüchte, neue Anstalten und Einrichtungen in Stadt und Dorf, entstandene und beigelegte Streitigkeiten zwischen Gemeinden, edle schöne Handlungen (z. Ex. Proben von Duldung des Unrechts, von Überwindung des Bösen durch Gutes, von Versöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit u. s. w.), ungewöhnliche Naturerscheinungen, „neue Ärzte im Ort, für Menschen und Vieh, sammt Proben ihrer Klug- und Narrheit“.—

Von diesen speziellen Zwecken abgesehn hat das Blatt äußerlich und innerlich große Ähnlichkeit mit dem weiland Wandsbecker Boten. Auch darin, daß Poesie und Humor des Verfassers in einem bescheidenen Winkel ihr munteres Spiel treiben. Der „Bote“ von einst wird hier zum Invaliden Görgel; Gesinnung und Sprache sind dieselben geblieben oder, mit Hamann* zu reden, „der sel. Asmus ist als der kleine lahme Görgel, zeitiger Fabrikant darmstädter Neuigkeiten wieder auferstanden“, und aus den Proben der ersten Blätter erhellt nach Hamann sichtlich, „daß er durch die Reformation seines Schicksals nicht um ein Haar klüger geworden, als der Wandsbecker

* Schriften V, 210. aus einem Brief an J. F. Hartknoch.

Bote". Einen Theil dieser Artikel hat Claudius s. t. „Görgeliana" mit einem erklärenden Vorbericht in die Werke* aufgenommen.

Das ist ein Blick auf die amtliche Seite von Claudius' darmstädter Leben. Von der anderen, der privaten und geselligen, wissen wir im Grunde ebensowenig.

Wer jetzt die schöngebaute, weitstraßige Residenzstadt betritt, wie sie sich besonders vom Bahnhof aus dem Reisenden öffnet, der kann sich schwer von dem damaligen Darmstadt ein richtiges Bild machen. Mit weniger als einem Drittheil seiner gegenwärtigen Bevölkerung, meist krumm und winklig angelegt, mit großentheils unansehnlichen Gebäuden, das Sandmeer ringsherum noch nicht, wie heute theilweise, durch Kunst verdeckt — das war das Äußere des damaligen Darmstadt. Da wo jetzt die hohe Säule mit dem Standbild des ersten Großherzogs, des eigentlichen Gründers der neuen Stadt, sich erhebt, ging in jener Zeit der Ort zu Ende und nahe dabei begannen die ersten Tannenwaldungen, welche die Sandebene nach dem Rhein hin bedecken. Dort war Claudius' Lieblingsspaziergang. Seine Wohnung (er hat sie einmal gewechselt) lag beidemale am westlichen Ende der Stadt mit der Aussicht ins Freie. Wanderungen über Land machte er häufig, schon sein Beruf nöthigte ihn dazu. Die Naturschönheiten beginnen bei Darmstadt erst, wenn man auf der einen Seite den Rhein (bei

* III, 24—30. Der letzte Beitrag von Claud., Görgel, sonst auch A—s genannt, unterzeichnet, ist in der Zeitung v. 5. März 1777.

Oppenheim), auf der andern die nahen Vorberge des Odenwaldes erreicht. Eine mündliche (freilich wenig verbürgte) Tradition sagt aus, in der letzteren Richtung, da wo sich ein Fußpfad, der s. g. „Schnampelweg" dem kleinen Darmbach entlang durch üppige Wiesen schlängelt, habe Claudius sein schönstes Lied, das „Abendlied" * gedichtet.

Zu dem Hofleben hatte Claudius keinerlei Verhältniß. Auch war dessen eigentlicher Sitz damals nicht Darmstadt, sondern der kleine Flecken Pirmasens in der hessisch gewordenen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, wo der fürstliche Sonderling Ludwig IX. nach preußischem Vorbild eine Art Militärkolonie gegründet hatte, deren Schulung und Leitung er vorzugsweise lebte. Seine Gemahlin Caroline aber, die „große Landgräfin" **, die Freundin des großen Friedrich von Preußen, der ihrem Grabhügel eine Marmorurne mit der lakonischen Inschrift „Femina sexu, ingenio vir" gewidmet hat, die warme Verehrerin Klopstock's, von dessen zerstreuten Oden sie i. J. 1771 die erste so seltene Sammlung veranstaltete, war schon am 30. März 1774 gestorben.

An interessanten Menschen fehlte es dagegen in Darmstadt nicht. Das Leben auch dieser Stadt war von dem Genius der erwachenden Literatur berührt und befruchtet worden. Herder hatte seine Gattin dort gefunden und

* Werke IV, 51.

** So nennt sie Goethe „Aus meinem Leben" Ausgabe letzter Hand. Bd. XXVI, 112.

sich wiederholt als Bräutigam in diesen Kreisen bewegt, Goethe, wie er selbst in seinem Leben erzählt, von seiner nahen Vaterstadt aus vielfachen Verkehr mit den darmstädter Freunden unterhalten. Freilich waren zur Zeit von Claudius' Ankunft beide fern; nur die Spuren ihrer Wirkung und die Erinnerung daran waren lebendig. Der Hauptträger dieser Wirkungen und dieser Erinnerungen, die durch Briefwechsel und Besuche zum öftern aufgefrischt wurden, wie überhaupt der Mittelpunkt der darmstädter Literaturinteressen war Goethe's Freund, der Kriegsrath Joh. Heinrich Merck, von dem wir nach einer vorläufigen Erneuerung seines Andenkens in Goethe's Selbstbiographie erst durch die von Karl Wagner veröffentlichten drei Briefsammlungen* ein vollständigeres und richtigeres Bild erhalten haben — ein Mann, der, nicht selbst poetisch schaffend, aber mit selbständigem Urtheil und Geschmack, als Kenner und Kritiker den regsten Antheil an den Schöpfungen der Sturm- und Drangzeit nahm, die er, hingerissen von dem Feuer und der Naturmacht dieses gährenden Lebens, freudig begrüßte, denen er willig huldigte, wiewol seine Natur ihn im Grunde mehr zu der scharfen gebundenen Correctheit und der strengen Geschmackssicherheit der Lessing'schen Schule zu führen schien. Dabei war er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und Liebhabereien; im Kunstfach als

* I. Bd. Briefe an Joh. Heinr. Merck 1835. II. Bd. Briefe an und von J. H. M. 1838. III. Bd. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck 1847. —

feiner Kenner geachtet und von vielen zu Rath gezogen, in verschiedenen Zweigen der Naturkunde Sammler und Forscher, in der schönen Literatur Frankreichs und Englands wohlbewandert. Neben diesen theoretischen Interessen ging aber, wohl als vorwiegende Begabung, ein entschiedener Zug zum praktischen Geschäftsleben, die nüchternverständige, rasch die Verhältnisse durchdringende, sie leicht behandelnde und beherrschende Befähigung des klugen und erfahrenen Weltmann's; politische Geschäfte wie kaufmännisch-industrielle Speculationen zogen ihn an, ohne ihn doch ganz zu fesseln und hinzunehmen. In dieser Getheiltheit und darum Halbheit der Lebensinteressen ist der hochbegabte und durchaus rechtliche Mann nie zu einer rechten Harmonie durchgedrungen, ja er ist darin und dadurch zu Grunde gegangen. Wahrhaft schaffend hat er nach keiner der beiden Seiten gewirkt und gehört darum immerhin in die Reihe hochgebildeter und anregender Dilettanten. Und gerade dieser Mangel an selbstschaffender Kraft hat ihn zu keiner inneren Befriedigung kommen lassen in einer Zeit, wo die ersten und ihm so nahe stehenden Geister beides, Lust und Kraft zum Schaffen in so eminentem Maße hatten. Alle seine Gaben machten ihn dagegen zum Mann des socialen Lebens, zum belebenden Glied und Leiter einer geistreichen Gesellschaft. Er besaß das, was man geselliges Talent nennt, ganz ungewöhnlich; Witz und Ironie waren ihm als würzendes Salz reichlich zur Hand.

Ich verweile länger bei dem Bild dieses Mannes, weil mit ihm der Ton und die Farbe der geistigen Kreise

Darmstadts, in die Claudius eintrat, im Allgemeinen mitgezeichnet ist. War Merck von der inneren Befriedigung, welche die Fülle einer genialen Schaffenskraft, so lange sie dauert, im natürlichen Leben zu geben vermag, weit entfernt, so noch ungleich weiter von dem seligen Frieden des inneren Lebens, an dem alle, Genial und Ungenial, theilhaben können. Allem Übersinnlichen, das ihm als Schwärmerei galt, entschieden abgewandt war er gegen diese Seite in Moser, in Herder u. a. feindlich gestimmt; dem unmittelbaren Tagesleben des Geistes, seiner Arbeit und seinem Genuß, wenn auch in edler Weise, war er allein und einseitig zugethan.

Claudius verkehrte in Darmstadt vorzugsweise mit ihm; sodann im Hause des Geh. Raths Heß, Herder's Schwager, mit dem Gymnasialrector und Geschichtsforscher J. Helfrich Bernhard Wenck und andern weniger bekannten und nennenswerthen Leuten, meistens Beamten des Landes. Auch Fremde von Bedeutung traten vorübergehend in den Kreis. So namentlich der Professor der Rechte Höpfner aus Gießen, Georg Schlosser, Goethe's Schwager, mit dem nach unsrer obigen Vermuthung* sich vielleicht schon Claudius' Universitätsleben berührte; Lessing, den Anstellungsaussichten im Anfang d. J. 1777 nach Mannheim führten.

So wenig sich Claudius seiner eigensten Natur nach auf die Dauer in dieser fremdartigen Umgebung wohl

* S. 26.

fühlen konnte, so ist es doch für seine Entwicklung nicht unwichtig, daß er neben dem norddeutschen, zunächst um Klopstock geschaarten Kreis auch dem rheinischen Kreis von Dichtern und Schöngeistern nahe getreten. Denn auch Goethe's, der belebenden Seele dieses Kreises, Licht warf noch aus der Ferne seine Strahlen. Mit ihm war Claudius durch den Wandsbecker Boten in die erste Berührung gekommen; etwas später scheint Goethe Claudius' Anzeige von Werther's Leiden in dieser Zeitung*, die allerdings weniger den künstlerisch-ästhetischen Werth des Romans als den Inhalt realistisch betrachtet, übel genommen zu haben. Wenigstens nimmt der Verfasser der Farçe „Prometheus Deukalion und seine Rezensenten"**, Goethe's Frankfurter Freund H. L. Wagner in diesem Stück auch den guten Asmus, den er unter der Rolle der Frösche und Nachteule vorstellt, stark mit. Bei Licht besehen, geschieht ihm aber nur Unrecht; denn er ist weit davon entfernt, mit poesieloſem Moralton im Werther eine Apologie des Selbstmords und verbotener Liebe zu finden, er trifft im Gegentheil wesentlich Goethe's eigenen Sinn, den derselbe in den Titelversen zur zweiten Ausgabe ausspricht:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt sein Geist aus jener Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

* Jahrg. 1774, N. 169 abgedruckt in den Werken I, 45.

** Wieder abgedruckt in H. Düntzer Stud. zu Goethe's Werk. s. das. S. 218 folg.

Jedesfalls verlor sich für's erste die Verstimmung Goethe's; beide Dichter wechselten Grüße zwischen Darmstadt und Weimar — an eine dauernde Einigung war freilich nicht zu denken.

Aber diese aus Nähe und Ferne bunt und reich illustrirte Gegenwart konnte unserm Claudius nicht genügen; was ihn im Innersten bewegte, fand keinen Anklang, kein entgegenkommendes Verständniß. Und ließ man seinem angebornen Humor und seinem geselligen Talent, seiner Naturfrische und seiner Treuherzigkeit auch Gerechtigkeit widerfahren — er suchte anderes und mehr. Anfangs verhüllte der Reiz der Neuheit den tiefen Mangel, der sich aber bald zu der Sehnsucht nach Befreiung, zu eigentlichem Heimweh steigerte. Schon im Oktober 1776 will er sogar Voß nach Darmstadt haben, weil da kein einziger Freund nach seinem Herzen sei.* Durch den Gegensatz des süddeutschen Lebens ward er inne, wie er, als ein Mann der Scholle, doch so ganz jenen nordischen Verhältnissen und Personen angehöre; durch die Glaubensleere seiner Umgebung erfuhr er an seinem eignen Herzen, wie stark in ihm der Zug zu dem wahrhaften Gottesfrieden war — und das war eine Lebenserfahrung, wohl einiger Entbehrung und einiger Schmerzen werth. Daß menschliche Liebenswürdigkeit und all das Schöne, Geistige in Natur und Kunst, in Freundschaft und Liebe nicht das Höchste sei — das sah er hier im Spiegel

* Briefe von J. H. Voß I, 312.

einer Umgebung, wo all dies so reichlich vorhanden war, ohne daß es ihm genügte. Durch diese Erkenntniß bildete sich eine vertieftere und schärfere Selbsterkenntniß heran, in ihm sonderte sich der Naturgeist und der Geist der Wahrheit, der in einer höheren Natur seine Wurzel hat.

Verschiedene Gründe trafen zusammen, ihm den Aufenthalt in Darmstadt noch mehr zu verleiden. Einmal hatte er mancherlei Verdrießlichkeit in dem Amt, zu dem er nicht paßte. Seine Persönlichkeit an sich in ihrer vorwiegend contemplativen Richtung widerstrebte einem Beruf, der ihn in ein städtisches Gesellschaftsleben und in ein gut Theil Schreiberarbeit hineinnöthigte, auch wenn er mit so befreundeten Ideen durchzogen war wie dieser. Die Kluft zwischen dessen Ansprüchen und seiner eignen Leistungsfähigkeit mußte sein sittliches Gefühl drücken. Dabei mochte aber der immerhin grelle Widerspruch zwischen Absicht und Wirklichkeit gerade in diesem Amte einer so wahrhaften Natur zuletzt unerträglich sein, vollends da die Zusammensetzung des Collegiums nicht die beste gewesen zu sein scheint. Wenigstens gibt die i. J. 1782 nach Moser's Entlassung von einer eigens niedergesetzten Untersuchungscommission aufgestellte (freilich wol in vielen Stücken einseitige und übertreibende) Klagschrift* an, einer der Landcommissare sei ein ehemaliger Laufer, ein andrer ein verdorbener Kammerdiener und

* S. die Stelle in Merck's Briefen v. K. Wagner III. 230

der Direktor ein im Examen durchgefallener candidatus juris (Eimes) gewesen, welcher letztere wirklich bald nach Moser's Rücktritt cassirt wurde. Von Claudius dagegen heißt es S. 74 der Klagschrift *, nachdem sie das Scheinwesen der Landcommission in starken Ausdrücken getadelt: „Des Herrn Landgrafen Hochfürstl. Durchlaucht wurden mit lauter Träumen von hergestelltem Credit, Wohlstand der Casse und des Landes unterhalten und das ganze treuherzige Publicum mit Zeitungsnachrichten hintergangen, des Endes sogar eine neue Landzeitung angelegt und ein eigner Zeitungsschreiber bestellt, um die Landcommissionslügen gegen jährliche Besoldung von 800 Fl. durch schöne Einkleidung recht wahrscheinlich zu machen. Es war der bekannte Claudius, ein ehrlicher Mann, der eben deswegen wieder weggieng und sich's zur Ehre seines Herzens machte, lieber jährlich 800 Fl. zu entbehren, als solche durch Windbeutelei zu verdienen." — Claudius selbst hat sich, soweit briefliche Äußerungen vorliegen, niemals klar und bündig hierüber ausgesprochen. Nur heißt es in einem Brief an Herder v. 10. Aug. 1776**: „Es hat bisher zwischen mir und dem Director Irrung obgewaltet, davon ich Euch mündlich erzählen will, wenn wir uns einmal sprechen; schreiben mag ich von solchem Quark nicht. Seid Ihr aber nur hübsch ruhig; ich will

* A. a. O. S. 229.

** Aus „Herder's Nachlaß" I, 413. N. 39.

Eure Empfehlung nicht Lügen strafen. Es scheint auch, daß, nachdem ich vor einigen Tagen dem Herrn Präsidenten, der ein trefflicher Mann ist, gerade herausgesprochen, alles bessern Gang gehen wolle. — — Sonst leb' ich hier ziemlich vergnügt, ganz stille bis dato, und mein Geschäft ist sehr angenehm und das ganze Geschäft der Landcommission sehr gut und menschlich, aber die Luft dahier convenirt mir nicht. Sela." —

Mit Moser selbst, der schon als Freund und Gesinnungsgenosse Herder's und Hamann's sich zu Claudius mußte gezogen fühlen, stand er lange Zeit auf dem besten Fuß. „Er ist ein lieber Mensch", schreibt er noch Ende 1776 an Herder. Doch hat Moser drei Jahre später in einem Bericht, worin er die Thätigkeit der Landcommission und seine Wahl der Beamten vor dem Landgrafen zu rechtfertigen sucht, ein sehr wegwerfendes Urtheil über Claudius' Amtsführung gefällt — eine trübe Mischung, wie es scheint, von einiger Wahrheit und viel Verbitterung wegen der Anfechtungen, die das Institut selbst erfuhr, und nicht minderem Ärger über Claudius' rasches Abbrechen. Es heißt da* u. a.: „Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte Nichts thun, als Vögel singen hören, Clavier spielen und

* In Merck's Briefen III, 229.

spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen wieder zurück."—

Als Hauptgrund seines Wegstrebens und schließlichen Weggehens gibt Claudius stets die für ihn und die Seinigen ungesunde, zu feine darmstädter Luft an, die ihn abmagere, und als er im Februar und März 1777 in eine tödtliche Krankheit, eine Pleuresie, verfiel, war sein Entschluß zur Rückkehr gefaßt. Eine Vignette am Eingang des dritten Theils der „sämmtlichen Werke" von Chodowiecki, wo Freund Hain mit der Hippe sich über das Krankenbett neigt, der Arzt forteilt und Rebekka verzweifelnd die Hände ringt, sowie auch das Lied „Nach der Krankheit"* haben das Andenken an dies Erlebniß bewahrt.

— — — —

„Doch guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh' und laß mich noch!"
„Bist bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb' also wohl, und bis auf Wiedersehen!"
Und damit ging er fort.
Und ich genaß! wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

* Werke III, 89.

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

Schon kurz vorher schreibt er an Herder*: „Weil Ihr mich so ernstlich gebeten habt, ich sollte nicht wie ein Genie zu Werke gehen, so habe ich mein Jahr hier ausgehalten. Wenn aber mein Bauermädchen ihre Wochen gehalten hat, so ziehe ich wieder ab nach Wandsbeck, vielleicht noch vorher. Die Haupturſache ist unsre Gesundheit, von den Nebenursachen mündlich einmal mehr. Ich thu' Euch dieß vermelden mit einem sonderlichen Muth. Ihr wärt nicht so lange geblieben." —

Herder'n, der seit kurzem Generalsuperintendent in Weimar geworden war, mochte dieser Entschluß des Freundes nicht wenig befremden; er hätte ihn wol gern nach seiner Façon glücklich gesehen, und die bedenkliche Frage, „was in Wandsbeck anfangen?" lag nahe genug. Claudius beantwortet sie kurz und gut**: „übersetzen, Fortsetzung von Asmus herausgeben, und — befiehl du deine Wege!" — Doch verschaffte Herder, als er den festen Entschluß nicht ändern konnte, dem armen Gestrandeten von der Güte der edeln Herzogin Louise von Sachsen-Weimar (einer gebornen hessen-darmstädtischen Prinzessin) das Reisegeld, und so fuhr die kleine Familie

* Aus „Herder's Nachlaß" I, 418. N. 42.
** A. a. O. S. 419.

nach Jahresfrist, im Anfang Mai 1777, auf demselben Weg, den sie gekommen, wieder nach Norden, nach dem alten lieben Wandsbeck zurück, um es seitdem nicht mehr auf länger zu verlassen.

Auch die Nachricht, daß Voß seit mehreren Jahren bereits mit Ernestine Boie, der Schwester des bekannten Schriftstellers, verlobt, seinen jungen Ehestand in Wandsbeck beginnen wolle, hatte ihn gleichfalls zur Rückkehr mitbestimmen helfen. Voß miethete ihm sein altes Quartier in Wandsbeck wieder.

Wohl machten die Nachbarn und Vettern in Wandsbeck große Augen, als der Herr Oberlandcommissarius so ohne allen Ersatz und Anhalt aus dem vermeintlichen Glück in die Armuth und Noth zurückkehrte und, schreibt Claudius an Merck*, „die doctrin von dem Klima wollte ihnen nicht allerdings einleuchten.“ Darmstadt war aber bald vergessen; mit Merck wechselt er noch zweimal Briefe, zumeist in Subscriptionsangelegenheiten für den dritten Theil der Werke, dann ist das Andenken dieses Aufenthalts wie ausgelöscht. Aber nicht ohne Spuren, wie ich schon oben andeutete, blieb er für sein inneres Leben; ja ich nehme mit der Rückkehr aus dem Süden einen Ein- und Abschnitt, einen Wendepunkt an in Claudius' verborgenem Sein. Zunächst fiel seinem Freunde Voß**, der mit seiner jungen Gattin bald

* Briefe v. K. Wagner II. 91.

** Erzählung von Ernestine Voß in Voß' Briefen II, 18. —

darauf in Wandsbeck einzog, die Veränderung auf, die in seiner Gestalt und mehr noch in seiner Stimmung vorgegangen war; der scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach, hatte für ihn und seine Frau etwas niederschlagendes.

Freund Hain, den er einst im besten Humor eines furchtlosen und doch fürchtenden Herzens als den alten Ruprecht Pförtner begrüßt hatte, der „auch einmal kommen werde, seinen Schmachtriemen aufzulösen", hatte fast Ernst gemacht und war nur so eben vorübergegangen. Aber die Selbsterfahrung, das schwache Leben so nahe der Ewigkeit zu sehen, erfaßte ihn und prägte sich tief ein. Die äußeren Lebensaussichten waren gescheitert unter Demüthigungen; vor ihm Dunkel, nur erhellt durch das Licht des kindlichen Glaubens, der nach dem Reiche Gottes trachtet und gewiß ist, daß ihm das übrige zufallen wird. Wohl hatte er schon früher Zeugniß gegeben von dem was ihn beseelte, als der Grundtrieb seines Lebens, und es war immer mehr als Worte und wahrer als Poesie — aber es wurde ihm nun eigener, erlebter und gewisser. Hatte ihn früher dieser Trieb, der nicht sein Werk war und über den er darum keine Gewalt hatte, unter fremden Gedanken und Eindrücken nur hin und wieder Unruhe gemacht, so fing derselbe nun wo er zur Herrschaft kam an, ihm Ruhe zu bringen, ja selbst seine Ruhe zu sein.

Vor allem wurde sein Geist freier und gereinigter von fremdartigen Zusätzen, die der Zeitgeist und vielfacher

Verkehr ihm beigemischt hatten. Er hatte der Literatur in ihren glänzendsten Erscheinungen und verschiedensten Richtungen in's Angesicht gesehn und er wußte das ächte und große zu schätzen; er hatte selbst auf dem deutschen Parnaß — und nicht ohne Erfolg und Ruhm — mitgesungen; auch warf er jetzt die Leier nicht weg. Aber es kam die Erkenntniß über ihn, daß ihre Töne anders gestimmt sein müßten als für die Anschauungen, Ideen und Stimmungen der Tonangeber, die damals im deutschen Dichterwald sich selbst und ihre Natur verkündeten.

Es ist der Zeitpunkt also, wo sich Claudius entschieden lossagt von seinen ehemaligen Genossen in der deutschen Literatur und seinen eignen einsamen Weg zieht. Der sonst so thatenlose Mann hat durch diesen Bruch mit allem dem was damals im Vaterland erhoben und vergöttert ward, eine That gethan von großem ethischen Gehalt, zu der wol mehr als ein gewöhnliches Maß von Muth und Entschlossenheit gehörte.

Wir unterbrechen deshalb hier den Gang seiner Lebensgeschichte durch die Betrachtung seiner poetischen Thätigkeit.

Zweites Buch.

Claudius der Dichter.

Wir Vögel singen nicht egal;
Der singet laut, der andre leise,
Kanz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall,
Ein jeder hat so seine Weise.

Werke I, 4.

Ich schicke voraus, was sich als Resultat später deutlicher ergeben wird, daß Claudius' Hauptverdienst keineswegs in seinen Poesieen besteht, so wenig sie unterschätzt werden sollen. Des Wandsbecker Boten Mission ist eine andre, höhere, als Priester im Musentempel zu sein. Er war ein Bote und Diener christlicher Lebenserkenntniß. Diesem Ziel dient zuletzt alles in ihm von Kräften und Bestrebungen — sein Humor, die frische Ursprünglichkeit seiner Ideen, die Anschaulichkeit und Bildlichkeit, die kunstlose Einfachheit und natürliche Ungezwungenheit seiner Sprache. Auch seine Poesie ist nur das Gefäß eines reicheren seltenen Schatzes; ein Abglanz des Lichts, das sein inneres Leben erhellte und erwärmte. Er selbst nennt sie „Einfassung und kleines Spielwerk" und schon

äußerlich nehmen sie nur einen geringen Raum ein. Aber gewiß war es nicht gleichgültig, daß er *auch* Dichter war. Denn die Zeit seines Auftretens war eben auch die Zeit unsrer erwachenden oder erwachten Dichtung; das poetische Wort verstand man am besten und wer daher aus dem Dichterwald herausredete, der fand am sichersten ein Echo. Wie viele lasen damals in Deutschland nichts als poetische Schriften! Fand sich also in Claudius eine Stimme — wenn auch nur wie des Predigers in der Wüste —, die hinwies auf die verlorenen und verachteten Güter, so kam doch neben der Weltweisheit auch die göttliche Weisheit auf dem Markt der Literatur zu Wort. An wie manche Seele mögen Klänge aus einer höheren Welt nur aus Claudius' Liedern angeklungen sein!

Wir sahen in der ersten Periode seiner Lebensgeschichte, wie viel Zeit seine Natur brauchte, sich zu *sammeln* und zu *sich selbst* zu kommen. Das Leben des Kindes entzog sich unserm Blick, der irrende suchende Jüngling mühte sich ab in zeitgemäßer Afterpoesie, ohne sich selbst darin abzubilden, denn sein wahres Wesen bestand neben und *über* seinen Versen — aber es vermag lange nicht durchzubrechen und Gestalt zu gewinnen, bis ihm das Zusammenleben mit Klopstock, die Einsamkeit der Heimath, die Anregungen des Hamburger Kreises, die Stille und literarische Thätigkeit in Wandsbeck dazu verhalfen; ja wir dürfen sagen, bis die *große Umwandlung in der deutschen Poesie* überhaupt, die in jene Jahre

fällt, auch ihn ergreift und auf neue Wege führt. Denn die genannten Einflüsse, soweit sie von andern ausgehn und persönlich wirken, sind eben nur Ausflüsse der tiefen Gährung der beginnenden Sturm- und Drangperiode. Der Lokalgeist des Kopenhagener und Hamburger Lebens, den wir schilderten, ist ein Abbild und ein Glied des allgemeinen Geistes dieser Zeit. Die schöpferischen Keime in Claudius' Natur harrten gleichsam auf diese Weckung und Erfüllung; sobald aber, nicht von einzelnen, gegen Ende der sechziger Jahre das Zauberwort gesprochen war, lebt vor uns ein neuer Dichter auf. Aber dies Neue im Gegensatz zu seinem ersten verunglückten Auftreten ist zugleich das wahrhaft Alte und Ursprüngliche in ihm, während seine früheren Versuche ein Angenommenes, Aufgedrungenes waren.

Es kann uns nicht einfallen, den Charakter der Sturm- und Drangzeit hier schildern zu wollen. Darf es aber als ausgemacht gelten, daß ihr Grundzug in dem fesselosen Naturstreben bestand, das keine andern Ordnungen und Regeln anerkannte als die angebornen, so ist es nur eine einfache Folge, daß auch Claudius durch den erhaltenen Anstoß seiner Natur inne und gewiß wurde und damit seiner natürlichen Bestimmung als Dichter. War aber einmal zum Grundsatz erhoben, die Natur über alles, die Natur des inneren Menschen und die eingeborene Natur der Dinge, wie sie der unschuldige Kindesblick oder das geniale Seherauge des Dichters erkennt, so war damit der Krieg erklärt allem — Menschen und

Verhältnissen — was dieser Natur oder den jugendlichen Dichteransichten davon entgegen war. So wurde der Dichterkampf ein Lebenskampf; denn der Grundtrieb dieser Zeit forderte die Einheit von Leben und Dichten, ja er ging davon aus. Dabei kam es ganz auf die Stärke des Positiven, der inneren Substanz der einzelnen an, ob dieser Kampf zum Verbluten und zum Tod, oder zum Sieg und einem wirklich neuen poetischen Leben führen sollte. Aber neben dem idealen Naturrecht des Ich suchten die von diesem Geist inspirirten Dichter auch die Wirklichkeiten auf, die ihren Idealen näher kamen als ihre Alltagsumgebung. Daher der Zug zu dem Volks- und Landleben, „wo noch nah der Natur menschlich der Mensch sich erzieht"; dieser Drang in's Freie, in die äußere Natur, die nun erst das Buch *ohne* sieben Siegel wird. Die keinem Menschen unbekannte Sehnsucht, sich:

„Von allem Wissensqualm entladen,
Im [Wiesen]thau gesund zu baden" —

regte sich allenthalben. Und wie man *örtlich* die Dorfwelt mit ihrer vermeintlichen Unschuld pries, so ging man *zeitlich* rückwärts in die Geschichte und holte sich mehr mit Begeistrung als mit Verständniß aus ihrer Rüstkammer Waffen zum Kampf gegen die matte und verschrobene Gegenwart. Aber jener innere Widerspruch, der daraus entsprang, daß man das *ewige* Recht der Idee suchte und doch nach der menschlichen Schwachheit, die sehen und greifen und in der Anschauung sich ausruhen

will, die zeitliche Erscheinung in der Geschichte zu Hülfe nahm, rächte sich dadurch, daß auch die Geschichte idealisirt oder richtiger phantastisch zugerichtet wurde.

Im Norden und Süden unsers Vaterlandes begann dieser Kampf, bis endlich in seinem Herzen der höchste Triumph der Dichtung gefeiert wurde. Auch Claudius' edle Gestalt arbeitet sich aus diesem Chaos heraus. Zunächst hatte er, wie wir sahen, zu dem von Klopstock abhängigen Dichterkreis in Göttingen, der sich um Boie's und Voßens Musenalmanach gruppirte, durch persönlichen Verkehr und Richtung ein Verhältniß. Er theilt die volksmäßigen Bestrebungen seiner Mitglieder. Zu ihrer Schule hat er sich dagegen nie bekannt. Er war um zehn Jahre älter als das Durchschnittsalter der Göttinger Bundesbrüder und hatte so zu sagen seine poetischen Flegeljahre schon unter ganz andern Einflüssen abgethan; in die neue Zeitschwingung trat er als Mann ein. Dabei war unter den Göttingern die poetische Zeugungskraft im allgemeinen gering; sie stand in keinem Verhältniß zu der Stärke, mit welcher sie von der Bewegung der Zeit afficirt wurden. Die Folge davon war ein merklicher Zusatz von leerem Pathos, an dem fast alle Göttinger kranken. Zugleich aber drückte ihnen Klopstock den Stempel seines Idealismus auf, und so schwankten sie in unsichrer Mitte zwischen dessen hochgebildeter und geistig vornehmer Poesie und dem Naturalismus, der, plebejischer Abkunft, für das Volk und wo möglich aus dem Volk heraus dichten wollte. Formal spricht sich dieser Doppel-

einfluß aus in dem Schwanken zwischen Odenton und Volkston, zwischen dem deutschen Reim und dem Gebrauch classischer oder classicirender Versmaße. Klopstock drang hierin auf keine Läuterung und Entschiedenheit, weil er ahnend von dem Zug der Zeit wol ein Verständniß hatte, welcher über ihn selbst hinausging und von dem Dichter verlangte, daß er mitten in das Ganze des Volks herabsteige und sein Werk zu einem Gemeingut für alle setze. Und so war ihm der Göttinger Bund ein Herold seiner Gedanken an das Volk, oder wie ein Schemel seiner Füße, durch den er sich mit Erde und Wirklichkeit in Verbindung setzte. Schon um deßwillen war er kein gestrenger Richter gegen seine Schule und während man mit ihm fast Götzendienst trieb, verstand er sich auf leben und leben lassen. —

Ist also auch Claudius' Poesie auf diesem Boden erwachsen, so scheidet sich doch das geschichtliche Theil in ihr, das ihn anschließt an jene „würdige Meng'", von dem eigenthümlichen Element, das ihn unterscheidet von diesen Zeit- und Zunftgenossen — bis über beide Seiten sich das ewige Theil ausbreitet, das er kaum mehr in poetische Worte zu fassen weiß. Zunächst tritt er als entschiedener Naturalist auf. Nicht blos seine Gedichte selbst, sondern auch bestimmt ausgesprochene Ansichten zeigen diesen Standpunkt. Ich setze als einen Ausspruch für viele das kleine Gedicht* „Ich wüßte nicht warum?" her:

* Werke I, 65.

„Den griechischen Gesang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit Einer Nase zur Welt.
Was kümmert mich ihre Cultur?
Ich lasse sie halter dabey,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochner Schrey
Trift tiefer als die feinste Melodey,
Und fehlt nie seinen Mann,
Videatur Vetter Ossian." —

Aber freilich ist es nicht jede Natur, nicht die abgefallene und befleckte, die Claudius besingen und preisen will, sondern die dem Urbild am nächsten kommende, die reine, unschuldige und paradiesische. Und darin allein liegt sein ideales Theil; von da aus soll auch die adelnde, erhebende Wirkung seiner und aller Poesie auf das Volk ausgehn. Denn er hat eine hohe Meinung von der inneren Würde des Dichterberufs. Die Poeten sind ihm, wie er in seiner „Audienz beim Kaiser von Japan" sagt*, „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde, und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen".

Zwar gibt er anderwärts etwas kleinlauter zu verstehn, daß es nicht mehr wie einst sei, wo die „ersten Dichter jeder Nation ihre Priester gewesen"**, und wo

* Werke III. 52.

** Werke I. 48.

Gedichte mehr als „Spaß“ waren*, aber sein Ideal bleibt diese Vorstellung. Er will und will nur Volksdichter sein, dem ganzen Volk verständlich reden und singen. Diesen Standpunkt wollen wir festhalten und uns dann eines Wortes von Herder, dieses großen Kenners ächter Poesie, über Claudius erinnern: „Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche ächte Natur sprach“. —

Claudius kennt nur die Lyrik, den unmittelbarsten Ausdruck poetischen Lebens, den Naturlaut der Seele. Er war eine musikalische Natur und hatte etwas von jenen Harfen, mit denen er selbst gelegentlich** das Genie vergleicht, die „von so glücklichem Bau sind, daß sie gleich unter'm Finger des Künstlers sprechen“. — Für die größeren und mehr vermittelten Gattungen der Poesie, Epos und Drama, und für ihren Kunstcharacter war er durchaus nicht angelegt und befähigt. Das Epos lag an sich schon der Zeit fern, der alle Vorbedingungen dafür fehlten, für das Drama aber gebrach ihm das scharfe helle Auge auch für die Außenwelt, für das Thatsächliche in Geschichte und Leben, die poetische Energie und Sammlung zu einer größeren Conception überhaupt, die elastische Beweglichkeit des Geistes wie die plastische Fähigkeit, aus sich herauszutreten und aus andern Charakteren gleichsam herauszudenken, zu reden, zu handeln.

* Dedication zum I. Bd. S. VI.

** Werke I, 23.

Weder die Weltbühne noch die Schaubühne war ihm vertraut und er hatte nicht Lust, sie zu betreten. —

Das Lied war die ihm, seinen Gaben und Neigungen angemessene Form. Und wie eigenthümlich hat er diese Form mit seinem Geiste erfüllt! Es ist wahr, es ist nicht der sonnige Glanz, die durchsichtige Helle, es sind nicht die feinen Umrisse, der buntfarbige Gestaltenreichthum, nicht die klare künstlerisch durchdrungene Form der Goethe'schen Lyrik, die uns in ihrer edlen Harmonie von Freiheit und Nothwendigkeit wie ein unerreichtes, oft ein unerreichbares Muster erscheint. Schon der Umfang bei Claudius weit enger. Zunächst fehlt so gut wie völlig die erotische Gattung, die den größten Reichthum der Goethe'schen Lyrik bildet. Gerade hier hängt Leben und Dichten so eng zusammen. Goethe's so vielfach umgetriebenes Herzensleben hat bei dem Mangel eines stetigen Glücks gleichsam einen Ersatz dafür in diesen hundertfach modulirten Tönen gefunden. Claudius' einfacherer und reinerer Lebensgang fand früh ein Glück, das alle Sehnsucht verstummen machte.

Dagegen klingen sonst wohl alle Schwingungen des Lebens in und um uns bei ihm an. Und kaum einer unter den Gegenständen des Gesangs — und somit auch seiner Begeistrung und Liebe — liegt außerhalb der dem Volk zugänglichen Sphäre. Denn die kleinen satirischen Stücke in Fabeln und Epigrammen schließe ich zunächst aus, weil sie durch bestimmte äußere Zwecke veranlaßt sind. So haben seine Lieder das Leben in der

Natur, die Zustände des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens, und weiter und höher vaterländische Fragen und Fragen, die das Menschenwohl und des Christen Hoffnung angehn, zum Inhalt. — Wir sehen schon an dieser Aufzählung, daß das Menschliche, Ethische in den Gegenständen vorherrscht. Und das ist eine ihrer Eigenthümlichkeiten. Die andre, und noch wichtigere, ist die, daß er fast überall dies Menschliche aus Natur und Leben wiederum auf seinen Ursprung und auf seine Bestimmung zurückführt — auf die göttliche Weisheit und Liebe. Die Züge des Achtmenschlichen treten ihm aber zunächst in der Familien- und Freundesliebe und in der Einfalt des Volkslebens entgegen. Da verweilt er mit ganzem Herzen. An die Wiege führt er uns wie an den Sarg. Freilich handelt es sich da oft um gar kleine Dinge, ein neu angekommener Zahn wird besungen, ein andrer unter Vocalbegleitung ausgezogen — beides als Familienfest behandelt und der Leser muß, wohl oder übel, daran theilnehmen. Aber der Dichter denkt dabei, daß solche Kleinigkeiten und Heimlichkeiten, eben weil sie dem Leben entnommen sind, auch allgemein anklingen.

Das Landleben schildert sich selbst in den Bauerliedern. Wir nennen unter ihnen das schöne „Morgenlied eines Bauersmanns: „Da kömmt die liebe Sonne wieder, da kömmt sie wieder her!“ mit den unter dem Text citirten Parallelstellen aus griechischen Dichtern als drollige Persiflage gelehrter Pedanterei; als

Gegenstück das „Abendlied eines Bauersmanns: „Das schöne große Taggestirne Vollendet seinen Lauf“ u. s. w. — Das in die Erzählung von „Paul Erdmann's Fest“ eingeflochtene Bauernlied: „Im Anfang war's auf Erden Nur finster, wüst und leer,“ — der „Bauer nach geendigtem Proceß“ und endlich der „glückliche Bauer“.* Überall der Gegensatz gegen Luxus, Verbildung, Arbeitsscheu! —

„Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh' ihn um und um.“ —

Die niederen Stände sollen erkennen, — das ist des Dichters Wunsch — daß sie neben Lasten auch Vorzüge haben in ihrer beschränkten Lage; dem naturarmen Stadtleben stellt er den Naturreichthum des Landlebens; der sich selbst bescheidenden Zufriedenheit stellt er die drückende Last und Noth der Civilisation gegenüber, er kann und darf es als Dichter, weil er das alles selbst erfahren und geübt und sich dazu mit Herz und Mund bekennt. Ihm sind die beiden Hauptschranken zwischen dem sog. Volk und den sog. höheren Ständen — frivoler Luxus und pedantische Gelehrsamkeit — stets gleich fern und fremd geblieben. Das gibt seinen schlichten Liedern den Eindruck der Treue, des Erlebten. Ob sie darum alle im vollen

* Diese Bauernlieder stehen der Reihe nach, Werke III, 1, 10. IV, 36. V, 96, 121.

Sinn Volkslieder sind, das ist eine andere Frage, die uns später noch entgegentreten wird. — Selbst redend tritt er auf, solche Lebensweisheit zu preisen in dem Lied:* „Ich bin vergnügt, im Siegeston Verkünd' es mein Gedicht —" und in dem allbekannten „Täglich zu singen"** — „Ich danke Gott und freue mich, Wie's Kind zur Weihnachtsgabe". — Und soll ich hier auch an den noch immer hier und da gesungenen Urian und seine etwas niederschlagende Moral erinnern? —

Claudius will den Bauernstand heben, indem er ihm die Erkenntniß seiner Lebensgüter zu schärfen sucht, indem er sich selbst ihm zugesellt und ihn nach Oben, nach Rechts und Links auch zu schützen und zu vertreten weiß. Ja dies gerade, der Schutz des eignen Rechts und des eignen Werthes jenes Lebenskreises, dem er gerecht werden will, ist sein Standpunkt; — nach Außen defensiv, nach Innen hebend, bildend und versöhnend, jedem das Seine gebend, geht er keineswegs von einer Opposition und vergiftenden Negation aus, die das Glied vom ganzen Volkskörper lostrennen will. Daß er nicht opponirt und daß er selbst mitlebt mit dem Volk in Geist und Gemüth, — das unterscheidet seine Volkspoesie ihrem Inhalt nach so gründlich von verwandten Richtungen unsrer neusten Literatur. Seit Immermann und Auerbach schoß auch neuerdings das Interesse an

* I, 53.
** III, 71.

den „Dorfgeschichten“ wie über Nacht auf; ich will dabei den beiden Dichtern, am wenigsten dem erstgenannten Meister, dessen Werk allerdings unsrer Poesie ein neues und fruchtbares Terrain erobert hat, nicht zu nahe treten. Aber die Reihe ihrer Nachtreter, die zur Abwechslung von der abgearbeiteten Literatur „der Stadtgeheimnisse“ auch einmal die Mysterien des Landlebens probirten, und ebenso bei ihrer Lesewelt war es meistentheils ein im Treibhaus gezeitigtes Interesse, aus Überreizung und socialistischen Grillen entsprungen. Die Mode wollte auch einmal diese Welt wie durch ein Opernglas ansehn oder auf ihren Nipptisch stellen. Es kann uns aber dabei eine Stelle aus Chamisso's schöner Sage einfallen, wo der Riese seiner Tochter zuruft: „Der Bauer ist kein Spielzeug!“ —

Es war natürlich, daß Claudius seine Theilnahme für die niederen Volksklassen und ihr Leben erweiterte und steigerte zu einem vaterländischen Gefühl, das in einer an Patriotismus armen Zeit Klopstock und die Seinen zu beleben suchten, Goethe mehr als sie durch seinen Götz von Berlichingen zu wecken verstand. Der Sinn für die geschichtliche Vorzeit unsers Volks trat zwar in Claudius nicht bestimmt hervor; wohl aber wußte er auch in seinen Liedern die Saiten der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls anzuschlagen. So z. B. in dem noch vielgesungenen, nur freilich auch vielverstümmelten „Neujahrslied“, das die gesammelten Schriften eröffnet:

„Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier aufs Neue
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten!"

Mehr an die Tonart Klopstock's und der Göttinger klingt das „Lied"* „Ich bin ein deutscher Jüngling" ꝛc.

Auch allgemeinere menschheitliche Fragen, wie z. B. der Fluch der Sclaverei setzen sein Dichterwort in Bewegung; immer ein Zeugniß für sein edles warmes Herz, dem nichts Menschliches fremd war; das später in der Zeit der Revolution und Fremdherrschaft litt und hoffte, wo andre Dichter sich fatalistisch beugten und nichts weniger als lebendig ergriffen waren. —

Auch in seinen Naturliedern läßt Claudius das menschliche Element und Wesen walten. Leiht doch der Mensch erst der Natur die Seele. Trotz des tiefen Naturgefühls aber, das ihn belebt, stellt er doch fast nirgends die Natur für sich und um ihrer selbst willen, in ihrer Erscheinung oder in ihren Wirkungen dar; sondern einmal eben die Beziehung der Natur zum Menschen. So malt sich die trunkene Frühlingsfreude des Dichters in dem frischen, der Gräfin Auguste von Stolberg zugeeigten Lied „der Frühling. Am ersten Maymorgen"**.

* I u. II, 111,
** I u. II, 103.

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren."

u. s. w.

Ich nenne ferner das schöne „Lied vom Reiffen"* mit dem Motto aus Sirach 43, 21. „Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz"; sogleich führt ihn der Anblick der bereiften Winterlandschaft, die so

„lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über alles fein!"

vor ihm liegt, auf die Menschenwelt und wie diese in und zu dieser Schönheit steht. Die „Serenata im Walde zu singen"**, wo er die Waldespracht in ihrer Wildheit und Fülle den städtischen Parks und Alleeen entgegenstellt:

„Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb' Natur!"

und dann mit einem vergnügten Seitenblick auf die armen Städter schließt. Endlich die Perle der Claudius'schen Lyrik, das „Abendlied"***:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;

* IV, 4.
** III, 17.
*** IV, 51.

Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt."

Was uns hier zunächst angeht — auch dies Lied ist ganz durchwebt mit menschlichen Beziehungen; der Friede des Abends, der sich halb versteckende Mond, sie reden und mahnen in das Menschentreiben hinein und aus dieser seligen Ruhe der müden Natur klingt das ernste Bekenntniß:

„Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel." —

Der Sinn für das ethisch-menschliche bildet also ein charakteristisches Kennzeichen wie überhaupt der Lieder des Dichters, so auch seiner Naturlieder. Aber er kennt nicht das ethische, das Gute ohne seine Wurzel, das Göttliche und die gläubige Erhebung des Menschenher-

zens zu ihm. Und das ist, wie ich oben sagte, eine andre Eigenthümlichkeit seiner Lyrik, die größte, die ihn geradezu von allen poetischen Zeitgenossen unterscheidet. Die Mystik des Naturlebens möchte ich sie nennen.

Der dichtrische Geist kann bei der poetischen Durchdringung und Beseelung des Naturlebens entweder vorzugsweise einen Zug zu seiner Schöne und Kraft, dem frischen fröhlichen Wachsen und Blühen oder zu der Schattenseite, dem Verwelken und Absterben haben. Bei beiden bewegt sich die Anschauungs- und Gefühlsweise innerhalb des Rahmens und der Erscheinungen der Natur, je nachdem innere Eigenthümlichkeit oder vorübergehende Stimmung den Dichter treibt. Claudius geht einen andern Weg. Er besingt beide, die lichthelle Frühlingsseite wie die trübe Winterseite, gibt sich aber keiner gefangen. Seine Lieder gehen über den Naturgeist, wie über den Menschengeist, auf den die Natur hinzielt und symbolisch anspielt, weit hinaus und vertiefen sich in den Zusammenhang beider mit dem über Ort und Zeit erhabenen, ewigen Geist Gottes. Ihm ist die Natur noch die Schöpfung, die den Schöpfer voraussetzt; er steht im geraden Gegensatz gegen die pantheistische Ansicht von der Weltseele, die in unsrer modernen Lyrik die gewöhnliche ist und die freilich den verführerischen Reiz des Ideenreichthums, der Bilderfülle und buntester Färbung voraus hat. Ihr stellt Claudius seine theistische Auffassung gegenüber, die bei der Einfachheit und Wahrheit des Grundgedankens keine lockende und vielverschlungene Irr- und Schlan-

genwege gehen kann und darum schlichter, weniger geistreich erscheinen muß. — Nicht die flüchtige Erscheinung an sich begnügt sich Claudius zu schildern, auch nicht die durch Menschengefühl geschmückte und vergeistigte, sondern die Welt der Erscheinung ist ihm wie eine transparente Hülle, durch die eine andre Welt als die der Sichtbarkeit und Greifbarkeit mit überirdischem Glanze durchscheint. So sagt er selbst in seinem letzten gedruckten Prosaaufsatz*: „Ein reines Auge kann die sichtbare Natur nicht ansehn, ohne Gott und den Mittler zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Natur sind Glöcklein am Leibrock, die ihn und seinen Gang verrathen." — Von diesem Grundsatz sind seine Lieder durchdrungen. Nur beispielsweise verweise ich noch einmal auf das Lied vom Reiffen, wo nach lebendiger Schildrung der Winterherrlichkeit und der Winke für die Menschen, ausgerufen wird:

— „Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat;
Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

* Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, Werke VIII, 204. —

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß." —

und in den Schlußversen des „Abendlieds" richtet die feierliche Abendstimmung in der dunkelnden, müden Natur den Blick nach Oben:

„Gott laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!"

**

So reißt er allenthalben seine eigne wie des Lesers Seele von der Erde zum Himmel hinauf, vom Kleinsten öffnet er eine Fernsicht ins Weite und Hohe, vom Äußern führt er uns in die Stille und Tiefe der inneren Welt. Die Übergänge aber von dem Diesseits zu dem Ahnen des Jenseits sind bei ihm mitunter leise und unvermerkt, öfter plötzlich und unvermittelt. Er will es ernst und stark zu Gemüthe führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod steht. Damit eben hängt seine Vorliebe für die Schildrung des Todes, auf dessen Bild und dessen Mahnungen er immer wieder zurückkommt, eng zusammen. Denn was ich von seiner Naturbetrachtung sagte, gilt auch von der des Menschenlebens. Sucht er in beiden das Ewige, so kann er den Tod als die Brücke dazu, als den Punkt zwischen Zeit und Ewigkeit, wo die Natur aufhört und das reine, selbständige Leben des Geistes anfängt, gar nicht umgehen. Freund Hain ist in effigie am Eingang seiner gesammelten Schriften zu sehen, mit der Bemerkung: „Ihm dedicir' ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott an der Hausthüre des Buches stehn."

Mehr wie eine Betrachtung des Todes in Prosa und eine verhältnißmäßig große Anzahl von Grab- und Sterbeliedern bei Anlässen des Familienlebens und des Todes von Freunden haben wir von Claudius, darunter einzelne von hoher Einfalt und ergreifender Wahrheit. Das

schönste „bei dem Grabe meines Vaters“ habe ich schon angeführt, ein andres schließt:*

„Was weinst du neben dem Grabe,
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet umher!“

„Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Kehret zur Sonne zurück.“ —

Dieses Fühlen der Vergänglichkeit und der darauf gegründete Zug zum Ewigen äußert sich nun bei Claudius theils tiefernst, theils humoristisch, niemals — und das ist wohl zu betonen — sentimental oder weltschmerzlich. Er war eine kerngesunde Natur und alles Kranke, Übertriebene, Unwahre verabscheute er. Er schreibt einmal seinem Vetter: „Du hast Recht, Vetter, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerührt zu sein.“ — Keine schlaffe Passivität, kein stummes, thränenschweres Sichergeben in das Unvermeidliche tritt uns entgegen, sondern statt solch unkräftig-elegischer Stimmung stets die frische, fromme Hoffnung,

* An — als Ihm die — starb. Werke I, 19.

die nicht blos das welkende Blatt und nicht blos das dunkle Grab sieht. Nur ausnahmsweise finden sich klagende und resignirende Stücke, wie das „der Mensch“* überschriebene, aus dem die tiefe Durchdrungenheit von dem Salomonischen „es ist alles eitel“ herausklingt.

„Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret,
Und quält sich immerdar:
Schläft, wachet, wächst und zehret,
Trägt braun und graues Haar; —
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.“

Auch der Humor, der bei Claudius oft Angesichts der ernstesten Fragen sein unschuldig-schalkhaftes Wesen treibt und so sehr zu seiner Dichtereigenthümlichkeit ge-

* IV, 98. —

hört, wurzelt in seinem religiösen Leben. Vermag doch nur der Christ die Gabe des ächten Humors zu haben, denn nur er steht mit seinem Bewußtsein in dem erhabensten Ideenleben, von dessen Warte aus er je nach der Naturanlage seines Wesens entweder die Tragik oder die Komik in der Kleinheit und Ohnmacht wie in dem Wechsel menschlicher Dinge, die sich wie unabhängig und ewig gebärden, fühlt oder erkennt. Und gerade in Claudius' Humor sehen wir die beiden Bedingungen: Das tiefe Gefühl von der Endlichkeit alles Geschaffenen und das unumstoßbare Wissen um die Unsterblichkeit des Geistes, der aus Gott stammt. Claudius fühlt mitten in allem Wechsel der Dinge und trotz allem Schwanken auch des eignen Herzens einen festen Boden unter sich, von dem aus er mit siegreicher Heiterkeit dem Treiben außer ihm zuschaut — es ist bei ihm die selbstgewisse Fröhlichkeit kindlicher Hoffnung, die dem Wechsel, dem Kampf des Lebens, der Nacht des Todes auf den Grund sieht.

So haben wir in allmählicher Steigerung die einfachen Gegenstände seiner Poesie aus Natur und Menschenleben sich versenken sehen in den tiefsten Grund aller Natur und alles Lebens. Wer darin nicht den Schwerpunkt von Claudius' Gedichten zu erkennen oder zu ahnen weiß, daß er Natur und Geist einander gegenüberstellt, aber beide zu versöhnen sucht, wer sie nicht mit dem Auge und darauf ansieht, der kann keine Liebe zu ihnen fassen, aber auch kein Verständniß von ihnen haben;

der entkleidet sie gleichsam ihrer eigentlichen Schöne und nun erscheinen sie ihm freilich nackt, kahl und armselig. — Auch die Volksdichtung, soll sie nicht trivial statt populär sein, will ihr Ideal haben, das der Dichter und Leser über sich selbst, seine menschliche Beschränktheit hinaushebt. Sein Glaube ist Claudius' Ideal. Und ist dies nicht dasjenige Ideeenreich, an dem Alle, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt, Antheil haben können? Hier versöhnt sich der höchste Idealismus, der über Menschenwitz und Menschenphantasie geht, mit dem höchsten Realismus, der wahren und eigentlichen Wirklichkeit des Lebens. Hier ist das wahrhaft Allgemeine, das die Stände, welche Natur und Gesetz trennt, in Liebe und im Glauben wieder eint, das die Bildungsunterschiede verwischt, weil in ihm ganz andre Maßstäbe gelten als der der Bildung. Jede Literatur, die sich hiervon feindlich lossagt, ist daher nothwendig, so groß und schön sie sein mag, dem Volk entfremdet. Daß aber Claudius, aus diesem Quell selbst genährt und erfrischt, auch für seine Volksgenossen daraus schöpfte und nicht müde ward zu schöpfen, das versetzt viele seiner Lieder, trotz all' ihren Mängeln, in das geistige Heiligthum des Volks, das gibt innen auch ihre Gemeinverständlichkeit, ohne ihnen von ihrem Schwung zu rauben. —

So ist alle seine Poesie ihrem Inhalt und ihrem inneren Leben nach indirect eine geistliche Dichtung; — indirect, sage ich, weil sie die göttlichen Geheimnisse nicht selbst und unverhüllt, sondern in Natur und Menschen-

leben verhüllt und ahnend ausspricht. Und somit bilden seine Lieder ein wenn auch bescheidenes Vermächtniß für jene ferne oder nahe Zukunft, wo unsre Dichtung im ganzen auch wieder ihr Haupt erheben wird zu dem Höchsten, was Menschenlippen aussprechen können, ähnlich wie in der antiken Heidenwelt die besten und größten poetischen Erzeugnisse im Dienst des Mythos und des Cultus standen, wie Dante und Giotto in Wort und Bild den Inhalt ihrer Kirche symbolisirten. Warum aber ist Claudius bei dieser Richtung nicht wirklich und unmittelbar geistlicher Liederdichter geworden? — Denn nur das genannte „Abendlied", das „Bauernlied" und das gegen das Ende seines Lebens gedichtete „Osterlied"

„Das Grab ist leer, das Grab ist leer!
Erstanden ist der Held!
Das Leben ist des Todes Herr,
Gerettet ist die Welt! —"

sind meines Wissens — und auch diese zum Theil ohne Fug und Recht — in kirchliche Gesangbücher übergegangen. Es lassen sich wohl zwei Gründe anführen, daß er dieses natürliche Ziel seiner Lyrik nicht erreicht hat. Einmal gingen die Jahre seiner productiven poetischen Kraft überhaupt schon auf die Neige, als er diesem Ziel innerlich am nächsten stand. Das zeigen seine übrigen Gedichte aus jener Periode und zum Theil selbst das eben angeführte Osterlied. Nicht daß er überhaupt geistig matter geworden wäre, aber das dichtrische Vermögen ist noch

ein andres; — und er griff später lieber zu dem einfachen Prosaausdruck als dem ihm näheren und natürlicheren, wenn er religiöse Gedanken darstellen wollte. Mehr noch hinderte die Ungunst der Zeit. Zwar gebrach es Claudius keineswegs an Freudigkeit und Muth, seine christliche Erkenntniß mitten in feindlicher Umgebung zum festen Bekenntniß und dies zum Zeugniß zu steigern — in wie zahlreichen Aufsätzen hat er das gethan! — aber der freie poetische Ausdruck bedarf einer wirklichen Glaubensgemeinschaft, wenn er mehr als der Spiegel der ringenden und sehnenden Persönlichkeit sein soll. Diese aber fehlte ihm.

Das Gesagte sollte erläutern, was für Stoffe Claudius in seinen Liedern wählte und in welchem Geist und Sinn er dieselben behandelte. Noch ein Wort über ihre poetische Form bleibt uns zu sagen übrig. Es läßt sich von vornherein denken, daß ihm die Gefahr nahe lag, die Form, worunter ich die poetische Gestaltung im weiteren Sinn verstehe, gegenüber der Sache, der er dichtend wie lebend dienen will, gering zu schätzen; kurz die Schönheit der Wahrheit aufzuopfern. Und gewiß ist das ein Vorwurf, den man der Mehrzahl seiner Lieder mit Recht macht. Der Mangel entsteht theils aus wirklicher Gleichgültigkeit des Dichters gegen alle Form theils aus seiner Ansicht von Volksdichtung. Claudius war des Glaubens, die Theilnahme für das Wesentliche, der Inhalt werde durch formelle Ausbildung leicht zerstreut und geschwächt; ein volksgemäßer Inhalt aber vertrage nicht die

Anmuth, die der Volksrede selbst abgehe. Daher in einzelnen Ausdrücken und Wendungen die oft wenig strenge Sondrung zwischen Poesie und Prosa, wie denn Claudius auch rein lyrische Gedanken wiederholt in halbpoetische Prosa eingekleidet hat; — daher der Mangel an Abgeschlossenheit und plastischer Insichfertigkeit der einzelnen Bilder und ganzer Gedichte; — der oft unharmonische Wechsel von breiter Redseligkeit und lakonischer Knappheit. Auch ist es zu tadeln, daß seine Diction nicht selten aus dem Sprachschatz und der Redeform des Volks, die er sonst als die der Bibel, des alten Kirchen- und Volkslieds wohl einzuhalten sucht, heraustritt und Worte und Redensarten aus dem modern-gebildeten Sprachbewußtsein nimmt, wenn auch nur, um gerade dieses gegen die Einfalt des Volks in Schatten zu stellen. Aber immerhin ist es eine falsche Subjectivität, die da stört und Unruhe in das poetische Stillleben bringt. Zunächst tritt er aus den Schnürstiefeln der classischen Formen, die ihm auf keinen Fall volksmäßig erscheinen konnten, heraus in die einfachen nationalen Formen; der Reim kommt bei ihm fast durchgehends zur Anwendung. Er unterschied sich also hierin ganz von den Göttinger Dichtern, der Schule Klopstocks. Diese theilten mit Claudius den Inhalt seiner volksmäßigen Bestrebungen, wollten dabei aber keineswegs auf die Errungenschaft des Jahrhunderts, die Feinheit und den Glanz der antiken Formen, dem Vorbild ihres Meisters folgend, verzichten. So geht auch hier Claudius seinen eignen Weg und behält ihn durch seine

ganze Dichterzeit consequent bei. Denn ganz abgesehen von Pindarischen oder Horazischen Versmaßen — nicht einmal ein Hexameter kommt in seinen Gedichten vor in einer an Hexametern so fruchtbaren Zeit, unter den Augen gleichsam des Messiasdichters. Daß er seine einfachen, dem Kreis des Volkslebens entnommenen Gedanken nicht in Hexameter und alcäische Metren kleiden durfte, ist natürlich, und da der Inhalt seiner Poesie sich in nichts änderte und erweiterte, bleibt er auch im Formellen auf seinem alten naturalistischen Standpunkt stehen. Es war zum Theil eine freiwillige Armuth. Dabei sah Claudius, der selbst ein so musikalischer Mensch war, — und dies nicht blos, soweit er die Kunst ausübte, — auf das Sangbare seiner Lieder; mehrere eigens für die Composition gedichtete Sachen, Cantilenen, Motetten u. s. w. — meist von untergeordnetem poetischen Werth — existiren, alle aber sollten sich nach seiner Absicht an die ergänzende und belebende Musik anlehnen. Bekanntlich sind die besten und schönsten Lieder von Schulz und Reichardt componirt worden, und einige davon, das Neujahrslied und das Rheinweinlied vor allen, machen noch immer ihren tonbeseelten Rundgang durch die singlustige Jugend.

Wir haben bereits oben von Claudius' Hang zur Aphoristik gesprochen. Auch seine Poesie verräth ihn hier und da. Schon in den Liedern mitunter durch die kurz hingeworfenen nicht ausgeführten Gedanken, die den Nagel auf den Kopf treffen sollen; mehr noch durch die Neigung zur

Spruchpoesie, in der ebenfalls ein volksmäßiges Element liegt. Es ist zum Theil eine körnige Lebensweisheit, früher mehr mit satirischer Färbung, später positiver und inhaltsvoller; nicht selten mit der Schlagfertigkeit und dem glücklichen Treffer eines Sprüchworts.

Die Schlußfrage, ob Claudius ein wirklicher Dichter und ob er ein ächter Volksdichter gewesen, scheint dahin zu beantworten zu sein, daß er ohne Frage eine poetische Persönlichkeit von ungewöhnlichem Leben war und daß ein kleiner Kreis seiner Lieder, in denen dem lebendigen Gedanken in rechter Stunde zur Geburt verholfen wurde, stets lebensfähig bleiben wird, daß ihm aber zu einem großen Dichter die Concentrirung auf diese Seite geistigen Schaffens, ein reicheres Gestaltungsvermögen und der künstlerische Schönheitssinn bei so hohem und reinem Wahrheitssinn abging. Aber gerade dieser Mangel ist wieder ein ächt deutscher Mangel. Es ist gewiß, wie der Maler nach der ersten, innerlich erlebten und erschauten Eingebung des Grundgedankens, der wesentlich eine von der Mitwirkung seines Willens unabhängige Offenbarung, ein Act geistiger Gnade ist, der Composition, der Zeichnung und Farbengebung — und alles dies auf dem Grund strenger Studien — bedarf, um seinen Begriff zu erfüllen, so gehört auch zur Vollendung des Dichterbegriffs die Kraft der Composition, der Fleiß der Zeichnung, die sorgfältige Ausführung des Colorits, — um im Bilde fortzureden. Und diese letzteren Eigenschaften gingen Claudius, dessen innerstes Wesen sonst Poesie war,

großentheils ab, aber gehen sie nicht auch der altdeutschen Kunst und dem deutschen Volkslied ab? Ein Volksdichter aber ist Claudius, soweit in jener Zeit dieser Begriff überhaupt erreichbar war; er ist ihm näher als irgend ein anderer Mitstrebender gekommen. Freilich spricht aus seinen Liedern keineswegs immer die ungebrochene unbeirrte Stimme eines in sich einigen Volks, dessen Organ nur der Sänger ist; in Inhalt und Form klingt nicht selten disharmonisch das lehrende, kämpfende, bewußte Subject des Dichters hindurch, aber doch ist es wunderbar, wie nahe die besten Lieder des Boten dem kommen, was dem Volkslied noth thut. —

Drittes Buch. 1777—1790.

I.

Wandsbeck; Haus und Amt.

Die Lehrjahre wie die Wanderjahre lagen hinter Claudius; mit der leiblichen Heimath, die er wiedergefunden, wurde ihm auch die geistige und ewige gewisser. In seinem äußern Leben tritt daher die Bewegung zurück, wenn sie auch nicht aufhört. Und Hunger und Kummer, Geburt und Sterben, Kindererнährung und Erziehung und Sorgen solcher Art, über welche doch auch bei ihm nicht immer oder nicht sogleich das „Befiehl du deine Wege“ triumphirt, haben gerade das eigne, daß sie innere Seelenbewegungen so unmittelbar hervorrufen. Aber immerhin sind das Wechselfälle und Bewegungen, wie sie unter keinem Dach fehlen, wenn auch das Außenleben tiefer und zarter wiederklingt in einem so geweckten inneren Leben, wie es Claudius und die Seinen führten.

Im ganzen verläuft in dem Zeitraum, von dem dieses Buch spricht, das Leben des Wandsbecker Boten still und stetig, ja einförmig. Die seltenen Ausnahmen und Unterbrechungen des Stilllebens haben wir zu berichten. Ge-

wiß wirkte diese Ruhe, dieser zunehmend sichere Frieden der Häuslichkeit und der altgewohnten Umgebung auf Claudius' Inneres heilsam zurück, zumal es keine Stagnation und kein satter Genußzustand war, der keinen Wünschen, keinen Kämpfen und keinen Bitten mehr Raum ließ. Um so inniger und ungetheilter zog er sich in die Werkstatt seines Innern zurück. Da entstand, auch nachdem er den Schlüssel des Lebens gefunden hatte, ein Leben und Regen, von dem uns die Schriften nur ein schwaches Bild abspiegeln können, — der Kampf der Heiligung aus dem gewonnenen und täglich erstarkenden Glauben.

Zunächst aber ein Blick in seine äußere Lage! —

Er bezog also wieder sein altes enges und fast baufälliges Miethhaus mit dem Garten, in dem er ein bretternes Gerüst, „sein Lusthaus", hatte aufrichten lassen, um es als luftige Sommerlaube zu benutzen. In der ersten Zeit und noch ungefähr ein Jahr lang lebte die kleine Familie, in ähnlicher Weise wie früher, mit Voß und seiner jungen trefflichen Frau zusammen. Diese hat selbst kleine Züge aus ihrem Zusammenleben niedergeschrieben. „Sehr häufig", erzählt sie u. a. *, „besuchten wir Claudius' Schwiegermutter**, die eine Wirthschaft für honnete Bürgerfamilien hatte, und mit ihren zwei unverheiratheten Töchtern die Gäste gemüthlich zu unter-

* Briefe v. J. H. Voß II, 20 folg.

** Ihr Name war Behn.

halten verstand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Besitz nahmen. Claudius war Präsident dieser Gesellschaft, und ohne seine Erlaubniß wurde keiner zugelassen. Außer dem Wandsbecker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn's einzelne Herren waren. Die Wandsbecker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiele ward ihnen eine Zahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier strenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee ward eingeräumt, bloß Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwasser; dazu Butterbrot mit Käse und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis zehn Uhr, bei Licht und im Mondschein. Auch gesungen durfte werden, außer wenn Pastor Milow da war, der mit kegelte, ohne dadurch bei seiner Gemeine Anstoß zu erregen." — So schmückten sie ihre Armuth durch Genügsamkeit und kleine Festlichkeiten aus; man sieht daran die wiederkehrende Heiterkeit bei Claudius. Daß die Frauen der beiden Dichter so gut und schwesterlich harmonirten, trug viel zur fortdauernden Eintracht der Männer bei. Sagt doch Ernestine Voß* am Abend ihres Lebens von der Rebekka: „Mir ist im langen Leben keine vorgekommen, bei der der erste Eindruck so ungetrübt geblieben; dabei die angenehmste äußere Gestalt, die man sich denken kann." —

Wovon lebte aber Claudius?

* A. a. O. S. 18.

Es ist das dieselbe schwere Frage, die uns bereits im ersten Buch Herder aus dem Mund nimmt und Claudius so zuversichtlich beantwortet. Er wurde wieder wie früher „homme de lettres" und seine Feder wieder die Wünschelruthe, womit er das wenige edle Metall, dessen er zu des Leibes Nahrung bedurfte, herbeizauberte. „Die öconomische Verfassung anlangend", schreibt er unterm 19. April 1780 an Herder*, „ist zu merken, daß es bis daher so passabel gut gehe und stehe; wir nagen am Büchel und Übersetzungsgebühr." Zugleich hatte Claudius von 1778—1780 die beiden ältesten Söhne des Philosophen Friedr. Heinrich Jacobi, der als bayrischer Geheimrath** in Düsseldorf lebte, zur Erziehung im Haus. Jacobi wollte seine Knaben zuerst in das weitberühmte Basedow'sche Philanthropin nach Dessau schicken, gab aber abmahnenden Rathschlägen seiner Freunde Gehör. Wie er aber auf Claudius verfallen, den er damals noch nicht persönlich kannte, wissen wir nicht. Möglich ist es, daß Jacobi's älterer Bruder, der bekannte Liederdichter und damals Halberstädter Canonicus, Georg Jacobi, der mit dem Boten schon näher scheint bekannt gewesen zu sein, die erste Beziehung vermittelte. Wenigstens existirt von ihm ein längeres Lied aus dem Sommer 1778, das in den wärmsten Worten den fernen Freund preist. Das Lied ist überschrieben: „Im Bilker-

* Aus Herder's Nachlaß I, 423.

** D. h. mit diesem Titel erst seit 1779.

busche bei Düsseldorf, den 13. Julius 1778“ *— und entwirft zuerst ein lockendes Bild von der rings blühenden und sommerlich belebten Umgebung des Dichters und ährt dann fort:

„Hier wünsch' ich traut und herzlich,
Von andern Wünschen leer,
Die besten Menschen her;
Gedenke mir vor allen
Du guter Asmus dich“—

dem er sodann weiter unten zuruft!

„Ich lernte neben dir
Auf meinem Rasen hier:
Wie der sich im Gewinde
Von Weisheit nicht verirrt,
Der sonder Arg zum Kinde
Voll Lieb' und Glaubens wird;
Der seinen Vater oben
Im hohen Himmelszelt,
Auf frisch besätem Feld
Zu bitten und zu loben,
Für eitel Segen hält;
Im Glückesschimmer biegsam,
Und, reich und arm, genügsam,
Kein Gutes sich vergällt;
Der ohne Stolz ein Weiser,
In Japan vor dem Kaiser,
Mit treuer Wahrheit steht;
Dem Kaiserthum zu frommen
Des Marschalls Ohr erfleht,
Und leicht, wie er gekommen,
Zurück nach Wandsbeck geht.
O könntest du mich's lehren!
Ich bauf' in Herzensruh
Ein Gärtchen so wie du;
Nähm' auch in allen Ehren
Ein Weibchen mir dazu,
Das mir zur Seite ging
Mit zärtlichem Vertrauen
Wenn's über dunkeln Auen
Voll tausend Lichter hing.
Da sollten so gering
Im Paradies auf Erden
Uns Arbeit und Beschwerden,
Da sollten uns so rein
Die trübsten Tage werden;
Und lächelte Freund Hain,
Auch er willkommen sein!“

Wahrscheinlich hat der reiche F. H. Jacobi, dessen damals große Mittel überhaupt unter den Dichtern und

* Abgedr. in Voß Musf.-Almanach v. 1779. S. 195 folgg.

Schöngeistern eine Rolle spielten, auch Claudius mehrfach in edler und zarter Weise unterstützt oder wenigstens die Überwachung seiner Söhne durch den Boten zu einer nachhaltigen Unterstützung für diesen gemacht. Claudius' Freunden, namentlich dem Gevatter Hamann, fällt es nicht wenig auf, daß er von seiner Armuth noch Geschenke mit Erzeugnissen hamburgischer Gastronomie machen kann.

Von den Übersetzungsarbeiten des Boten reden wir unten; das „Büchel" ist eben der dritte Theil seiner Schriften, von dessen Inhalt auch alsbald die Rede sein wird. Wenige Wochen schon nach seiner Rückkehr aus dem Süden erläßt er die Subscriptions-Anzeige, die da anhebt: „Habe bei dieser Gelegenheit freundlich vermelden wollen, daß ich hier mit Weib und Kind glücklich wieder angekommen bin; waren am Rhein gewesen." Daß es ihm um ein eiliges Beitreiben des Geldes gar sehr zu thun war, zeigen Briefstellen namentlich an Merck in Darmstadt.

Nach Vossens Abzug von Wandsbeck ist er noch mehr auf sein Haus und die Seinen angewiesen. Seine Wohn- und Kinderstube ist sein Element. Der Leser erinnert sich des Bildes von Chodowiecki im dritten Theil, wo der Bote im Schlafrock und Pantoffeln, die Nachtmütze auf dem Kopf, über den Knaben, den er freilich damals noch nicht hatte, den „Ehrensprung" thut, während Rebekka mit dem Kleinsten auf dem Arm ganz verwundert dabeisteht und sich über den fröhlichen Eheherrn freut. Das Häuflein der Kinder wuchs. Aber lange blieb der Lieb-

lingswunsch des Vaters, einen Knaben zu besitzen, unerfüllt. Das erste Kind war ein Knabe, starb aber alsbald nach der Geburt*. Das bekannte kleine Gedicht „Anselmuccio“ ** gibt von seinen Wünschen auch poetische Kunde:

„Ist gar ein holder Knabe, er!
Als ob er's Bild der Liebe wär.
Sieht freundlich aus, und weiß und roth,
Hat große Lust an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar,
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm' und Beine, rund und voll!
Und alles, wie man's haben soll.
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe!
Eins nur: daß ich dich noch nicht habe.“

Fünf Mädchen folgten auf einander, Caroline (geb. am 7. Febr. 1774), Christiane (geb. am 13. Nov. 1775), Anna (geb. am 4. Juni 1777), Auguste (geb. am 2. Sept. 1779), Trinette (geb. am 16. Mai 1781). Dann erst erschien der ersehnte „Dauphin“, wie ihn Claudius brieflich an Herder nennt, darum auch mit dem heiligen Namen Johannes (geb. am 8. Mai 1783) getauft, den indeß der Alltagsgebrauch in Hans umtaufte. Ihm folgt in der Zeit, von der wir reden, noch eine Tochter, Rebekka (geb. am 15. December 1784), ein Sohn Matthias (geb. am 6. Dec. 1786), der aber schon nach anderthalb Jahren (am 4. Juli 1788) starb,

* am 30. Sept. 1772; vgl. a. Herder's Nachlaß I, 372 u. 385.
** Werke III., 15.

und abermals ein Sohn, Fritz (geb. am 17. Mai 1789). Zwei Söhne folgen noch in der nächsten Lebensperiode.

Bald war für die wachsende Familie die alte Miethwohnung zu eng. Claudius entschloß sich daher im Jahr 1781 rasch zum Kauf eines Hauses. Auch brauchte er einen Weideplatz für zwei Kühe, die er für des Hauses Nothdurft anschaffen mußte; — bisher hatte er sich mit einer Ziege beholfen. Denn schon längst war das Landleben nicht mehr blos ein poetisches Paradies für ihn, in dem er sich spazieren gehend, sternebeschauend, singend und die Nachtigallen belauschend erging, sondern auch von den prosaischen Früchten des Bauernlebens hatte er außer den Blüthen Notiz nehmen gelernt. Mit aufgenommenem Gelde kaufte er für 9000 M. B. vom Zimmermann Paul Haase ein schönes geräumiges Haus, das beinahe am Eingange des freundlichen und reinlichen Orts an der breiten lübschen Landstraße gelegen war. Hinter dem Haus lag ein großer Küchen- und Obstgarten mit doppelter Baumreihe und daran stieß eine Wiese, mit der später die Gräfin Schimmelmann den Dichter belehnte. In diesen freien und weiten ländlichen Räumen blühte nun das Hausleben des Boten recht munter auf, es ward der letzte Rahmen um sein Familienglück. Auch zu Besuchen und zur Übung einfacher Gastfreiheit war jetzt wenigstens Raum. Einem solchen Besuche am Anfang der neunziger Jahre verdanken wir ein anmuthiges Bild von dem patriarchalischen Haushalt des Boten — es sind tagebuchartige Aufzeichnungen eines Jünglings, die er

nach einem halben Jahrhundert als Greis in treuem Andenken an seinen mehrwöchentlichen Aufenthalt unter dem bescheidenen Dach veröffentlicht hat. Ist auch der Name des Verfassers* unbekannt, so ist doch der Bericht durch die Farbe frischer Wahrheit, die er trägt, für uns von Werth. Wir entnehmen ihm einige Hauptstücke, deren jugendliche Auffassung und Darstellung sich eben aus dem Ursprung der Blätter erklärt.

„Wie froh und glücklich ich in Wandsbeck lebe, mögen Sie sich vorstellen; beschreiben kann ich es nicht. Claudius hat alle Liebe gegen mich. An seiner Seite und in der Mitte seiner guten Familie bringe ich die vergnügtesten Abende zu. Was ich sehe und höre, unterrichtet mich. Sie können nicht glauben, wie ich mich auf die Stunden freue, wo ich weiß, daß Claudius geschäftefrei ist. Von 7 bis 10 Uhr Abends verfließen die glücklichsten Augenblicke meiner Reise. Seine stets heitere Laune, worein er seine Miene, seine Worte, sich ganz zu kleiden weiß, das ihm Eigne: unter schlechten Lumpen von Worten etwas Wichtiges zu sagen, seine Anmaßungslosigkeit, seine Mäßigkeit im Urtheile, Hindringen auf die Hauptsache und sein Respekt gegen das Zufällige, wenn es ein Mittel zur Hauptsache sein kann, davon habe ich alle Tage Beispiele; der Eindruck dieser ganzen Summe von Liebenswürdigkeiten auf meine Seele ist, Gott Lob! nicht geringe, nicht unwirksam. — Claudius ist so unscheinend,

* Aus dem „Kirchenfreund" i. J. 1838 abgedruckt im „Bergedorfer Boten" dem ich die Bruchstücke entnehme.

so simpel wie ein Buch, und auch so unschuldig munter, und mir im Umgange, wie er sich dem Publikum präsentirt. Ich las noch gestern, bevor ich zu Bette ging, vieles im Asmus. Beinah bei jeder Stelle rief ich auf: Er ist's. Ich sah seine Miene, den Ton, die Geberde, mit denen er es gesagt und geschrieben haben muß. Der Autor Asmus und der Mensch Asmus sind Eine Person; sie widersprechen sich nicht, wie es bei Schriftstellern so oft der Fall ist; sie harmoniren in ihm auf's schönste. Doch lieset es sich im letzten besser, deutlicher und rührender als im bloßen Buche, wo die gute erklärende Miene, der Ton, die ganze Stellung des Menschen fehlt."

Dann folgen uns schon bekannte Angaben über Haus und Familie. Weiter heißt es:

„Alles zeigt eine geräuschlose, im Stillen glückliche Familie, die Eines Sinnes und Herzens nicht nur zu sein scheint, sondern auch ist. — Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius seinen oben gekrümmten Stecken — seine Haare hängen ihm unfrisirt und ungepudert über den Rock; er ist auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen — und wir durchstreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo das Kühle der Luft und der schön glänzende Mond, der durch getheilte Blätter scheint, öfters in unsre Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und war-

ten ſtille den Zeitpunkt ihrer Entwickelung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unſre Geſellſchafter ſind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare dieſer Erſcheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da iſt's oft, als wenn wir um einen Altar ſtänden. Man kann es jedem im Geſichte leſen, daß er von innen opfert.

Vorgeſtern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer ſchönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback.

Ich möchte nur die Bockſprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herummachte! — und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinter drein! Mancher würde denken, ſo müßte der Reſpekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. — Aber die Thatſache widerlegt es; denn Gehorſam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet dieſe Kinder vor allen aus; ſie freuen und ergötzen ſich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um ſo mehr. — An Sonntagen lieſ't er Abends eine Predigt aus Taulerus vor. So ſimpel die Sprache dieſer Predigten iſt, ſo voll Geiſtes und ſo rührend ſind ſie. Wir ſitzen dann alle ganz ſtille um den Tiſch herum, und Claudius zieht dann, bevor er anfängt, ganz andächtig ſeine Mütze herunter. Sein Ton gibt der Wahrheit noch mehr Nachdruck und die andächtige Stille und Geberde eines jeden mag auch nicht ohne gegenſeitige Wirkung ſein. Der Übergang zu einem ſchönen erbauenden Liede iſt dann ganz natürlich, oder zu dem prächti-

gen Te Deum von Schulz, oder zu Hassen's schmelzendem Glorioso redemtor, der kleine Fritz, den auch schon die Harmonie der Musik rührt, fällt mit seiner zarten Stimme darein; er kann nicht mehr auf dem Schoße der Mutter ruhen, er ergreift den Arm des Vaters, der nur mit vieler Mühe fortspielen kann, und der gute Junge meint vielleicht durch seine Beihülfe noch reizendere Töne zu entlocken.

Das schöne Tischgebet. Nachdem sich alle in der Stille, jeder bei seinem Stuhle, gesammelt hatten, so fing Claudius allein und mit langsamer und andachtsvoller Stimme an: „Diese Speise gesegne uns“ — (hier neigten sich Alle, als wenn die Gottheit bei dem Tische stände und den Segen in die Schüssel legte) — „unser Vater im Himmel!“ Nach einer kleinen Pause setzte man sich. Als das Essen vollendet war, betete er: „Der Name des Herrn sei gelobet und gebenedeiet in Ewigkeit!“ — Die Kinder und die Mutter küßten und dankten dem Vater; man sah, wie ihm das Herz auf den Lippen schwebte. —

Erziehung. Fritz spielte auf dem Schooße seines Vaters mit dem Kork der Bouteille und schlug mit der kleinen Hand auf den Kork, um ihn recht fest zu machen und dann mit stärkerem Halle herauszuziehn. „Er sah es mir ab“, sagte Claudius, „wenn ich die Bouteille zuschloß. Kinder sind wahre Affen, und es ist gewiß die einzige Regel einer guten Erziehung, die gelingen soll: dem Kinde Gutes vormachen!“

Aufklärung. Sie beschäftigt sich mehr mit Wegräumen als mit Aufbauen, aber darum geschieht so leicht zu viel. Aufklären heißt auch weiterschreiten, aber die Linie ist fein, und schwer zu bestimmen, wie weit man gehen dürfe; besser diesseits geblieben als jenseits ausgeschweift. —

Er meinte, wenn einmal der Schutt, der über der Natur liegt, weggeräumt sei, so stehe diese wieder in ihrer ersten Schöne da, so wie sie aus des Schöpfers Hand gekommen. Dann möchte die Mühe des Menschen an ihr selbst zu modeln und zu meißeln, wohl umsonst sein, welches so viel heißt, als wenn der Geselle das Werk des Meisters revidiren und verbessern wolle; — versteht sich, daß der Meister den Gesellen an Kopf, Kunst und Erfindung bei weitem übertreffe. —

Menschenliebe. Wohlthätigkeit. Der Christ muß der beste Christ sein können, wenn es auch keinen Menschen neben ihm gäbe. Selbstbesserung, Ausleerung seiner selbst, Zurückführung von Allem auf Gott, — das ist die Hauptsache, wenn er auch ganz allein wäre: Jenes, Menschenliebe, Wohlthun folgt dann von selbst, wie die Frucht dem Treiben des Baumes. Was man heutzutage so in Zeitungen lobt und womit man sich eitel groß dünkt, sind meistens ausgehangne Früchte, nicht solche, die auf eignem Grund und Boden gewachsen sind. —

Die beste Welt. Die nichts als Geigen am Himmel hängen sehn, werden doch meistens im Alter andrer Meinung und murren über Tanzen und Singen, und tau-

meln, wenn sie nicht ein guter Engel führt, auf dem andern Extrem und sehen jetzt nichts als Zuchtruthen, Folterbänke und Elend. —

Kirchhöfe. Ein Freund von Claudius sagte, daß die Begräbnisse an abgesonderten Örtern sein sollten. Claudius versetzte, daß ihm die Begräbnisse um die Kirche ausnehmend gefielen. Man wird so recht zum Gebet und Worte Gottes gestimmt, wenn man über die Gräber in die Kirche geht, und der Wunsch wird einem dann so natürlich, da in der Nähe zu ruhen, wo man im Leben so viel Trostreiches und Herzerhebendes gehört hat. —

Zeit und Ewigkeit. „Der Mensch kann", sagte er, „in der Zeit sein und doch ohne Zeit leben. Wie schnell verfliegt dem, der über etwas tiefer nachdenkt, die Zeit! Sie verschwindet und ist keine Zeit für ihn. Stunden und halbe Tage vergehen in der Gesellschaft guter Freunde und man vergißt Uhr und Essen und Schlafengehen. —

In dem andern Lande gibt es keine Zeit. Wenn man in seinem Elemente und ganz ist, was man ist, dann fällt alle Zeit weg, die nur für diese Erde ist, und dies nicht für immer, denn es ist schon hienieden ein schlimmes Zeichen, wenn man viele Zeit oder wie man es heißt — Langeweile hat." —

Die Familie war also, Eltern und Kinder, am Ende der achtziger Jahre auf zehn Köpfe angewachsen. Des Vaters Zeit wurde sehr durch den Unterricht der größeren Kinder in Anspruch genommen, um so weniger Muße blieb für den literarischen Verdienst. Mehr noch der Vor-

blick in die Zukunft, was da dereinst werden solle mit den großgewordenen Kindern bei gänzlichem Mangel an Mitteln, konnte nur trübe und wenig trostreich sein. Daher faßt sich Claudius ein Herz und wendet sich in einem originellen Schreiben an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, der seit 1784 für den geistesschwachen Christian VII. als Mitregent die Regierung übernommen hatte. Vieler Augen und Hoffnungen waren auf diesen jugendlichen Fürsten gerichtet. Auch Claudius hatte sich ihm schon mehrere Jahre vor seinem Antritt der Regierungsgeschäfte durch die Zueignung der Übersetzung von Ramsay's Reisen des Cyrus* genähert. Später (1785), als Mitregent, warf er dem Boten einen Jahrgehalt von 200 Thalern aus, und als er im Sommer 1787 Wandsbeck besuchte, war Claudius** der poetische Dolmetscher der patriotischen Gesinnungen des Orts.

— „Nicht, was der Mensch nimmt oder thut,
Hat Sicherheit und Lohn.
Und Gott allein macht groß und gut;
Du lieber Königs-Sohn!

Der segne Dich! Dich segne Gott!
Der wolle mit Dir sein! . .
Er mache Deine Wangen roth,
Und Deine Seele rein;"

u. s. w.

Die Art, wie der Kronprinz diese treugemeinte und von aller Schmeichelei sehr entfernte Huldigung aufnahm, gab

* Werke IV, 83.
** Werke V, 92.

dem Dichter in demselben Jahr den Muth zu folgendem Brief:

Durchlauchtigster
Gnädiger Printz!

ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen, und mir meine itzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine solche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich zuerst an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unser Kronprinz wären; ich wünschte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und, wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Printz, ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle; sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens ist, das Brod, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.

ich ersterbe mit Gesinnungen eines getreuen Unterthan
Ew. Königl. Hoheit

Wandsbeck, d. 19. Oct.
1787. unterthäniger Matth. Claudius.

Die freimüthig-ehrlichen Worte hatten den Erfolg, daß der Briefsteller im Jahre darauf die Stelle des ersten Revisors der schleswig-holstein'schen Bank zu Altona erhielt mit der Begünstigung, seinen Wohnsitz in Wandsbeck beibehalten zu können. Das Amt machte ihm offenbar nicht viele Mühe; er hatte, wie es nach brieflichen Äußerungen scheint, nur die Pflicht, die Quartalrevision abzuhalten und zu dem Behuf ein paar Tage nach dem nahen Altona hinüberzugehn. Hiermit waren denn seine nächsten Lebenswünsche erreicht — eine feste wenn auch kleine Einnahme, aber auch ohne die Ausgabe aller Zeit und Kraft; eine Beziehung zum äußeren praktischen Leben und doch keine Entfremdung von der stillen Einkehr in das innere Leben, deren er bedurfte.

II.

Literarisches Schaffen und geistiges Leben.

In dem Zeitraum, von dem wir reden, gab Claudius zwei Theile seiner gesammelten Schriften heraus; gleich am Anfang (1778), wie schon gesagt, den dritten, i. J. 1783 den vierten. Zwar war er damals das was wir einen „Literaten" nennen würden, denn er lebte eben von Bücherschreiben und Übersetzungen, und doch wie wenig hat er eigentlich Profession davon gemacht — zwei kleine Bände sind im ganzen sein literarischer Lebensertrag! Jacobi* konnte mit Recht sagen, nicht einmal das Nulla dies sine linea! habe er sich zum Gesetz machen wollen. Er kannte aber auch wie nicht viele die sittliche Seite seines geistigen Berufs als ein guter Haushalter — er wußte wohl, daß keine Verzerrung widerlicher und widerspruchsvoller sei als ein geistiges Schaffen um Lohn. Die äußere Noth hat ihn wohl beten aber nicht dichten und schreiben gelehrt, sondern

* Von den Göttl. Ding. (Ausg. v. 1811) S. 45.

nur der freie innere Trieb. Die Schreibseligkeit der Aufklärungszeit war ihm tief zuwider. Selbst bei dem Übersetzen andrer Werke, das seiner Natur nach eher die äußere Nöthigung verträgt, hat er sich nie von der Aussicht auf Gewinn, durch die Rücksicht auf Beifall und Modeneigungen des Lesepublikums leiten lassen, sondern nur von seiner Überzeugung, daß ein Buch das Bürgerrecht in unsrer Literatur verdiene, daß seinen Landsleuten eine Wohlthat damit geschehe. Ja er schwamm auch hier gegen den Strom, es waren immer dem Zeitgeist conträre Schriften, die er übersetzte. Als ihm Voß die Mitarbeit an der einträglichen und müheloſen Übertragung von „tausend und einer Nacht“ antrug, lehnte er den Antrag ab, wie Erneſtine Voß* meint, „weil ein solches Unternehmen ihm zu kleinlich schien“. Dagegen übersetzte er in diesen Jahren aus dem Französischen die „Geschichte des Ägyptischen Königs Sethos“, vom Abt Terrasson, eine Nachahmung des Telemach, doch so daß er in den geschichtlichen und antiquarischen Theilen abkürzte; „die Reisen des Cyrus, eine moralische Geschichte, nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie“, vom Ritter Ramsay in Oxford**, und endlich die pseudonyme Schrift „des Erreurs et de la Vérité, als deren Verfasser später L. C. de Saint-Martin bekannt wurde. Es ist die erste

* Briefe III, 9.

** Die Vorrede zur Übers. ist wieder abgedruckt in den Werken V, 82 folg.

Schrift dieses ungewöhnlichen Mannes und i. J. 1774 erschienen. Es folgte ihr eine lange Reihe von Schriften, die recht bezeichnend mit französischen Bearbeitungen Jakob Böhme'scher Werke schließen, denen zu Liebe der schon alternde Mann noch Deutsch erlernt hatte. Claudius' Übertragung der genannten Erstlingsschrift ist darum von großer Bedeutung für ihn, weil er wirklich von der Anschauungsweise St.-Martin's sich manches angeeignet hat oder, richtiger, weil er dieselbe zur Bestätigung und Steigerung seiner eignen mehr oder weniger entwickelten Denkart genutzt hat; dann aber auch, weil man in Deutschland fast allgemein über das Buch herfiel und in ihm ein Muster von Geistesverwirrung und Absurdität sah und natürlich dann diese Urtheile auf den dem Original vielfach zustimmenden Übersetzer, stillschweigend oder ausgesprochen, übertrug. So urtheilte Göthe, ja Herder, um andre nicht zu nennen, die sogar an jesuitische Propagandaabsichten bei dem Buche glaubten. Hat doch noch neuerdings der Historiker Schlosser in seinem angreifenden Urtheil über Claudius die Quelle zu dessen geistiger Verwandlung, die ihm fast einer Zerrüttung gleich kam, in St.-Martin's Buche sehen wollen! Ganz anders urtheilt über St.-Martin ein Mann, der gewiß nicht in dem Verdacht steht, seine Richtung zu theilen, — Varnhagen von Ense*. „Er

* Angelus Silesius und Saint-Martin (1833) S. 149. Man vgl. über des Verfassers Persönlichkeit F. H. Jacobi's Briefwechsel II, 309 folg., der ihn 1801 in Paris kennen gelernt hatte, und über die einschlagende Literatur Ratjen J. F. Kleuker. S. 8 f.

gehört zu den auserwählten Geistern", sagt er u. a. „die von Zeit zu Zeit gleich Wesen einer höheren Ordnung unter den Menschen wandeln, damit deren ursprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern sichtbar bleibe, u. s. w." — Claudius hat in seiner schönen und für Original wie Übersetzer interessanten Vorrede* selbst angedeutet, worin er einstimmt mit der Grundrichtung des Buchs und was er daraus dahingestellt sein läßt. Vorher nur eine kurze Angabe von dem Hauptinhalte, auf die ich mich hier beschränken muß. Das Buch enthält gleichsam eine Physik des gesammten organischen Lebens und sucht darzuthun, daß der gebräuchliche Gang der Wissenschaften nicht zur Erkenntniß der Natur und Gesetze dieses Lebens führen, daß er die Wirksamkeit und Wahrheit der Dinge mehr verhülle als aufschließe; daß der Sinn und mit ihm die Wissenschaft der göttlichen Realität dem Menschengeiste verloren gegangen sei. Sie sei jedoch nur eben verloren gegangen, sei aber noch vorhanden und dürfe nur gesucht werden. Jeder Mensch kann die Grundzüge dazu in sich selbst finden, je mehr er sich dem Centrum der Wahrheit nähert; ist er in diesem „geboren, so ist nichts, das er nicht sehen, nichts, das er nicht umfassen möge". Einen Versuch, diesen in der „Privation und dem Elend" des Menschen abhanden gekommenen Schlüssel zur ächten Gottes- und Welterkenntniß herzustellen, soll die Schrift enthalten. Doch

* Wieder abgedruckt in den Werken IV. 45.

erklärt der Verfasser selbst, daß er absichtlich zurückhalte und einen Schleier ausgebreitet habe, theils, wie er sagt, aus „Verbindlichkeiten“, die er nicht angibt, theils aus Rücksichten auf das Fassungsvermögen der Menschen. In dem Gegebenen aber tritt er mit dem sicheren Ton und der Zuversicht einer erhaltenen Offenbarung auf; daß bei solchem Standpunkt sich Wahrheit und Phantasie fast verwirren müssen, und wenn die Consequenz auch die Form ergreift, eine orakelnde Dunkelheit und ein mit Zahlenmystik verwebtes Räthselspiel entstehen muß, ist nicht zu leugnen, und findet sich in manchen Theilen des merkwürdigen Buchs bestätigt. Aber damit ist über seinen Werth oder Unwerth noch nicht alles gesagt. In den Theilen, die dem Verständniß zugänglich sind, wo er nicht blos „wie ein Geist, mit verschlossenem Munde und aufgehobenem Zeigefinger, auf etwas hinweisend da wir nicht von wissen“ einhergeht, finden wir auf dem Grund tiefer und ausgebreiteter, auf das Universale und seine Einheit gerichteter Kenntnisse eine intuitive Anschauung von seltenem Vermögen. Keinesfalls verdient das Buch bei allen Mängeln, die auch zum Theil aus einer fast kleinlichen, alles unter das Licht des Prinzips ziehenden Systemsucht erwachsen, die Schmach, die man darauf gehäuft hat.

Wir kehren zu Claudius' eigenen Schriften zurück. Der dritte Theil bestand großentheils aus Stücken, die schon früher, vor und während des Darmstädter Aufenthalts, von ihm geschrieben worden, denn wenige Monate nach der Rück-

kehr wird schon das Netz nach Subscribenten ausgeworfen. Es hat deshalb dieser Theil noch die größte Ähnlichkeit mit seinen Vorgängern; der Humor ist vorklingend; den Mittelpunkt bildet die sinnvoll-humoristische „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan“ mit dem ernsten Hintergrund der mahnenden Lehre von Fürstenpflicht und Gewissen, aus der uns noch einzelne Aussprüche begegnen werden. Nur gegen das Ende des Bandes macht sich eine Änderung des Tons geltend in drei vermuthlich erst in Wandsbeck geschriebenen Stücken, wo der Scherz zerrinnt vor dem heiligen Ernst, der an einzelnen Stellen einen besonders tiefen und ergreifenden Ton annimmt — ich meine den Aufsatz „über das Gebet, an meinen Freund Andres“, „eine Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter, angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen“ und die innig-schöne „Parentation über Anselmo“, der ein, mir unbekanntes, Erlebniß zu Grunde liegen muß. Das Zeichen des Kreuzes, das von nun an sein Panier und Siegeszeichen wird, schließt den Band. —

In den nun folgenden Theilen kehrt sich das Verhältniß von „Ernst und Kurzweil“ gerade um; wie früher die belletristische Form und der Scherz überwog, auch das an sich Ernste, dessen Geltendmachung dem Boten feierlich am Herzen lag, leicht die bunte Verkleidung annahm oder in eigner Gestalt nur in vereinzelten Strahlen durchschien, so wird jetzt dem Schalk und der Narrenkappe ein bescheidnerer Winkel angewiesen, und

Asmus hält es an der Zeit, die Wahrheit unverkleidet und frank hervortreten und walten zu lassen.

Das Publikum und die Recensenten empfanden wohl, daß ihr früherer Liebling nicht mehr ganz der alte sei. Er bot nur selten Stoff zum Lachen, meist machte er ein ernstes, mitunter ein bekümmertes Gesicht; aus dem Leben gegriffen waren seine Gegenstände noch immer, doch die Mehrzahl aus einem andern Leben als vordem; er hörte eben auf, eine bloße Unterhaltungslektüre zu sein, was er freilich nie hatte sein wollen.

So machen spätere Kritiker mit der Mehrheit des Publikums eine Art Einschnitt in Claudius' Schriften, indem sie seinen Ruhm und literarischen Charakter aus den drei ersten Theilen ableiten. Über diese wollen wir nur einzelne gleichzeitige kritische Stimmen hören. Voran schicke ich ein Wort Justus Moeser's, der in seinem bekannten Schreiben „über die deutsche Sprache und Literatur", in welchem er auf Friedrichs des Großen Schrift „de la littérature allemande" cet. antwortet, u. a. die Unwahrheit in der Nachahmung fremder Originale rügt, und indem er diesen Vorwurf auf die geistliche Beredtsamkeit anwendet, fortfährt*, „dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket, als was er empfindet, und gerade in dieser aufrichtigen Übereinstimmung sein ganzes Verdienst

* Der Aufsatz ist v. J. 1781; unsre Stelle (in J. Moeser's Verm. Schrift. Ausg. v. 1797) I, 198.

jetzt, unter uns wirket." Genauer eingehend sind die Anzeigen in Nicolai's allgemeiner deutschen Bibliothek*. Die darin herrschende Richtung des „gesunden Menschenverstands" hat doch Poesie genug, in den ersten Theilen den „ächten Humor, starken Witz, die scharfe Satire", auch den „drolligen und launigen" Ausdruck, sogar die „hohen Züge des Geistes und edle Wärme des Herzens" herauszufühlen, aber sie wittert doch schon in den beiden ersten Theilen das Fremdartige, das werdende Religiöse mit Mißfallen heraus. „Aber uns dünkt", sagt der Recensent, „daß der Verf. sich den Aufwallungen seiner Empfindungen oft zu sehr überläßt, sie zu sehr, auf Kosten des Verstandes, der kälteren Überlegung und der deutlichen Begriffe, erhebt. Das beweiset die Art, wie er sich über die christliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Mystik u. s. w. ausdrückt. Es kann auf eine Zeitlang angenehm sein, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen, und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer, und zu noch etwas Ärgern. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?" — Seltsamer Weise hebt dasselbe Blatt, — indeß durch die Hand eines andern Recensenten, — gerade im dritten Theil die Gedanken über das Vaterunser genauer „über das Ge-

* Allg. deutsche Bibl. Bd. 30, S. 241—243. Bd. 36, S. 158—59.

bet" rühmend hervor, freilich mit welchem Grad von Herzensbetheiligung, das lehrt das beigefügte Lob einer „naiven empfindsamen Paraphrase." Anders wurden von den meisten und lautesten Stimmen des Publikums und seiner Leiter die folgenden Theile des Asmus empfangen; nur klein war das Häuflein der Getreuen, die bis ans Ende ausharrten, ohne irre zu werden an dem nicht neuen, sondern nur sich selbst treueren Boten, die an seiner Kraft erstarkten zu gleicher Gesinnung oder von der Sehnsucht wenigstens nach gleich tiefem Frieden getragen wurden. Die verdammenden und verketzernden Gegenstimmen, soweit sie eine geschichtliche oder persönliche Bedeutung für Claudius haben, gehören indeß mehr in die folgende Lebensepoche, in die Zeit wirklicher Kämpfe.

Unser Urtheil wird anders lauten müssen. Wir sehen in der Änderung des Tons bei dem Schriftsteller eben nur die Abspiegelung innerer Vorgänge im Menschen. Wer will und kann aber in diesen Kern des Lebens hineinblicken? in eine Welt, die auch ihre Geschichte hat, wie alles Wirkliche, wo aber der Geschichtschreiber fehlt, der auch nur den einzelnen Vorgang, geschweige den Zusammenhang durchschaute. Wir ahnen das Licht, das eindringt und sich verbreitet, nur aus den Schatten, die es in den Worten des Schriftstellers wirft. Denn Briefe, die uns über die Genesis seines religiösen Wachwerdens Aufschluß geben, existiren nicht; Claudius' Briefe, soweit mir solche vorliegen, rühren überhaupt nur sehr selten

an diese Lebensfragen, sie besprechen gewöhnlich nur äußre, besonders Familienereignisse. Die kleinen Aufsätze in den Werken enthalten zwar eine treue Abschrift *seines* innern Lebens, aber, für Viele geschrieben, geben sie doch nur die Früchte, weniger das Werden der Überzeugung. Jene stellen wir unten in kurzem Überblick zusammen; für dieses wage ich nur einzelne erkennbare Vorbedingungen zu nennen. Dieselben sind theils rein innerliche, die in ihrer letzten Quelle nur Gott kennt; theils von Außen, durch Anregungen und Aufnehmen, nach Innen wirkende. Was die ersteren angeht, so ist wohl und wiederholt zu betonen, daß Claudius in *keiner* Periode seiner Mannesjahre der Wahrheit aus Gott fremd geblieben, daß er sie unter ungünstigen Einflüssen festgehalten und bezeugt hat, aber sie erfüllte ihn nicht ganz, sie herrschte nicht in ihm, sondern ward in ihrer Kraft mitunter zerstreut und gebrochen durch Lebenslust und Lebenssorge und durch die starke Reizbarkeit des natürlichen Herzens. Ja ihre Einfalt und gesundmachende Wirkung ward durch eine mystisch-theosophische Neigung in Claudius gehemmt, die, ein Abweg seines anschauenden Tiefsinns und genährt durch eine sein religiöses Leben begleitende und weckende Phantasie auf neue Offenbarungen aus dem Jenseits und der Natur der Geisterwelt wartete. Gewiß dankte er dieser Neigung, die ja auch eine Gabe war, verborgene Schätze des inneren Lebens, aber die Gefahr des Mißbrauchs lag dicht daneben; die Gefahr, Ausgeburten der eignen Schwachheit mit Enthüllungen einer höheren Na-

tur und mit Ausströmungen einer göttlichen Kraft zu verwechseln; zumal es in jener Zeit — wo Unglaube und Aberglaube sich in den Besitz der Geister theilten — nicht an dem Irrlicht solcher Schwarmgeister fehlte, die von dem trüben Wahn eines erhaltenen Prophetenberufs und eitlem Selbstbetrug sich verführen ließen und andre verführten. Übrigens ist Claudius vor dergleichen Ausartungen durch denselben gesunden geistigen Tact, wenn ich so sagen darf, bewahrt und gerettet worden, der ihn wie sein guter Genius auch vor andern Abwegen hütete. Überhaupt stellte sich in Claudius, wie wir sehen, das Christenthum zuerst vornehmlich von der gefühligen Seite als eine so zu sagen lyrische Religiosität dar und gerade um deßwillen so entschieden der blos objectiv gewordenen legalen Orthodoxie eines Goeze entgegen. Nie freilich war er von dem biblischen Grunde losgelöst, aber auch da besonders den Schriften zugethan, wo sich das innere Leben des Menschen in seiner Höhe und Tiefe vor Gott offen legt, wie in den Psalmen, und wo das persönliche Lebensbild des Heilands in all seiner Größe und Herrlichkeit zur Darstellung kommt, dem Evangelium Johannis. „In ihm ist so etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas schwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann"*. Wer mag leugnen, daß gerade

* Aus der „Paraphrasis Evangelii Johannis" Werke I, 8. —

in diesem innigen Erfassen mit dem vollen und unbeirrten Gefühlsleben die Stärke und Lebenswärme des Boten liegt, die wir um alles nicht missen möchten. Aber doch bedurfte auch diese Seite, wenn sie nicht einseitig und allerlei Willkür ausgesetzt werden sollte, als ihrer Ergänzung und Erfüllung eines engeren und bindenderen Anschlusses an die Zucht der biblischen Wahrheit, damit diese mit ihrer Macht und Autorität auch ihren vollen Segen üben konnte. Und in diese Zeit des Reifens tritt Claudius nun ein. Seine Natur rang mit dem Worte der Wahrheit, weniger bei ihm das sich auflehnende natürliche Erkennen im Zweifel, als sein Gefühl und Wille in schwerem Abmühn. Es ist der Sieg im Unterliegen, den er hier erlebte.

Neben diesem unnahbaren inneren Werden und Bewegen stehen Anstöße von Personen und äußeren Erlebnissen. Von den Eindrücken, die jene lebensgefährliche Krankheit auf sein Inneres machte, haben wir oben gesprochen; sie waren entscheidend. Oft geht ja mit einer leiblichen Krankheit, die den Geist abschließt von der Außenwelt und auf sich selbst zurückbeugt, das geistige Gesunden Hand in Hand. Früher im Äußeren und Unwesentlichen verloren, verliert er nun dieses Äußere, und während jene Bilder in ihrem schönen Schein ferner treten und erblassen, erwacht das eigne Seelenbild, und unter Gottes Gnade das innere Urbild und das göttliche Ebenbild. Und wenn die Krankheit an den Rand des Grabes führt, wie mag es die Seele, die von der Wahr-

heit weiß und lebendige Eindrücke von ihr empfangen hat, hindrängen, sie in ihr volles Recht einzusetzen!

Das Aufgeben eines Amtes, das ihm Auskommen und Ehre gewährt hatte, und — was schwerer wog, als dies äußere Factum — die demüthigende Selbsterkenntniß, daß er überhaupt nicht geeignet sei, einen größeren Kreis praktischer Thätigkeit zu umspannen, hatte das Verständniß der göttlichen Absicht zur Folge, daß demnach sein eigentlicher Beruf sei, in freier Weise für die Wahrheit zu werben, die er sich zuvor fester und eigner gemacht haben müsse.

Darum mußten auch seine Studien bestimmter auf diesen Zweck gerichtet, die Seite der Erkenntniß in dem Glaubensleben mußte gepflegt und ausgebildet werden. Seine Amtlosigkeit, wo der Tag frei und ganz da lag und nur zum kleinen Theil durch Übersetzungsarbeit und eigne Productionen hingenommen wurde, unterstützte dies Bedürfen. Wir sind zwar nicht genau und ausdrücklich von seiner Tages- und Studienordnung unterrichtet, können aber aus Stellen seiner Schriften und Briefe schließen, womit er sich vorzüglich beschäftigte. Er folgte fortwährend auch dem Gang unsrer Literatur in ihren Hauptwerken, Anzeigen aber schrieb er nur noch von den ihm verwandteren Schriften, wie Hamann's, Herder's, Lavater's und F. H. Jakobi's. Vorzugsweise suchte er in unsrer und fremden Literaturen, zu denen er den sprachlichen Schlüssel hatte, solche Werke auf, die ihn in seiner Lebensrichtung fördern und kräfti-

gen konnten. Auch in dieser Auswahl sprach sich das Streben von der Peripherie nach dem Centrum aus. So las er die Hauptschriften der Kirchenväter, kirchengeschichtliche Werke, die Schriften der Mystiker. Philosophische Studien schlossen sich an; namentlich behielt er die Vorliebe für Plato, dessen Dialoge auch in christlicher Zeit überall da, wo das religiöse Leben sich aus Unglauben oder dürrer Scholastik losringt, ihren propädeutischen Beruf übernehmen, und für des großen Bacon Weisheit; auch Spinoza's Philosophie lernte er gründlicher kennen. Es sind eben besonders solche Werke, die auf das Ganze und Wesentliche Bezug haben und darum einen reicheren Austrag geben auch für die Erkenntniß des einheitlichen Lebens in aller Vielheit. Auch wurde Claudius damals besonders angezogen durch die Bekanntschaft mit den orientalischen Religionssystemen, die in jener Zeit durch kritisch-historische Forschungen angebahnt wurde. Die Anregung für Claudius scheint von Hamann und Herder ausgegangen zu sein, schon in Darmstadt finden wir ihn mit dem Persischen beschäftigt, für welches gerade in jenem Jahre sein späterer Freund Kleuker die Religionsurkunde des Zend-Avesta — 1771 von Anquetil französisch herausgegebene — übersetzte*. Es ist auch hier wieder die universelle Seite des Mannes, aber freilich gerade hier besonders deutlich mit dem Zug nach dem Mittelpunkt, auf welchen ihn die zerstreuten Glieder der Menschheit mit ihrem Aber-

* In 5 Theilen, 1776—1783.

glauben und den verlorenen Strahlen der Wahrheit hinwiesen. Blos gelehrtes Interesse und prinziplose Wißbegier leitete ihn in dem Gang und der Wahl seiner Studien nirgends; er sucht auch hier die wahre Bildung, das Innehmen an Weisheit und Erkenntniß Gottes und der Menschen in ihrer wahren Wirklichkeit. Nur deshalb dehnt er seine Studien und Gedanken aus, um sich selbst desto enger und fester wieder zu sammeln, die Vielheit ist ihm nur eine Entfaltung und Auslegung der Einheit und der Offenbarung. —

Unmittelbarer in sein Herzensleben griff der Tod seiner Mutter, der in diese Zeit fällt. Sie starb im J. 1780 in Reinfeld. Daß wir nur so wenig von ihrer Persönlichkeit wissen, liegt gewiß nicht daran, daß sie wenig war und dem Sohn wenig mitgab ins Leben, sondern wol nur an ihrem wenig hervortretenden Wesen. Sie muß eine stille fromme Seele gewesen sein. Manchmal, deutet Claudius an, hat er mit ihr als Knabe das „Befiehl du deine Wege“ gesungen. Wie aber ihr Heimgang innerlich auf Claudius gewirkt, hat er uns selbst im vierten Theil* kundgethan. „Vor einiger Zeit“, heißt es da, „starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir noch alle zu ihr, und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre.

* Passe-Tems, Werke IV, 110.

Ich wollte mir mein Herz gerne trösten und wollte ihr noch so gerne was zu Liebe thun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen: an die Seelen-Lehre, an Newton's Attractions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen u. s. w., aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott, und ging hinaus... und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter, und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nicht anders! —"

Dieser vierte Theil seiner Schriften ist nun auf jenem Boden einer innern Erneuung erwachsen. Das Hauptstück in belletristischer Form ist die kleine, meist dialogisirte Erzählung „Paul Erdmann's Fest", die den leiblichen und geistigen Segen einer auf Grund gemeinsamen Glaubens wohlgeordneten menschlichen Gemeinschaft darstellen will. Es liegt ein Vergleich mit Zschokke's Goldmacherdorf und den Dorfgeschichten nahe; doch steht unsre Erzählung an poetischer Erfindung weit unter diesen Dichtungen; das Romanhafte tritt in ihr zurück, sie ist poetisch wenig ausgeführt, hat eine ganz realistische Tendenz, und wie sie mehr aus dem Leben gegriffen ist

greift sie auch mehr ins Leben ein und ist dabei, wie wir schon oben von den Bauernliedern bemerkten, frei von einer idealisirenden Opposition, die jene Dichtungen hat ins Leben rufen helfen.

Als besonders sprechende Zeugnisse der Art, wie Claudius in diesem Theil den Leser in seine religiöse und sittliche Anschauung einführt, nenne ich die Stücke: „Schönheit und Unschuld, ein Sermon an die Mädchen", „Über einige Sprüche des Prediger Salomo", das schon angeführte „Passe-Tems zwischen mir und meinem Vetter in der Schneiderstunde" und vor allem die fünf „Briefe an Andres" * über die Erscheinung des Heilands und einzelne seiner Reden und Thaten.

* Die Stücke stehn Werke IV, 72, 87, 99, 121.

III.

Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde.

Wie das *Leben* der *Lehre* vorausgeht, so wirkt diese auch wieder zurück auf jenes, auf das innere wie auf das äußere. So hatte auch Claudius in seinen Lebensverhältnissen die Folgen seiner ausgesprochenen Überzeugung zu tragen.

Gewiß ist es nun eine der schwersten Lebenserfahrungen des Mannesalters, daß nicht blos der *Tod*, sondern auch das *Leben selbst* alte, dem Anschein nach für immer geschlossene Freundschaften zerstört, ohne daß so leicht neue mit wirklichem Ersatz an die Stelle treten. Claudius hat diese Erfahrung in reichem Maße gemacht. Auch war diese chaotische Zeit, wo die stürmende Jugend zwar von einer *gemeinsamen Quelle* ausging, ohne aber irgend auf ein klar erkanntes gemeinsames *Ziel* hinzustreben, vor andern solcher Erfahrung ausgesetzt. Man denke an Voß und Stolberg, Goethe und Lavater, Goethe und Jacobi — Freundschaft auf Leben und Tod in jüngeren Jahren — Kälte, Entfremdung oder offener

Gegensatz nicht gar lange nachher! Was die Jugend noch nicht zeigt, die wahre geistige Gestalt des Menschen, die Physiognomie seines Innern, die er durchs Leben behalten und bewahren soll, bildet erst die Reife der Mannesjahre aus. So entwickelten sich aus der allgemeinen Naturvergötterung der Dichter jener gährenden Zeit, von der wir oben sprachen, vornehmlich drei verschiedene Richtungen: die universale Wissenschaft, die Herder vor allen vertrat, die Kunst als ideale Natur, zu der Goethe seine Jugendpoesie erhob und durchbildete, die Religion als das unsichtbare Reich der Wahrheit, der Claudius sich ganz hingab. Zu einem offenen Kampf steigerte sich der Gegensatz bei ihm in dieser Periode noch nicht; er verfuhr seinerseits nicht angriffsweise und ließ die Gegenstimmen in Recensionen und sonst einstweilen gewähren. Wie scharf aber bereits die Scheidung von früher befreundeten Geistern war, erkennen wir an einzelnen vertraulichen Äußerungen.

Zunächst nenne ich Voß. Nachdem dieser Wandsbeck verlassen und seine freie Muße mit dem dornigten Rectorposten zu Otterndorf im Lande Hadeln vertauscht hatte, scheint die Freundschaft mit Claudius in Briefen nicht gar lange und eifrig fortgelebt zu haben. Vermuthlich fühlte Voß schon in der letzten Wandsbecker Zeit die innere Scheidung und in Otterndorf in der strengsten Isolirung, fern von Freundes- und Bücherverkehr aus dem „Geestland", mit äußrer Noth und dem ungesunden Marschklima kämpfend, unter überschwerem Amts-

druck, der ihn freigewählter Arbeit entzog, trat in Voß bei aller Vorliebe für die Freiheit seiner Hadeler, die ihm übrigens erst im Rückblick späterer Zeit die andern Mängel überdeckte, der Geist der Verbittrung und einer schroffen Selbstheit, die bei nicht geringem Gefühl des eignen selbsterrungenen und selbstgerechten Werthes immer schwerer auf fremde Individualitäten einging. Um Ostern 1779 sah er Claudius auf einer Reise in Wandsbeck wieder und fand ihn nicht so munter wie er war. „Es verändert sich alles", setzt er in dem Brief an Miller* hinzu. Dagegen im J. 1785 heißt es** an denselben Freund, nachdem er von der Hoffnung gesprochen, seinen alten Jugendfreund Fr. Leop. Stolberg „von seiner früh eingeprägten Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinne" zurückkommen zu sehn: „Nur Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint. Indessen ward er neulich nach einem Gespräche, das ich mit ihm hatte, sehr nachdenkend." — Gewiß ein hartes und schneidendes, ja liebloses Urtheil über den alten Freund. Mag man, um billig zu sein, es begreiflich finden, daß Voß bei seiner vorwiegend verstandesmäßigen Anlage und seiner rüstigen Thatkraft, die sich aus innerem Interesse oder äußerer Nöthigung an immer neue Aufgaben machte, eine natürliche Abneigung gegen das mystische und quietistische Element in Claudius hatte; er sah kein Fortschreiten, keine

* Briefe II, 106.

** Ebendas. II, 111.

Werke. Aber wir müssen dabei einmal diese Anschauungsweise, die nicht das Sein des Menschen, sondern nur sein Thun anerkennt, eine dürr rationalistische Pragmatik nennen, mag sie am täglichen Leben oder an der Geschichte geübt werden, ja wir müssen eine völlige Unfähigkeit darin sehen, den wahren Gehalt eines Menschen zu würdigen. Die Art des Seins aber beim Freunde so zu verurtheilen, ist wenigstens kein Zeichen hoher sittlicher Bildung. Claudius fühlte doch gewiß nicht minder tief als Voß ihren Zwiespalt, aber wie anders lauten seine Worte über ihn, die er auch an einen Freund und an einen gegen Voß nicht günstig gestimmten Freund ungefähr um dieselbe Zeit vertraulich richtet! Voß wollte nämlich im J. 1784 gern Rector in Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz werden; Claudius wendet sich deshalb an Herder*, der sich zum Besuch in Darmstadt aufhielt, um ihn zu einer Fürsprache bei dem dort gerade anwesenden Prinzen Karl von Mecklenburg zu bestimmen. Auf eine Gegenbemerkung Herder's schildert er Voß wie folgt: „Voß ist keine weiche, gefällige Haut, die für andre Leute, noch für Kinder sanft und lustig anzufühlen ist, und darum, glaub' ich, kann zwischen ihm und Kindern so ein recht herzlicher nexus nicht statt haben. Er hat vielmehr seine eigne Form, die sich nicht anschmiegt, sondern bleibt, wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint und gewiß nicht so bedachtsam, als er sein sollte, ist;

* Aus Herders Nachlaß I, 433—435.

dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht seinen Bückling sehr schnell und tief herunter und so holterpolter ꝛc. Aber Voß ist auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelsein in seinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich oder andre beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein wohlgewachsener hübscher Geselle." Äußerlich blieben beide Männer noch in einer gewissen Verbindung; Claudius liefert hier und da noch einen Beitrag zum Vossischen Musenalmanach; noch im J. 1786 erfährt „Urian's Reise um die Welt" Einschaltungen von Vossens Hand. Offene Fehde brach erst in der folgenden Periode aus.

Haben wir in Voß eine Stimme aus dem Klopstock'schen, unserm Boten einst so nahe stehenden Kreis kennen gelernt, die sich nun als heftige Gegenstimme gegen sein Dichten und Trachten erhebt, — freilich auch nur, indem sie sich zugleich dem alten Chorführer und seiner Richtung selbst theilweise entfremdet, — so schließen wir als bedeutsamsten Einspruch aus dem damals glänzendsten Kreis unsrer Literatur den Goethe's an. Die persönlichen Beziehungen beider Dichter zu einander waren, wie wir gesehen, bis dahin nur dürftig und mittelbar. Aber Goethe erkannte in seiner vorweimar'schen Periode Claudius' Lieder und die seiner eignen Muse verwandten Klänge darin wohl an; „ganz vortreffliche Stücke" nennt er damals Claudius' Beiträge zum Mu-

senalmanach von 1773*. Und noch im höhern Alter, wo er sonst dem Boten nur unter den „Dilettanten in der lyrischen Poesie“ ein Plätzchen gönnen will**, ist ihm das Rheinweinlied, an den sonnigen Ufern des einzigen Stromes gesungen, ein „glückliches Rundwort†.“ Aber der innere Zwiespalt war vorhanden, und Goethe's Art war es überall, diesem den kräftigsten Ausdruck zu geben. Dazu mag die persönliche Bekanntschaft beigetragen haben, die bei längerem, freiem und ganz geradem Austausch alle Differenzen an den Tag brachte. Sie fiel in den September des Jahres 1784. Claudius besuchte den lange nicht gesehenen Freund Herder F. H. Jacobi kam gleichzeitig zum Besuche Goethe's. Wir wissen von diesem Zusammensein nur††, daß Jacobi sehr befriedigt davon zur Heimath zurückkehrte, Claudius aber sich nur wenige Tage halten ließ und sich „wie ein Vertriebener“ nach Hause sehnte, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte. Goethe, Herder's, Jacobi mit seiner Schwester und Claudius machten u. a. eine Fahrt nach dem nahen Jena zum Besuch des Major von Knebel. So sah Claudius nach mehr als zwanzig Jahren seine alte Universitätsstadt wieder. In schöner Moudnacht fuhr die eigenthümlich gemischte Ge-

* Ausg. letzt. Hand Bd. 33, 61.

** A. a. O. 44, 278.

† A. a. O. 20, 374.

†† Man vgl. Düntzer, Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 188 folg.

sellschaft nach Weimar zurück, während sie Goethe vom Zustand der Seele nach dem Tode unterhielt; „nur“, meint Herder's Frau, „ein wenig nicht schwärmerisch genug“. Claudius fühlte wohl nicht blos bei diesen Gesprächen, daß er hierhin nicht passe; auch das nahe Hofleben war ihm zuwider; Herder, wie wir sehen werden, hatte sich mehrfach verändert — der Bote mochte unter der vornehmen und geistreichen Umgebung eine sonderbare Rolle spielen. Nicht lange nach diesem Zusammentreffen macht sich Goethe's Abneigung gegen ihn in den italiänischen Reisebriefen an Herder Luft. Alle diese Briefe athmen den Geist der neugewonnenen Freiheit und zum Theil den Übermuth in dieser Freiheit. Der lebendige Zug, sich aus den geistigen und sittlichen Halbheiten seines Weimarer Lebens herauszuarbeiten und von dort überkommene, ihm längst lästige Verhältnisse gründlich abzuschütteln, durchdringt diese Briefe. Und dieser Durchbruch zur reinen und classischen Kunstrichtung, der zugleich sein völliger Bruch mit dem Naturalismus seiner Jugendperiode war, gab dem Dichter mit neuen Lebensimpulsen, mit dem festen und klaren Bewußtsein seines Berufs auch eine Sicherheit, die, selbstgewiß und auf sich selbst ruhend, alles Fremdartige abstieß und rücksichtslose Unduldsamkeit gegen andre Richtungen übte. Daher erklären sich seine schneidenden Urtheile über Lavater und Jacobi, die alten so geliebten Freunde, wie über Claudius. Goethe nennt ihn „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen stecke“, und sagt in einem

andern Briefe: „wenn auch Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so sei es offenbar, daß er alles was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müsse“ *. — Begreiflich ist Goethe's Protest gegen einen Standpunkt, der die Zulänglichkeit der Anschauung, die sein Element war, verneinte; die Art des Protestes aber zeugt gewiß nicht von Billigkeit und liebevollem Verständniß. Später, in den neunziger Jahren, nähern sie sich wieder unter Jacobi's Vermittlung (ja Claudius ladet den Dichter im J. 1794 nach Wandsbeck ein**), bis die Kriegserklärung in den Xenien den Bruch herbeiführt.

Bei andern alten Genossen verhütete wol die räumliche Entfernung einen eigentlichen Bruch; so waren Bode, Schönborn, Basedow fern. Gleim, den Claudius im Herbst 1784 auf seiner Durchreise nach Weimar besucht und im Jahre darauf in Hamburg und Wandsbeck wiedergesehen hatte, schüttelt über seine mystische Richtung den Kopf; Lessing, der noch zweimal in dieser Zeit in Hamburg war und den Boten aufsuchte, starb schon 1781. Mit Klopstock und dem Hamburger Kreis blieb Claudius in den achtziger Jahren noch in leidlichem Einvernehmen. Übrigens vollzieht sich eine solche Scheidung zunächst nur unter den Trägern einer geistigen Lebensrichtung, die das Bedürfniß völliger

* Werke, Octavausg. Bd. 24, 121. 126.

** Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi 192.

Durchbildung und Entschiedenheit haben; für die große Mehrzahl bleibt, wenigstens in friedlichen Zeiten, der berühmte Namen mit seinem unvertilgbaren Zauber bestehn, auch wenn er einer Persönlichkeit angehört, die nichts weniger als die „öffentliche Meinung" vertritt. So wurde der Bote, nun einmal wollend oder nicht wollend ein „öffentlicher Charakter", von nur zu vielen Fremden und Neugierigen heimgesucht. Der Lyriker Matthisson, der sich als Hofmeister der Söhne einer liefländischen Gräfin Sievert i. J. 1783 in Altona niederließ und von dort aus, ebenso wie die Gräfin selbst, in vielfachen Verkehr mit Claudius trat, erzählt uns aus einer etwas spätern Zeit, wo er besuchsweise nach Wandsbeck kam, einen heiteren Zug, wie Claudius sich der zudringlichen Huldigung zu erwehren wußte *. „Täglich beinahe", berichtet er, „wird er von neugierigen Anekdotensammlern, gerüstet mit Schreibtafel und Bleistift, wie aus einem Hinterhalte überfallen. Er weiß, daß diese Menschenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volke gefeierten Namens entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magister, von dem er bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner literarischen Pilgerfahrt eine Nachteule mehr nach Athen zu tragen, blos mit einer stummen Verbeugung.

Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu ei-

* Erinnerungen von Fr. v. Matthisson Bd. I, 322.

nem Spaziergange nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschweigend, wie ein Karthäuser, ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Hausthier, welches mit Stechfliegen ganz übersäet war, von dieser Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfolgte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reisende, den Sinn des Auftrittes ahnend, empfahl sich mit sichtbarer Verlegenheit. „Je nun", sagte Claudius, „Thaten sind mehr werth als Worte, und ich meine, diese heroische Scene werde sich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen." —

Von Herder haben wir schon oben** gesehen, daß sein altes Verhältniß zu Claudius zwar lauer wurde, aber doch nie ganz zusammenbrach, wenn auch der einst so lebhafte Briefwechsel, der getreueste Spiegel ihres Verhältnisses, seit der Mitte der achtziger Jahre nur in dünnen Tropfen noch nachtropft. Dieses jahrelange Schweigen hat allerdings theilweise seinen Grund in der Erweitrung von Herder's amtlichen, persönlichen und literarischen Beziehungen sowie in der natürlichen Stockung des Briefschreibens mit zunehmendem Alter, aber nicht minder gewiß in dem weiten Auseinandergehen ihrer geistigen Lebenswege. Schon daß Goethe sein oben angeführtes Verdammungsurtheil über Claudius an Herder richten konnte und durfte, ist hiefür Zeugniß. Aber es ist auch in Herder's Wei-

** S. 69.

marer Periode kaum eine Schrift von ihm erschienen (und seine Schriften ließ er eine Zeit lang nach alter Gewohnheit noch alle nach Wandsbeck gelangen), bei welcher der Bote neben allem tiefen Respect vor dem Geist und dem lebendigen Wissen des Verfassers nicht zugleich sein bedenkliches „aber“ eingewandt hätte. Er sah mit Besorgniß die Stellung des Freundes zur Offenbarung schwankend und unsicher werden und vermochte nicht, dem Versuch einer Ausgleichung des Christenglaubens mit den modernen Bildungselementen irgendwie zuzustimmen. Denn bei der Grundverschiedenheit beider Seiten war ihm eine innere Versöhnung undenkbar, ein künstliches Gleichgewicht aber erschien ihm unhaltbar, weil dem Zeitgeist mit seiner Übermacht der Sieg bleiben mußte. Er sah die religiöse Lebenssubstanz in Herder sich verflüchtigen und mußte mit Schmerz auf die Hoffnung verzichten, ihn als ein geistgerüstetes Werkzeug mit der glaubensfeindlichen Aufklärung den Kampf aufnehmen zu sehen, wie er ihn in seiner kühnen und feurigen Jugendzeit im Streit mit dem poetischen Philisterthum gesehen und liebgewonnen hatte. Es ist hier nicht der Ort, von Herder's Geistesentwicklung des weiteren zu reden. Der Übergang aus einer mehr centralen Stellung zum Kerne des Christenthums zu einem reichen und unendlich anregenden Universalismus des Geistes in Herder's späteren theologischen Schriften ist bekannt genug — seine Bahn näherte sich eine Zeitlang sogar wieder der Goethe's und beide gingen gerade während der achtziger Jahre eng verbunden Hand in Hand. Natürlich mußte

diese Ausweitung seiner Weltanschauung zu einer Lockerung der alten Freundschaft mit Claudius führen, der sein Herz und seine Liebe wohl weiter machen konnte, seine Erkenntniß aber gerade zu verinnerlichen und zu verdichten suchte zu größter Bestimmtheit. Öffentliche Aussprüche des Boten über Herder's Schriften haben wir nicht aus dieser Periode. Im dritten Theil seiner Werke sind aber früher geschriebene Anzeigen über zwei Herder'sche Arbeiten, die Philosophie der Geschichte und die Provinzialblätter wieder abgedruckt, und da in diesen wie in den früheren Recensionen des Boten auch dem Freund gegenüber offener Freimuth herrscht, der namentlich überall auf die nothwendige Scheidung von Dichtung und Wahrheit in Herder's Productionen hinweist, so fühlte sich Herder von einigen Stellen als vermeintlichen Stichen und kränkenden Anspielungen verletzt und setzt den Boten etwas unsanft zu Rede; gibt ihm auch nebenbei den Rath, seine „Fratzen und Grillen" aus dem Kopf zu lassen. Claudius weist dem Freunde seinen Irrthum in der Auffassung jener Stellen nach, fährt aber fort*: „Ich hätte gegen die Sache, die Ihr mir Schuld gebt, gar nichts, als daß sie unterm Tisch und nicht unter vier Augen geschehen wäre. Ich sehe es täglich mehr ein, daß niemand gut ist, als der einige

* Aus Herder's Nachlaß I, 392 folg. Der Brief ist irrthümlich in den Sommer 1775 gesetzt worden, er gehört in das Frühjahr oder den Sommer 1778, denn die besprochenen Recensionen sind nicht die in der Note angeführten des I. und II., sondern des III. Theils (S. 8 und 74).

Gott und daß der nur eigentlich Freund oder braver Kerl ist, der uns hilft, unsrer Narrheit loszuwerden. Wenn ich also eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andre Narrheit sammt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, so würde ich erst meine eigne ausziehen und dann Euch die Zange präsentiren, aber nicht vor dem Publico und unterm Tisch, sondern geradezu und ingeheim." — Den alten Freimuth übte nun auch Claudius bei den folgenden Schriften Herder's, zu denen er von Jahr zu Jahr mehr prüfend und auswählend sich verhielt. Von den „Briefen über das Studium der Theologie" (1781) schreibt er: „Das meiste ist sehr für meinen Schnabel gewesen, nur hättet Ihr mir die Mystiker und Schwärmer nicht so heruntermachen sollen. Ob Narren unter ihnen sind, davon ist die Frage nicht, sondern nur über die Sache, und da ist doch klar, wenn wir nicht als Christen geboren werden und das Christenthum was Wirkliches ist, daß es dann wirklich werden müsse." Herder's größtes Werk, die „Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784 folg.) begrüßt auch Claudius an seinem Theil als eine große Erscheinung, sein „Aber" und die Wahrung seines Standpunkts unterläßt er indeß nicht. „Ihr habt eine besondre Gabe", schreibt er, „ein Ding aufzufassen und hundert zerstreute Spiegelscheiben zu stellen, daß sie die Strahlen auf einen Punkt werfen. Ich glaube auch, daß Ihr in manchen Stücken Recht habt. Die Kapitel von den verschiedenen Graden des Lebens und der Organisation haben mir am Besten gefallen. Doch

ob Sie selbst gleich sagen, daß das inwendige Principium von innen herauswirke und baue, so scheinen Sie mir doch die Eigenschaften und Fähigkeiten des inwendigen Principiums zu sehr von der Organisation abhangen zu lassen. Wie es mir vorgekommen ist, fehlt nach Ihrer Meinung z. E. dem inwendigen Principium des Elephanten nur der Bau des menschlichen Kopfs und sein aufrechter Gang, um das Principium des Menschen zu sein; und das ist nach meiner Meinung gar nicht wahr, nicht einmal bei den Thieren, deren inwendige Principia zwar verschiedener Art, aber doch eines Geschlechtes sind, und durchaus nicht von Thier zu Mensch; und der Stufengang von Thier zu Thier kann und muß durchaus nicht wahr sein, vollends der von Thier zu Mensch, der auf einer ganz andern Art in der Kette steht. Es gibt allerdings einen Gang zur Veredlung, die aber ist keine Sache der specierum und generum, sondern der einzelnen individuorum ꝛc., wie Ihr mit mehrern lesen sollt*, wenn mich die Noth zwingt, Euch einen neuen Theil vorzureiten."

Im Mai 1783 besuchte Herder auf acht Tage den ehrlichen Boten in seiner „neuen Burg" zu Wandsbeck, von wo aus er auch auf Claudius' Anregung mit F. H. Jacobi in die erste briefliche Verbindung trat**. Von dem kurzen Gegenbesuch des Boten im darauf folgenden Jahre war oben die Rede. Bald nach dieser Zeit tritt

* So geschehen V, 3.

** Erinnerungen II, 238. Herder's warm entgegenkommender Brief ist abgedruckt in Jacobi's Werken III, 471 folg.

ein tiefes und langes Schweigen zwischen beiden Männern ein, wenn anders keine Briefe sich verloren haben. Erst im J. 1797 klingt noch einmal der alte Ton in einem Schreiben des Boten an, in welchem er die Verlobung seiner Carolina mit Friedrich Perthes den Pathen seiner Tochter meldet. So schließt sich auch in diesem Briefwechsel der Kreislauf des Lebens zusammen; die Kinder sind groß geworden, ringen sich los vom Mutterschooß des Familienlebens, der sie getragen, und beginnen ein neues selbständiges Leben. Das mußte der Freund erfahren. Dann tritt wieder ein Schweigen ein und dies war das ewige Verstummen. Wenige Jahre darauf starb der große Mann. Noch in seinem letzten Briefe dankt Claudius für die Bücher, die ihm Herder von Zeit zu Zeit zugeschickt, und bekennt, vieles darin habe ihm sehr gefallen und was in ihn nicht passe, das lasse er stehen. Wir sehen aber, Claudius weiß immer das ewige Theil in Herder von dem zeitlichen zu scheiden, es ist ihm eine Herzensangelegenheit, das zu thun und die Liebe, die über alle Weissagung und Erkenntniß ist, verläßt ihn im Widerstreit der Überzeugungen nie. Wie Herder über den Jugendfreund sein schon oben angeführtes Generalurtheil abgibt: „Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche echte Natur sprach", so äußerte Claudius* später über den geschiedenen Freund, er hätte in seinem Leben keinen

* Erinnerungen III, 180. Anm.

Mann gesehen, der einen so schönen und unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht wie Herder.

Stand aber Herder in seiner Lebensanschauung seit seinem reiferen Mannesalter auf dem Scheidepunkt zwischen Freund und Feind dem Boten gegenüber, so schloß sich diesem ein kleiner Kreis edler Männer ganz und ohne Vorbehalt, mit Herz und Geist an. Vor allen ist es Hamann, der bekanntlich mit seines jüngeren Freundes Herder Richtungsänderung keineswegs einverstanden war. Seine Freundschaft mit Claudius, die auch ohne Schauen fest und treu, wenn auch nicht ohne alle Schwankungen blieb, rührt, wie wir sahen*, aus dem Anfang der siebziger Jahre her; aber sie mußte in sich gediegener und lebendiger werden mit Claudius' geistiger Wiedergeburt, die ja in ihrem Wesen ein Entgegenreifen zu Hamann's unerschütterlicher Lebensüberzeugung war. Denn in diesem Manne schauen wir wie in keinem zweiten den Elementargeist der Sturm- und Drangzeit an in seiner Doppelgestalt, die sich wie Jugend und Reife, wie Hoffnung und Erfüllung verhält. Er verlangte als Grund und Anfang alles ächten geistigen Lebens und Schaffens, und voran aller Poesie, die ungetheilte, gesammelte, in sich lebendige Kraft des Geistes, die allein lebensfähige Kinder erzeugen könne; und diese innere Einheit des organisch-natürlichen Lebens war ihm der hoffnungsgewisse Vorhof und Bürge eines in Gott zu erneuernden und wiederherzustellenden inneren Lebens. Aber als er zum Bewußtsein der ersteren

* Vgl. ob. S. 95 folg.

Forderung nach schweren inneren Kämpfen, Leiden und Verirrungen gekommen war, stand auch schon die zweite höhere, die starke Glaubenssehnsucht in seiner Seele, die ihn dann Blicke in die Geheimnisse des göttlichen und menschlichen Lebens thun ließ, die damals nur den ersten Geistern und selbst diesen meist nur in ahnendem und halben Verständniß zugänglich waren. Denn freilich war diese Harmonie, die er lehrte, in ihm selbst nicht in Wirklichkeit vollzogen; sie war sein Ideal und seine Hoffnung. Weder sein sittliches noch sein denkendes Leben hatte die durchleuchtete und gereinigte Gestalt gewonnen, die ihn zu einem Muster und Beispiel seiner Lehre gesetzt hätte. Aber Claudius stieß sich an diese Gebrechen nicht. Wie manche Berührungspunkte zwischen beiden! In der mehr naturalistischen und schöngeistigen Periode sprach ihm Hamann aus der Seele, daß das Heil am wenigsten von den Franzosen, aber auch nicht von den Alten komme, sondern daß die Quelle auch ihrer Dichtung, die unsterbliche Natur selbst, zu suchen sei, um zu gesundem Mitsprechen in dieser „Muttersprache des menschlichen Geschlechts" zu gelangen. Aber in Hamann's Worten, auch wo sie andre Gebiete berührten, fand Claudius immer noch eine höhere Wahrheit durchscheinen, die ihm, so umsponnen meist die Gedanken waren, doch vertraut und verständlich entgegenleuchtete, daß wir „nicht dem Baum der Erkenntniß unser Glück zu danken haben, daß es einen bessern, einen höhern Weg gebe als Sprachen und Gnostik." Dabei war in Hamann die Erkenntniß

dieser Wahrheit nichts weniger als Erbschaft und Tradition, sondern in eigenthümlichster Weise erlebte, erkämpfte und erflehte Gewißheit. Denn die Schätze einer frommen mütterlichen Erziehung hatte das darauf folgende Leben voll geistiger und sittlicher Entfremdung, Entzweiung und rohster Verführung wenigstens bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dies Gepräge aber des gewaltigen Kampfes, des nicht entliehenen, sondern erworbenen Gutes konnte ihn allein unserm Boten ansprechend und lehrfähig machen.

Was die Form und Methode der Production anlangt, so war zwar in Hamann die Gabe der Speculation vorherrschend, in Claudius die unmittelbar poetischer Conception, doch dieser scheinbar große Unterschied glich sich wieder aus, indem Hamann wie ein speculativer Poet lediglich intuitiv verfuhr, keine dialektische und systematische Begabung und Neigung besaß, Claudius aber von vornherein die poetische Kunstform für nichts achtete und immer mehr zum dichtenden Philosophen wurde. Beide Freunde gingen von einer breiten Grundlage der Belesenheit, des Wissens, geistiger Interessen überhaupt aus (wenn auch Hamann's Polyhistorie weit schwerer wog, aber auch schwerer zu bewältigen und zu behandeln war), führten dieselben aber als Sokratisches Nichtwissen ins Feld gegen die selbstzufriedenen Lichtfreunde der Aufklärungszeit; Hamann mehr mit schwerem Geschütz tiefsinniger Ideeen, der Bote mehr mit den leichteren Waffen von Ernst und Kurzweil kämpfend; auch ihr Humor unterschied sich so. Das Formlose und Unmündige, das

beiden gemein war, ging bei Claudius mehr aus freiem Willen und Grundsatz hervor, bei Hamann war es Naturfehler und übertrieb sich bis zum unverständlichen Stammeln. Claudius hat unleugbar große Einflüsse durch Hamann's Schriften erfahren, von denen er einige auch kurz angezeigt hat*; namentlich in dem Gebiete der christlichen Philosophie, zu deren Heranbildung alle Arbeiten des nordischen Magus Scherflein und Bausteine sind, — d. h. in der Erkenntniß des Weltganzen, des Zusammenhangs aller Dinge von dem einen Mittelpunkt des göttlichen Worts aus, das zwar keineswegs über die ganze Peripherie des Lebens selbst redet, aber in seiner Entfaltung und seinen Consequenzen allerdings das Licht auch hiefür in die Hand gibt dem demüthigen und den Spuren der Offenbarung nachgehenden Forscher. Namentlich klingen Hamann's Ideeen über das Wesen von Offenbarung, Natur, Sprache, Geschichte wiederholt in den Aufsätzen des Boten an — doch nicht als eine bloße Hin- und Aufnahme, sondern immer eigenthümlich verarbeitet und persönlich geworden. Ihr Verhältniß war überhaupt ein Verhältniß der Freiheit, nicht der Abhängigkeit und Nachahmung, und in den meisten Fällen erklärt sich ihre Gedankenähnlichkeit und geistige Gütergemeinschaft, wie bei Dichtern, aus selbständigem Finden bei großer innerer Verwandtschaft.

Um so beklagenswerther ist der Verlust oder die Unzugänglichkeit des Hamann-Claudius'schen Briefwechsels,

* Werke I, 14. 15. III, 73.

der muthmaßlich eine reiche sprudelnde Quelle für die Erkenntniß von dem inneren Leben des letzteren gewesen wäre. Ihr schriftlicher Austausch war sehr lebhaft. Neben mancherlei brieflichen Äußerungen Hamann's über den Boten existirt auch eine humoristische, in den pythischen Stil des nordischen Magus verkleidete Ankündigung der beiden ersten Theile seiner Werke in der Königsberger Zeitung*. Freund Hain wendet sich darin an alle belesenen und empfindsamen Personen in Ost- und West-Preußen und legt ihnen den „ehrlichen Dorflieger vom schönen Geiste" mit dem „englischen Stumpfschwanz seiner Mundart" ans Herz. „Bist ein guter, lieber Junge", ruft ihm der alte Ruprecht Pförtner zu, „hast eine feine Seele, die deine ist, und den Keim mystischer Weisheit"; — „bist weiser, denn die Weisen von Abdera und die Schildbürger des gelehrten Wesens daselbst, die auf Steckenpferden um den Feenring mondsüchtiger Unsterblichkeit spielen" u. s. w.

Mit Hamann's plötzlichem Tode (1788) ging für das öffentliche deutsche Geistesleben, für das der räthselvolle Mann ohnehin nicht geboren und dem er immer fremder geworden war, nicht eben Viel verloren, um so mehr für einen kleineren Kreis edler Menschen, die dem Ewigen in seiner geoffenbarten oder im eignen Ideal angeschauten Gestalt zugewandt waren, die in Hamann bei seiner inneren Energie und seinem ausgiebigen, so man-

* Vom 10. Mai 1775. Abgedruckt in Hamann's Schriften IV, 384 folg.

chem Bedürfen, Talent und Lebensstadium gewachsenen Geistesreichthum ihre Seele, ihren Halt, ja ihren geistigen Vater verehrt hatten. Auch Claudius gehört zu dieser kleinen Schaar stiller aber auserwählter Seelen, die ihren Meister schmerzlich vermißten.

Wie sich die erste Bekanntschaft zwischen F. H. Jacobi und Claudius angeknüpft, haben wir oben erzählt. Schon die Art und Einleitung des Verhältnisses zeugt von dem Vertrauen Jacobi's zu dem Boten, wenn dieser Glaube in Bezug auf seine pädagogischen Gaben auch kein ganz hellsehender sollte gewesen sein. Aus der brieflichen und durch die Söhne vermittelten Bekanntschaft wurde im Sommer 1780 eine mündliche und persönliche, als Jacobi seine Kinder von Wandsbeck abholte; zwei Jahre darauf scheint er diesen Besuch wiederholt zu haben, und in Weimar sahen sich die Freunde, wie oben erzählt, im Herbst 1784 wieder. Zum letztenmal in dieser Periode trafen sie im Herbst 1789 in Wandsbeck zusammen, wo Jacobi bei Claudius wohnte und dann mit ihm Holstein durchreiste. Die Bekanntschaft wurde bald zur Freundschaft. In der leicht sich verbrüdernden, das Geistige überall suchenden, das Gleichartige vollends anbetenden Zeit hatte gerade Jacobi das ganz besondre Bedürfniß, ein inneres ideelles Zusammenstreben auch zu einem persönlichen, durch Besuche, Briefe, Aushülfen, Grüße, Schriften- und Gedankenaustausch vermittelten Zusammenleben zu erheben. Er war nichts weniger als ein einsamer Denker, sondern ein Mann der geistig-vornehmen Gesellschaft, der die Gabe, sich persönlich darzu-

stellen und ganz und voll zu geben, in hohem Grade besaß. Seine Verhältnisse hatten ihn zum Geschäfts- und Weltmann bestimmt, seine Neigung zog ihn zum Denken und zum Dichten, so wurde aus der Mischung beider Seiten allmählich sein Hauptberuf, die Ergebnisse seines inneren Lebens und des Mitlebens mit der Literatur dem unmittelbaren Leben einzupflanzen, für dessen Genuß und Pflege er geboren war. Persönlichkeit war sein und seiner Philosophie A und O; und wenn er im Leben diesen Begriff mitunter in schwächlicher Sentimentalität und in der Wissenschaft in halbwahrer Einseitigkeit übertrieben hat, so hat er ihn doch für viele Kreise retten und festhalten helfen, als er durch die entgegengesetzten Verirrungen verloren zu gehen drohte. Seine Gedankenstellung zu seinem „Herzensbruder" Claudius, die er uns selbst später in öffentlichen Documenten dargelegt hat, gehört mehr dem folgenden Zeitabschnitt an, wo beide Freunde räumlich und verwandtschaftlich eine Reihe von Jahren einander so nahe standen. Die innerliche Nähe, die, wie bekannt, in dem allerentscheidendsten Punkte niemals zu einer Identität geworden ist, spricht Jacobi selbst schon frühzeitig aus. Als ihm Claudius den vierten Theil seiner Schriften zugeschickt hatte, antwortet er ihm*: „Es steht fast auf jedem Blatte dieses Büchleins geschrieben, daß wir Freunde sind. Über Schwärmerei**

* F. H. Jacobi's Briefwechsel I, 362 v. 30. Juni 1783.

** Anspielung auf Claudius' Aufsatz Passe-Tems Werke IV, 99 folg.

ist auch die äußerliche Ähnlichkeit unsrer Vorstellungen frappant. Die innerliche Ähnlichkeit der Gedanken aller Menschen, die mit Ernst die Wahrheit suchen, die darum bekümmert sind, ist überhaupt ganz sonderbar. Alle diese Leute haben einen gewissen Tiefsinn — der sie tiefsinnig macht, und sie ungefähr dasselbe finden läßt. Scharfsinn ist etwas anders; er wird aber oft für tiefsinnig angesehen, weil er, so zu sagen, tiefsinnig über Form ist." — In dem vielbesprochenen Streit Jacobi's mit Moses Mendelssohn über den angeblichen Spinozismus Lessing's ließ aus dem Gewirr streitender Parteischriften auch der Bote seine versöhnliche Friedensstimme vernehmen*, die allerdings dem Freunde und seiner Grundansicht, daß es eine unmittelbare mit uns geborene Gewißheit des Glaubens gebe, zustimmt, soweit sie die gegenüberstehende bekämpft, aber auch mit christlicher Gerechtigkeit in Mendelssohn die Spuren der Wahrheit ehrt, wenn er auch seine Halbheit und den Widerspruch in der Ansicht vom Verhältniß der Speculation zur „natürlichen Religion" nicht verschweigt.

Unbedingter in der inneren Lebensgemeinschaft mit Claudius stand der berühmte Theolog Johann Friedrich Kleuker, der Freund Jacobi's, Hamann's, Herder's und Lavater's, damals noch Rector in Osnabrück, später Professor in Kiel; wenn ein directer

* In der zuerst besonders gedruckten Schrift: Zwei Recensionen in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn u. Jacobi. Hamburg 1786. Dann in den Werken V, 101 folg.

Briefwechsel zwischen beiden sich auch erst im Anfang der neunziger Jahre anknüpft. Er war der gelehrte und gründliche, in Geschichte, Speculation und Sprachen tiefforschende Apologet des positiven Christenthums, nicht überall des orthodoxen Lehrbegriffs. Und durch diese Eigenschaften, denen ein frommer kindlicher Sinn und männliche Festigkeit höheren Werth verliehen, ward er ein sehr wesentliches Glied des Kreises, von dem ich rede. Er ist durch seine ausgebreitete Kenntniß und Erschließung orientalischer Religionssysteme der eigentliche Schöpfer einer vergleichenden Religionswissenschaft, die Claudius so andauernd beschäftigte, geworden. Mit seinem strengen Bibelglauben, der aber kein wörtlicher Inspirationsglaube war, verband er eine originale theosophische Richtung, und vorzugsweise war das Element seines religiösen Lebens die Anschauung der Herrlichkeit Christi, weniger der evangelische Gegensatz von Sünde und Gnade*. Stimmt auch in diesem Kernpunkt Claudius mit ihm nicht völlig überein, so doch um so mehr in fast allen übrigen Stücken seiner Überzeugung. Auf eine überschickte Schrift antwortet er ihm freudig zustimmend u. a.**: „Die Position ist sehr beschwerlich, darin die neuen Theo-

* Eine eingehende und anziehende Darstellung der Theologie dieses in der gelehrt-theologischen Welt seiner Zeit fast alleinstehenden Mannes hat Dorner in: J. F. Kleuker und Briefe seiner Freunde v. Ratjen S. 42 folg. gegeben.

** a. a. O. S. 180 folg. d. d. 2. Nov. 1792; der einzige in der Sammlung abgedruckte Brief von Claudius an Kl.

logen stehen. Von der Höhe des Berges und dem Fundament haben sie die Theologie abgebracht und ganz fallen wollen sie das Ding noch nicht lassen. Am Abhang aber will es nicht liegen, und macht ihnen das Leben sauer, und ich fürchte die Zeit sei nicht weit, wo sie die Lawine herunter fahren lassen."

Mit den genannten Männern im engsten Seelenbund stand Johann Caspar Lavater. Auch Claudius trat zu ihm in eine, lange Zeit indeß nur durch Briefe genährte Gemeinschaft. Leider ist auch dieser Briefwechsel für uns verschlossen. Aber die Schriften beider Männer geben uns über ihre Gleichheit und Verschiedenheit hinreichenden Aufschluß. Da ist denn bei einer wesentlich gemeinsamen Grundlage, dem treuen Festhalten an der christlichen Wahrheit, der bei Lavater wie bei Claudius ein eifriges Mitleben mit dem Sturm und Drang der Geniezeit vorher oder nebenher ging, kaum eine größere Naturverschiedenheit denkbar. Lavater war ungleich mehr in die Geniezeit eingetaucht und besaß in seiner Persönlichkeit alle die Gaben, der so aufgewühlten Zeit als ein Missionar das Wort der Wahrheit vorzuhalten, aber die jahrelange Verbrüderung mit der großen Zeitbewegung und ihren Hauptträgern sowie seine eigne wunderbare Beweglichkeit ließen ihn nie zu der Schlichtheit und dem stillen Frieden kommen, die unserm Boten mit der Zeit zu eigen wurden. Er ist dessen christliches Gegenbild. Lavater der amtlich berufene Geistliche, Asmus der zurückgezogene Laie; jener mit allen Gaben, in der vor-

nehmen Welt zu leben und zu wirken, dieser scheu davor und mit dem Hausleben zufrieden; er einer der activsten Menschen der Zeit, energisch, über das Maß productiv, eine drastische und dramatische Natur; Claudius nach außen thatenlos, geistig ein weiser Ökonom, mehr einnehmend als ausgebend, mehr lyrischer Anlage. Lavater ist weit reicher angelegt und hatte ein ganz andres Feld der Wirksamkeit, aber er war nicht sicher vor eignen Phantasiegebilden, die er mit dem Geist der Wahrheit verwechselte, vor einem religiösen Sturm und Drang, der ihn zu chiliastischen Träumereien, zur verzehrenden Wundersucht, zur zeitweiligen Theilnahme an krankhaften Erscheinungen der Zeit und mancherlei Ab- und Irrwegen verführte. So ist auch seine Sprache der getreuste Abdruck der Geistesgährung, dithyrambisch, oft hochpoetisch, abrupt oder in aufgewirbelter Wortfülle. Claudius ist durchaus einfacher, in sich beschränkter aber gediegener, reiner von fremdartigen Zusätzen; sein Humor, der schon einen freien Stillestand in der allgemeinen Unruhe zeigt, fehlt dem Züricher Freunde gänzlich; daher *seine* Aufsätze christlichen Inhalts noch immer lebensfähig und dem Empfänglichen wohlthuend sind, Lavater nur wenig mehr gelesen wird. *Auf seine Zeit* wirkte er ganz anders wie der Bote, aber die Zeit auch ganz anders auf ihn und was die Zeit bringt, geht mit ihr unter. Aber die den seltenen Mann treibende und bewegende *Liebe*, diese Seele seines Lebens, die immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn wir mit Recht an bedenklichen Auswüch-

sen seines überreichen Geistes anstoßen, findet auch Claudius in seiner Anzeige der Physiognomischen Fragmente als den wahren Charakter heraus. Auch diesem Werk, das so manchen Kopf verrückt hat, dem die großen Schöngeister mit schwindelndem Enthusiasmus zujauchzten, weil sie die menschliche Naturverehrung und den Geniecultus, auch wohl die eigene Eitelkeit dadurch befriedigt sahen, — wie anders stellt sich ihm der Bote gegenüber*! Denn auch er will nicht schweigen, weil „das schlecht sein müßte, wenn er nicht noch weniger von der ganzen Sache verstände, als seine Herren Collegen". Er verwirft nicht die Sache an sich, sie zieht ihn eher an, aber er läßt doch merken, wie viele Täuschungen dabei unterlaufen müssen und mahnt indirect zur Besonnenheit; vor allem jedoch setzt er des Urhebers Motiv in die Nächstenliebe, der er dienen gewollt. „Ein Physiognom**, und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht

* Werke III, 19 folg.
** A. a. O. S. 22 folg.

sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Widerschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andre Menschen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. Mag er bei seiner Entrepriſe parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was Du nach Deinem Linneus Unkraut nennst". —

Beide Freunde sahen sich zum ersten und letzten male auf Lavater's Kopenhagener Reise i. J. 1793.

Mit beiden in innerm Verkehr stand der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, ja er gerade hat schon in jüngeren Jahren eine nähere Bekanntschaft zwischen beiden vermittelt. Er schrieb nämlich gegen Ende des Jahres 1775 auf der Rückkehr von seiner Schweizerreise, wo er neben den Wundern der Natur auch Lavater, der ihm wie ein Wunder des Geistes erschien, kennen gelernt hatte, einen Brief voll jugendlicher Begeistrung über den großen Züricher an den alten Wandsbecker Freund und ließ das Schreiben in das von Boie neugegründete „Deutsche Museum* einrücken. Zugleich aber spricht sich in diesem Briefe die treue Anhänglichkeit des Grafen an den Boten in unverfälschter Offenheit aus. Ihre erste Bekannt-

* Deutsches Mus. Januar 1776, S. 41—49. d. d. Nov. 1775.

schaft geht weit zurück; noch ehe die Grafen Stolberg die Universität Göttingen bezogen, wo sie dem dortigen Dichterbund beitraten, hielten sie sich (1771—1772) mit ihrer Mutter in Altona auf und lernten von dort aus auch Claudius kennen*. Diese erste Bekanntschaft wurde später durch die Nachbarschaft der Wohnorte und häufiges Wiedersehen — denn Friedrich Leopold lebte bei weitem die meisten dieser Jahre in Holstein —, mehr noch durch die zunehmende Nähe ihrer innern Geschichte fester und inhaltsvoller. Durch die Katastrophe in Stolbergs religiösem Leben und den widerwärtigen Hader, der im Geleite davon das Verborgenste auf die Straßen gezerrt und gemein gemacht hat, sind Licht und Schatten in diesem edeln Geiste vielbekannt geworden; wir überheben uns daher aller weiteren Andeutung. Vorzüglich durch Stolberg als äußeren Vermittler wurde der Bote auch in den Kreis christlich gesinnter Edelleute in Holstein eingeführt, denen er mehr noch in seiner folgenden, nach außen bewegtesten Lebensperiode manche Stunde geistiger Erquickung und Anregung zu danken hatte. Auf mehreren Edelhöfen des Landes fand sich noch eine altgläubige lutherisch-kirchliche Gesinnung in Verbindung mit einer reichen, dem antiken Leben wie den neueren Literaturen entstammten Geistesbildung, dabei ein edler sittlicher Geist, Kraft und Anmuth zugleich. Claudius' Erzählung „Paul Erdmann's Fest" beruht gewiß auf

* A. Nicolovius, Fr. Leop. Graf zu Stolberg S. 4.

Eindrücken dieser Kreise. Der Mittelpunkt und Sammelort der Gesinnungsgenossen, doch auch für Andersdenkende offen, war das Gut Emkendorf unweit Kiel, das dem früheren dänischen Gesandten in London, später Curator der Kieler Universität, Grafen Friedrich von Reventlow gehörte; dieser selbst, streng conservativ in seinen staatlichen und kirchlichen Anschauungen, aber zugleich sittlich streng und gediegen, vielseitig gebildet und von geistiger Schärfe; seine Gemahlin Julie, geborne Gräfin Schimmelmann, durch Anmuth und Reichthum des Geistes wie durch die stille Frömmigkeit ihres Wesens, die ihr Kraft in anhaltenden körperlichen Leiden und Treue in ihrem Berufe gaben, eine seltene Erscheinung. Schon aus einzelnen Äußerungen von ihr und über sie in Jacobi's, ihres Freundes, Briefwechsel ist diese wirklich schöne Seele dem Leser näher gerückt. Der Sinn für Musik und Poesie, selbst bis zum eignen Schaffen, lebte in dem Hause; Goethe wurde verehrt und hingewünscht, wenn auch sein Wilhelm Meister dem Geist des Hauses widerstand. Dort verkehrte Claudius seit der Mitte der achtziger Jahre häufig, die beiden Stolbergs — der ältere Graf Christian war Amtmann in Tremsbüttel bei Hamburg und mit der hochbegabten Gräfin Louise von Reventlow vermählt —, Joh. Andreas Cramer, der bekannte geistliche Liederdichter, damals Prokanzler der Universität Kiel († 1788), des Grafen Friedrich Bruder, der Graf Cai Reventlow auf Altenhof bei Eckernförde u. a. vereinigten sich unter dem wirthlichen Dach.

Mit dem katholischen Kreise in Münster trat Claudius erst in der nächsten Folgezeit in Verbindung. Durch Hamann, der dort seine letzten Lebensjahre verbrachte, war aber schon ein Verkehr eingeleitet. So sehen wir zunächst im Norden Deutschlands sich eine kleine Schaar von ausgezeichneten Menschen um die christliche Wahrheit, die in der großen Welt verstoßen und verfolgt wurde, wie eine stille unsichtbare Gemeine zusammenschaaren. Da der Unglaube sich ausbreitete, zogen sich die Glaubenskräfte, wie immer, in einzelne Menschen und kleine Gruppen zurück, um in diesen und aus diesen um so lebenskräftiger zu wirken. Es ward das Zeichen des Kreuzes mitten in einer innerlichst widerstrebenden Geisteswelt aufgepflanzt, zum Erinnerungszeichen der guten alten Zeit und für die Zukunft als Wegzeiger in die verlorene Heimath.

Die Männer und Frauen in dieser Diasspora kannten und verstanden sich leicht; der Norden reichte dem Süden die Hand, wo der Lavater'sche Kreis sich anschloß, die bald hereinbrechende Revolutionszeit drängte, wie bei großen schreckenden Naturerscheinungen, die Gleichgesinnten noch enger und näher zusammen. —

IV.

Glaubensleben und Lehre.

Das natürliche Ergebniß unsers ersten Buchs war ein Blick auf Claudius' Dichterleben; ebenso geradeswegs führt uns das dritte Buch zur Betrachtung seiner religiösen Überzeugung. Was wir bisher nur im Werden und in der Bewegung flüchtig angeschaut, das soll uns nun in seinen Grundzügen als ein fertiges Sein und als zusammenhangendes Ganzes entgegentreten.

Wir stehen im Mittelpunkt oder auf dem Gipfel seines äußeren Lebens, ja wir sind schon über die Mittagslinie hinaus. Auch innerlich steht der Mann schon lange gereift und entwickelt da, die Folgezeit fügt keine wesentlichen und neuen Züge hinzu, es ist nur die Ausgestaltung und Vertiefung zugleich des eingesenkten Lebenskerns. Daher ist der Rück- und Vorblick auf dieses Licht seines Lebens hier an seiner Stelle.

Wohl ist es wichtig und interessant, ja es kommt allein der geschichtlichen Wahrheit nahe, wenn man die

religiöse Stellung eines Mannes wie Claudius, der als christlicher Charakter so weithin wirkte, im Anschluß an die Einflüsse seiner Zeit darstellt, ähnlich wie wir bei seiner poetisch-literarischen Stellung verfahren sind. Zum Theil haben wir es gethan; aber doch nur im engeren Sinn. Wir haben den Faden solcher sichtbaren Einwirkungen nur durch sein Familienleben, seine nächste Umgebung und durch die Genossenschaft innerhalb der Literatur verfolgt und zugleich auf die stärkere Anziehungskraft, welche von Geistern vergangner Zeiten auf ihn geübt wurde, hingedeutet. Aber hat denn die gleichzeitige Kirche und ihre Wissenschaft, die evangelische wie katholische, auf Claudius keinerlei Wirkung gehabt? Die theologische Wissenschaft, kann man sagen, fast nur eine negative und abstoßende, denn mit seltenen Ausnahmen, wie Kleuker, waren ihre Stimmführer Rationalisten, natürlich mit mannigfacher Abstufung des Standpunktes. In Kirche und Gemeindeleben lebten und wirkten gewiß noch in manchen Gegenden des evangelischen Deutschlands verborgene Kräfte, der Glaube der Väter war noch nicht allenthalben erstarrt und erstorben, aber es waren eben die „Stillen im Lande", in das öffentliche Leben drangen solche Lebensregungen kaum ein. Die Brüdergemeinden schlossen sich ab nach außen; Claudius hat wol nie in irgend einer Verbindung mit ihnen gestanden. Der Kampf der alten Orthodoxie und des Pietismus in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ruhte längst; wir sahen an Göze, daß jene Richtung nun einen andern Widerpart

hatte, wiewol gerade in Claudius' Abneigung dagegen Elemente des Pietismus mitwirkten. Wo noch allein der Pietismus eine Lebensmacht war, das Schwabenland mit einem Oetinger, Philipp Hahn und andern Männern aus Bengel's Schule stand mit dem übrigen Deutschland nur in geringer geistiger Gemeinschaft, und andre umher zerstreute Seelenhirten, wie der mit Claudius ganz gleichaltrige Oberlin im Steinthal bauten ihr stilles Reich in Treue und Segen, waren aber eben auch vereinzelte Erscheinungen. Mit Jung-Stilling scheint Claudius nicht in näherem persönlichem Verkehr gestanden zu haben. Ein gläubiger Gemeingeist fehlte; die Berührungen mit der katholischen Kirche, die wir unten zu besprechen haben, waren bei Claudius auch nur Berührungen mit einzelnen frommen Katholiken, der Geist ihrer Kirche stand ihm ganz fern. Das geistige Leben der gebildeten Protestanten wurde im großen und ganzen durch die schöne Literatur beherrscht und wo überhaupt noch ein Antheil an religiösen Dingen bestand, war es ein kritischer oder ein unbiblischer Deismus. Allerdings bleibt es ein räthselhaftes geschichtliches Phänomen* wie das noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts so rege religiöse Leben so rasch in einen fast allgemeinen Abfall umschlagen konnte — ein schmerzliches und mahnendes

* Claudius selbst macht darüber Bemerkungen in dem Postcript an Andres VII, 110. —

Zeugniß, wie leicht das Ewige in die Abhängigkeit des Zeitlichen verfällt.

Es müssen hier diese Andeutungen über die Isolirung der einzelnen dem Christenthum treu gebliebenen Lebenskreise genügen. Wir kommen auf den Boten zurück. —

Was die Form seiner Prosaaufsätze angeht, in denen der Kern seiner Überzeugungen niedergelegt ist, so ist dieselbe jedesfalls durchaus originell, in einem Grade, daß alle Nachahmung daran zu Schanden geworden ist. Aber ihre Originalität ist in alter und neuer Zeit vielfach angefochten worden. Manche Einwendungen sind allerdings wohl begründet; namentlich die, daß das Aphoristische der Mittheilung, dessen äußeren Anlaß wir oben* besprochen haben, oft auch im Ausdruck zu einer Manier wird, die durch abgebrochene Silben und zugestutzte Sätze den Volksstil erreichen will. Doch kommt davon ein Theil, wie gesagt, auf Rechnung des Ursprungs dieser fliegenden Blätter; die Ansicht dagegen, jene Manier habe sich mit der Zeit festgesetzt und gesteigert, ist durchaus irrig. Sie verschwindet gerade mehr und mehr mit der humoristischen und poetischen Einkleidung seiner Gedanken; mit dem reinen Ernst und dem Zurücktreten der bunteren Manigfaltigkeit der Gegenstände tritt eine edle Einfachheit des Ausdrucks ohne geistreiche Ab- und Seitensprünge ein; der Bote übersetzt seine Mundart mehr und mehr in die seines Vetters Andres**

* S. 77.

** Nach dem Vorwort zu Theil I u. II. S. VII.

Gegenüber der Hoheit und Heiligkeit dessen, was er verkünden will, verstummen die kleinen Erdengötter Humor, Witz, Esprit; aber es bleibt das Streben, das seine Natur geworden war, alle künstlerische Form fallen und die Sache selbst nach der in ihm persönlich gewordenen Gestalt, „ohne alle eigne Gerechtigkeit“ reden und wirken zu lassen. Die Rhetorik der Kanzel, die conventionelle erbauliche Form wie die Schulsprache des Systems verschmähte er gleicherweise; im bequemen Ton des Hausvaters oder Hausfreundes redet er und erreicht damit auch eine Vermenschlichung oder ein herzliches Näherrücken des Überirdischen; er denkt dabei, daß wo alles auf die Sache ankommt, die Knechtsgestalt des Wortes nicht schade, sondern jene nur heller in ihrem Lichte scheinen lasse*. Und soll man ihm eine andre Redeweise zumuthen oder anmöthigen wollen, als die ihm natürliche, wo das Wort eher zu wenig als zu viel sagt, jedesfalls immer den Vollgehalt einer inneren Wahrheit, ein Lebenszeichen in sich trägt? Gerade diese Eigenthümlichkeit sichert ihm seine Wirkungen. Die Würde des Gegenstandes und des Schriftstellers innere Befeligung schützt ihn aber durchweg vor Trivialität, ja wir dürfen sagen, sie steigert den an sich so schlichten Aus-

* Jacobi Von den göttlichen Dingen S. 46. „Wenn sich etwas neu und tief empfundenes, oder groß und trefflich gedachtes in seiner Einbildungskraft gestaltet hat, und nun in angebornem Glanze hervortreten will, so hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löschen; er erröthet, windet und versteckt sich — will es nicht gethan haben.“

druck in seiner eignen Unmittelbarkeit und lebendigen Augenblicklichkeit nicht selten zu einer erhabenen Einfalt in Bild und Wort, der man die Vertrautheit und den Einfluß der Lutherschen Bibelübersetzung und der von ihr getränkten Schriften anfühlt. Mit Vorliebe wählt er die am meisten dem Leben entnommenen und dem gesprochenen Wort nahe kommenden Formen, die Brief- und dialogische Form; auch die Neigung, seine Gedanken in Parabeln einzukleiden, bei der sich der Poet zugleich bethätigen konnte, rührt von dem engen Anschluß an die heilige Schrift her. So wird unser Endurtheil über die Form von Claudius' Prosaaufsätzen, besonders aus seiner zweiten Lebensperiode, wo er sich nach Jacobi's Ausdruck den honoratioribus etwas mehr gleich stellt, sich nahe berühren mit dem oben über seine poetische Darstellung ausgesprochenen. Was ihnen an leiblicher, künstlerischer Schönheit abgeht, das ist ihnen zugesetzt an geistiger Schöne, an jenem inneren Wohllaut der Wahrhaftigkeit und eigenthümlichen Lebens, der die Poesie einer schönen Seele ist.

Mit den Jahren werden Claudius' Aufsätze religiösen Inhalts länger, zusammenhängender, ja sie nähern sich hier und da mehr einer gewissen theologischen Technik, doch immer mit Festhaltung des Eigenthümlichen. Es war das ein Bedürfniß bei ihm, den Übergang aus dem Gefühlschristenthum zu dem kirchlichen und geschichtlichen auch in der Form auszudrücken.

Systematisch ist er ebenso wenig wie seine biblischen Vorbilder zu Werk gegangen, doch können wir aus den

Fragmenten leicht die Einheit, die da ist, herausfinden und zusammenstellen. Natürlich müssen aus dem tiefen Brunnen, der hier zum Schöpfen allen bereit steht, uns hier wenige Tropfen als Vorschmack genügen.

Hören wir in Bezug auf seine religiösen Schriften Claudius selbst. „Es steht nur wenigen an", sagt er in der Vorrede zum siebenten Theil seiner Werke, „das große Thema des Christenthums zu dociren, aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch Gut und Schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel voranzugehen und taliter qualiter durchs Factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ sein könne ..... das steht einem ehrlichen und bescheidenen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster anklopfe."—

Die Stationen seines inneren Lebens wie seiner Lehre verhalten sich wie Jugend und Mannesalter. Die Wahrheit wächst in ihm wie ein gesunder Baum aus lebenskräftiger Wurzel; derselbe entfaltet sich immer reicher und blühender vor unsern Augen, aber alles sind nur nothwendige Verwandlungen und Umbildungen desselben Keimes.

Sobald er das Auge des Geistes über die sinnliche Erscheinung zu erheben anfängt, bewegt ihn in jüngeren Jahren vorzugsweise die Idee und Anschauung des Vergänglichen, der Zeitlichkeit, des Todes; in späteren die Erfahrung der Sünde. Dies sind die Ausgangspunkte seiner Anschauungsweise. Der erstere führt ihn aber zum Begriff der Ewigkeit und Unsterblichkeit; der andre durch die Erlösungsbedürftigkeit und Nothwendigkeit an der Hand der Offenbarung zur Thatsache der Erlösung und von ihr zur Rechtfertigung durch den Glauben, zur Herstellung der gottebenbildlichen Menschennatur und zur Lebensheiligung, deren schwere Fragen und Sorgen den älteren Mann besonders beschäftigen. Aber seine „Ethik" entfernt sich nie weit von ihrer Quelle, ohne welche sie versiechen würde. Schon in dieser Aufeinanderfolge seiner Überzeugungen, die natürlich nur von dem Vorwiegen einer bestimmten zu verstehen ist, bis sie sich alle sammeln in harmonischem Leben, liegt angedeutet, daß an die Stelle des subjectiv Gefühligen in der Auffassung der Wahrheit mit den Jahren mehr und mehr der Sinn für das positive und geschichtliche Christenthum, der Sinn für die göttliche Autorität trat.

Von seiner Naturansicht war oben die Rede. Es sind die Wurzeln seiner Poesie; aber er wußte wohl, daß Gottes Wesen nicht aus der Natur erkannt werden kann, daß das Auge, das in diese Wunder blickt, nur, wenn es gereinigt und sonnenhaft, schon von dem Strahl der göttlichen Wahrheit getroffen und erhellt ist, findet

was es sucht. „Aus endlichen Halmen läßt sich keine unendliche Garbe binden," und „wer die Leiter anlegt, muß vorher schon wissen, wo er hinsteigen will." * Vergänglichkeit und Tod weisen schon auf diese Wahrheit hin; der Tod, dieser „eigne Mann, der den Dingen dieser Welt die Regenbogenhaut abstreift und das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit aufschließt." Denn „offenbar muß man, von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist, die Augen wegwenden, wenn man das unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehns werth wären. Sie sind wohl schön, und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsre Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn sie das gethan haben, dann haben sie das Ihrige gethan, und weiter können sie uns nicht helfen. Der Mensch ist reicher als sie, und hat, was sie nicht geben können. Alles, was er um sich her Leben haben sieht, stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Örtliches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen." **

Diese Menschennatur war ein Hauptgegenstand seines Studiums. Er wußte wohl, daß eine wahre und

* V, 10 u. 11.

** VI, 106. Man vergl. u. a. die naturphilosophischen Ideeen des Boten im „Morgengespräch zwischen A. und dem Candidaten Bertram", besonders VIII, 73—80.

vollständige Menschenlehre auf den Weg zur Gotteslehre führt, daß eine gründliche Anthropologie die erste Sprosse auf der Leiter zur Theologie ist.

Geschichte und Selbsterkenntniß — die Erfahrung also an der Hand des göttlichen Worts hatten ihn ein Bild der Menschennatur erblicken lassen, ganz unähnlich dem Trugbild, wie es die Stimmführer der Aufklärung zeichneten. Ihm bestand das Wesen der Menschennatur nicht in der absoluten Erkenntnißfähigkeit und Erkenntnißthätigkeit, der sich alles unterzuordnen habe; er glaubt nicht, daß die Vernunft aus sich und durch sich der höchsten Vervollkommnung, der Freiheit und Wahrheit fähig sei; ihm liegt in der Verbreitung des Lichts im Sinne des Zeitgeistes keineswegs das ganze Geheimniß aller Bildung und Erziehung beschlossen; in seinen Augen hat dieses Licht mit nichten die Wunderkraft, den sittlichen Organismus des Menschen zu erneuen, das ideale Urbild der Menschheit in seiner Schöne und Reinheit herzustellen. Ihm ist die Annahme einer Erbsünde als unübersteiglicher Schranke dieser edeln Bestrebungen nicht Traum, nicht Aberwitz, nicht eine Erfindung des „schwarzgallichten Augustinus“ *, da er die Schranke der natürlichen Erkenntniß im Ringen nach Wahrheit und die Kluft zwischen dieser Erkenntniß und dem Wilen und zwischen diesem wieder und dem Vollbringen gar wohl kennt.

* Wie sie Campe in seinem Theophron nennt.

Dieser Einseitigkeit und Hoffarth des Jahrhunderts tritt Claudius ernst und scharf, oder witzig und lächelnd gegenüber; er sagt ihr die Wahrheit. Denn „der Schmeichler, bemerkt er gelegentlich*, buhlt um Beifall, macht die Menschen groß in ihrem Sinn, und sie werden klein; der bessere Mann macht sie klein, auf daß sie groß werden.“ — Doch erkennt Claudius im Menschen einen Trieb zur Wahrheit und zum Guten; weder den Werth der Vernunft verkennt er, noch, richtig verstanden, des natürlichen sittlichen Adels. „Die Vernunft“, sagt er**, „ist mehr als eine Gabe. Sie ist, so zu sagen, ein Theil des Gebers. Aber sie ist, wie Vulcan, durch den Fall lahm geworden. Zwar hat sie immer noch ihren Muth, wirft immer noch Strahlen von sich; und wo sie unterrichtet ist und sich au fait setzen kann, thut sie noch Wunderdinge. Nur sie geht an Krücken und krüppelt.“ — Auch der Aufklärung, nach der alles ruft, läßt er in ihrem Bereich, zur Regulirung der Begriffe, ihr Recht. „Nur“, heißt es***, „wer mit dem Meduſenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet. — Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wohl nicht ohne Verbindung sind, fassen nicht in einander. Sie wer-

* IV, 48.
** VIII, 67.
*** VI, 24. vgl. IV, 45. III, 107. VIII, 68 unt.

den von verschiednen Elementen umgetrieben, und sind etwa wie eine Wind- und Wassermühle."— So sehr also Claudius auch in der Vernunft ein Unterpfand göttlicher Ebenbildlichkeit erkennt, so sieht er in ihr, wie sie wirklich und im creatürlichen Leben ist, doch auch einen Abfall von ihrem ursprünglichen Wesen, eine Trübung; nur im Bunde mit der Erfahrung vermöge sie unsre Begriffe zu eigentlichen Einsichten und Begriffen zu erheben und das höchste, was sie selbst dann erreiche, sei die Erkenntniß der Schranke und Gränze ihres Vermögens, wo sie, wie Moses auf dem Hügel stehend, ins „gelobte Land" einen Blick werfe. Wer in der Vernunft und ihren edeln Äußerungen, Kunst und Wissenschaft, das Ziel selbst statt des Weges sieht und darin hängen bleibt, „der", heißt es*, „verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht, der sattelt in der Wüste ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, mit dem er weiter und ins gelobte Land reiten sollte, wo der Almosenpfleger wohnt."—

Und ebenso kennt Claudius auf dem sittlichen Gebiet den Unterschied zwischen Gut und Edel.

„Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold."—

sagt er im güldnen A.-B.-C.** „Gut ist ein ander Ding", heißt es anderswo***, „als edel; und Freisein ein ander

* VII, 156. Aus dem besonders schönen „Valet an meine Leser."
** VII. 74.
*** VI, 102.

Ding, als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen gibt es von Natur, aber gut ist Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat." Denn* „edel ist: Ahndung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre und mit sich kämpft und streitet, daß er's sei; der ist ein edler Mann." Denn „ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menschen, und ohne Kampf kennt er die Kluft nicht, die in unserm Inwendigen zwischen wollen und sein, zwischen Edel und Gut befestigt ist, und kann sie nicht kennen. Erfahrung macht den Meister. Und nur die, welche sich in den Defileeen jener großen Kluft versucht, und mit den seltsamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens gekämpft und sich selbst daran gewagt haben, nur die können wissen: ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heilgen Zweigs bedarf oder nicht."— So führen also nach Claudius' Lehre Vernunft und Moral an eine Schranke, die keine Natur übersteigen kann; „Moral", sagt er, „führt freilich zur Religion, aber kurz und gut, wie Armuth und Bedürfniß vor die Thür des reichen Mannes führt."— Aber neben der Trübung der Vernunft und der Ohnmacht des Willens und dem Gefühl dieser eignen Hülflosigkeit, das nach Claudius** „zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen

* Das. S. 103 folg.

** IV, 49.

gewesen", liegt ihm die Ahnung der Möglichkeit eines bessern Zustandes. Die Sehnsucht nach Freiheit entspringt aus der Erinnerung des verlorenen Paradieses und ist zugleich der sicherste Bürge für die einstige Wiederherstellung. „Einem jeglichen Menschen", sagt Claudius schon in jungen Jahren*, „ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maße, aber das Herz kann nicht bleiben; das trachtet immer zurück nach Eden, und dürstet und sehnt sich dahin. Und der Psyche wird ein Schleier vor die Augen gebunden, und sie ausgeleitet zum Blindekuhspiel. Sie steht und horcht unterm Schleier hin, hüpft auf jeden Laut zu und breitet die Arme." — Der Mensch kann dies Gefühl übertäuben, überhören kaum. Er kann den Schwerpunkt dieses Strebens und Sehnens nach Befriedigung und Glückseligkeit aus sich heraus in Außendinge verlegen. Aber man erfülle, sagt der Bote**, dem Ehrsüchtigen, Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit „alle seine Wünsche, und was ist's denn? — das Auge sieht sich nicht satt und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehn, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. All solch Glück ist mehr mühseliges Hinstreben zum Genießen als wirklicher Genuß, ist keine Flamme, die aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Öl zugießen, daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie doch! —

* In dem „Impetus Philosophicus" I, 5. —

** Aus „Passe-Tems" IV, 105.

Nein, es muß für den Menschen eignes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, ist ja nicht eigen."— Immer wieder lenkt Claudius auf die innere Welt zurück. Er weiß wohl, daß die Mängel des Erkennens und die „Umneblung" der Wahrheit nicht die einzigen, nicht die größten Mängel unsers Wesens sind. Daß diesem in dem Stand der Natur Frieden und Freiheit fehlen, davon erkennt er den Grund in dem zwecklosen Kampf der beiden Naturen in uns. „Ach du weißt ja wohl", sagt er*, „wo uns der Schuh drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns ist, ein Kopf mit zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen." — „Daß der Mensch keinen Hausfrieden in sich hat, das mein' ich; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle thun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden! Und uns selbst bringen wir allenthalben hin, uns selbst treffen wir überall an."—

„In dir ein edler Sclave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist."—

Dieser kurze Vers des Boten aus seinem güldnen „A.-B.-C." ** bezeichnet das große Thema von dem Fall der Menschennatur. Besonders eindringend und kräftig, nicht selten erhaben, führt er es in dem „Valet" an seine Leser weiter aus. „Man tröstet sich", heißt es dort***

* A. a. O. S. 106 folg.
** VII, 75.
*** VII, 156.

u. a., „mit der innerlichen Größe des Menschen und gloriirt über das Hohe und Göttliche seines Verstandes und seiner Vernunft. Ja wohl, ist der Mensch groß und göttlich; aber gerade hier ist es, wo einem das Gloriiren vergeht und die Thränen in die Augen treten, wenn man sieht und gewahr wird, daß das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist; und es sollte walten." Ein tieferes Gefühl von dem Elend des Falls* und der Sünde hat kaum Jemand gehabt, als Claudius, schwerlich Jemand zu seiner Zeit dies Gefühl so ergreifend ausgesprochen.

Aber dies Gefühl der Leibeigenschaft setzt die Ahnung der Freiheit voraus, auf welche die unterdrückte höhere Natur, der „unsterbliche Fremdling" in uns hinweist und an welche dem Menschen eine Rückerinnerung geblieben ist, wie sie andrerseits das sicherste natürliche Zeugniß für die Unsterblichkeit bleibt. „Es sind in dem Menschen die Ruinen eines großen heiligen Wesens", sagt Claudius**. Auch in der Vernunft sieht er diesen Keim der Erneuerung. „Wer die Vernunft kennt", schreibt er***, „verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes, und nur das radicale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber, es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat, wie der König

* Man vgl. den Aufsatz: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen", IV, 116 folg.

** Aus dem Aufsatz „Über die Unsterblichkeit der Seele" V, 18.

*** Aus „Von und Mit" VIII, 189.

Lear, auch wenn sie irr redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne." — Und so wird die Herstellung eben darin bestehen müssen, daß der „edle Sclave" frei wird von dem Drucke des beweglichen sinnlichen Gesetzes, der niederen Natur, die, wie Claudius sagt, jene „aufwärtsstrebende überall hindert, die ihr Licht und Luft dunkelt und färbt, die ungestüm und unbändig ist, und auf dem Bauche kriechen und Staub essen will"*. — Auch das Ziel dieser Freiheit, wo nach einem andern Bilde** „der Adler, dem die Flügel gebunden sind, der zwar eigentlich nur an der Erde hin flattern kann, aber doch die Kraft und den Beruf in sich fühlt, durch alle Himmel zu fliegen", diesem ursprünglichen Zuge seines Wesens ungehemmt folgen kann, auch dieses Ziel, diesen Triumph der Herstellung hält uns Claudius vor. —

— Das ist das Bild der Menschennatur in ihren Höhen und Tiefen, das Claudius dem des Rationalismus entgegenstellt. Er langt an bei der Gebundenheit der göttlichen Natur in der menschlichen als einer festen Thatsache, bei der Sehnsucht zugleich nach Rettung und Lösung, deren Spuren er in dem einzelnen Menschengeist wie in der Menschheitsgeschichte mit Vorliebe aufsucht. Seiner Zeit, soweit sie zu Wort kam in der Mehrzahl der Schriftsteller, war diese Lehre eine Thorheit; — der gesunden, die des Arztes nicht bedurften. Aber, wir sehen,

* V, 8.
** VIII, 188.

nicht die Vernunft *an sich* ist es, die Claudius angreift, sondern ihren Mißbrauch, ihre Verunstaltung, in welcher die Aufklärung einen neuen Götzen anbetete. Kein Wunder, daß man glaubte, Claudius sehe am hellen Tage Gespenster und wolle die alte Nacht heraufbeschwören helfen; kein Wunder aber auch, wenn er dem Grundirrthum in seine Schlupfwinkel nachgeht und von den „chinesischen Spitzköpfen der Deisten", oder von der „Windmühle" und „von dem *Johanniswurm* der allgemeinen Vernunft" wunderliches zu erzählen weiß, der, statt auf der Erde, seiner Heimath, fortzukriechen, sich kühn über die Religion erhebe*. „Die Religion aber aus der Vernunft verbessern, heißt es anderwärts**, kömmt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte."— Dem selbstherrlichen Hochmuth ruft Claudius mahnend die schönen Worte zu***: „*Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können.*"

Und damit führt er uns weiter in das Innere seiner Lebensanschauung. Die *Vernunft*, an sich und aus sich, ist ihm unfähig, die ewige *Wahrheit* zu finden und sich anzueignen. Denn diese Wahrheit ist, wie er sagt†, „ein *Riese*, der am Wege liegt und schläft; die

* Aus „Neue Apologie des Buchstaben H." I, 15.
** III, 106.
*** Schluß von „Passe-Tems" IV, 111.
† III, 109.

vorübergehn, sehen seine Riesengestalt wohl, aber ihn können sie nicht sehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft." — Die sittliche Kraft, die vielgepriesene, der Menschennatur erscheint ihm in letzter Instanz als Unkraft, als Ohnmacht, und das demüthige Bekenntniß der absoluten Hülflosigkeit verhehlt er nicht. Aber Claudius bleibt bei dem Gefühl der Zerschlagenheit oder schmerzlicher Resignation nicht stehn. Er weiß von dem „großen königlichen Weg zur Freiheit, der Niemand gereuet" *. — Alles sehnt sich nach seinem Ursprung zurück; die Quellen, Bäche und Ströme nach ihrem Element im Ocean, die Pflanze zur Erde, und der Mensch, fährt er fort**, „der aus Gott entsprungen ist, sehnet und ängstiget sich immerdar, und findet und hat keine Ruhe als in Gott." — Wie der Vergänglichkeit der äußeren Natur als der Schatten- und Nachtseite die Lichtseite der Unsterblichkeit, so steht der Sünde die Thatsache der Erlösung mahnend, rettend, verheißend zur Seite.

In seiner Ansicht von der Erlösung stellt sich Claudius ganz auf den Boden des göttlichen Wortes. „Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort", schreibt er schon in früherer Zeit an Andres***. Und wie er in der heiligen Schrift lebte, wie sie von Kindesbeinen auf sein täglich Brod gewesen, wie er in

* Schluß des Aufsatzes „über die Neue Politik" VI, 40.

** Aus dem „Morgengespräch" u. s. w. VIII, 75.

*** IV, 121.

ihr und an ihrer führenden Hand innerlich geworden und gereift, das sagt uns seine Lebensgeschichte, deutlicher aber fast jedes Blatt seiner Schriften von jenen jugendlichen Worten über das Johannesevangelium an bis zur Predigt eines Laienbruders, mit der er von der Lesewelt Abschied nahm. Die Richtung des Rationalismus, die bei Aufrechterhaltung der Bibel auf natürliche Wundererklärung hinauslief, stellt er unter allen Kampfesarten gegen das Christenthum am tiefsten, denn „es sei viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten“*. — Aber trotz dem innigen Anschluß an das Gegebene in Gotteswort, verleugnet sich doch nie seine Eigenthümlichkeit in der Aneignung. Man fühlt seinen Worten das *Leben* an, aus dem sie hervorgegangen, mitunter ist noch der Leidenszug der inneren Kämpfe daran kenntlich, öfter die fröhliche Gewißheit des gläubigen, in sich gefestigten Herzens. *Nie* verfällt er in seinen so anziehenden und liebenswürdigen Bibelerklärungen in den gewöhnlichen dogmatischen Lehr- oder Erbauungston. Und diese wunderbare Frische gerade, die stille aber gewaltige Macht der einfachen Wahrheit, die überall hervortretende *Gesundheit* übt ihren Zauber und gewiß auch ihren — *Segen*. Denn „durch Worte und Floskeln“, sagt Claudius selbst** in einem höheren Zusammenhang, „wird aus *dürrem Winterholz* kein *grünes*; wohl aber durch ein *gleichartiges Leben*.“

* VI, 99.

** VI, 112.

Von der Art, wie Claudius theils im allgemeinen die Glaubenswahrheiten, — die Thatsache der Erlösung und den Weg der Heilsordnung darstellt, kann nur die Beschäftigung mit seinen Schriften selbst eine ausreichende Vorstellung geben. Einen kurzen Abriß der Christenlehre hat er in dem zunächst seinen Kindern bestimmten „einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion" niedergelegt. Es ist aber kaum eine Seite dieser großen Lebensfragen, die er nicht noch besonders berührt hätte. Wie könnte ich darum den Reichthum und die Neuheit in dem ewig Alten auch nur *ahnen* lassen? —

Zunächst und vor allem ist es die *Person des Heilandes* selbst, „des allgegenwärtigen souverainen Tröfters, des Stillers *alles* Haders", auf die er wieder und wieder zurückkommt. Die Anfänge dazu finden wir schon in den frühesten Schriften, und zwar nie, ohne auch die menschliche Seite nahe zu bringen. In späterer Zeit schreibt er an seinen Vetter Andres*: „Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich gutes und in sich großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine *heilige Gestalt*, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet, und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt." — Einzelne seiner Wunder und Reden bespricht er eingehender zum Theil in Betrachtungen, die

* VI, 98.

zu dem Schönsten gehören, was er geschrieben; die Reden sind ihm*, wie der Heiland selbst, „in sich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt.“ — Daran schließen sich namentlich seine zwei Betrachtungen über das Vaterunser und das heilige Abendmahl an. — Die persönliche Aneignung des Erlösungswerkes, die Heilsordnung bildet sodann das dritte Glied in seiner christlichen Lebensanschauung. Gerade hier legt sich uns sein eignes inneres Leben offen, es ist jedes Wort ein Beitrag zu seiner inneren Lebens- und Bildungsgeschichte, an deren Höhepunkten er uns theilnehmen läßt. Zuerst wehrt er die Feindesangriffe gegen den Glauben ab. „Ihr thätet besser“, ruft er den Rationalisten zu**, „wenn ihr suchtet, die Vernunft gläubig zu machen“, als umgekehrt, „denn es ist etwas rechtliches und gutes darin, wenn ein Mensch von Scharfsinn und Talent, am rechten Ort, seine Einsicht aufgibt und für nichts achtet, um einer höheren zu huldigen, zu glauben und zu vertrauen.“ — Ja dieser Glaube ist ihm so sehr und so allein das wahre und natürliche Verhältniß des Menschen zu Gott, daß er ihn „den einzigen sicheren Bürgen für Wahrheit und Recht in der Welt, das wahre Palladium des Menschen“ nennt***. „Wer es ihm antaste und störe, der bringe ihn um sein Glück,

* IV, 128.

** Aus dem „Morgengespräch“ VIII, 70.

*** „Vom Vaterunser“ VIII, 56. man vgl. VII, 158.

was er ihm auch dagegen wieder bringe und gebe."— In einem eignen, besonders tiefsinnigen und gedankenreichen Aufsatz „Geburt und Wiedergeburt" behandelt Claudius die endliche Wirkung des Glaubens, die Herstellung einer neuen Natur. Wie in der alten Natur zwei Prinzipien im Menschen, ein verständiges und sinnliches, einander bekämpfen, das verständige, das seiner Würdigkeit nach thätig sein sollte, leidend; das sinnliche, das leidend sein sollte, thätig ist; so ist das Wesen der Wiedergeburt Herstellung des richtigen Verhältnisses, indem „der partielle eigne Wille, aller Unordnung und Noth Ursache und Anfang in den großen allgemeinen Willen wieder eingegangen ist"*. — Freilich wehrt und sträubt sich die Vernunft, wie Claudius an seinen Vetter schreibt**, gegen den Anspruch des Christenthums, „alle Höhen zu erniedrigen, alle eigne Gestalt und Schöne gar dahinzunehmen, damit ein Neues daraus werde."— Aber er war fern genug von geistlichem Hochmuth und hatte an sich und andern Lebenserfahrung genug, um zu wissen, daß in diesem neuen Leben des Glaubens das Wachen und die Arbeit am eignen Innern erst wie neu beginne unter neuen Bedingungen, mit neuen Aufgaben. Der gute Kampf war ihm ein Kampf durchs Leben. Nicht ein ängstliches Planmachen, ein Vorherrüsten empfiehlt er, sondern „wenn dem großen Strom

* VIII, 92.
** III, 108.

des Bösen sein Wasser geschmälert werde, so vertrocknen die kleinen Bäche, die aus ihm abfließen, von selbst."*

„Zerbrich dir nicht den Kopf zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr"—

schließt das güldne A.-B.-C. „Im Willen allein ist Rath", heißt es anderwärts**, „den gilt es, zu stärken und zu üben. Doch ist allen Ernst und Entschlossenheit Noth; denn die sinnliche Natur, die bei allen im Wege steht, ist schwer zu überwinden. Ihr wachsen für einen abgehauenen Kopf drei andre wieder, und der Mensch ist ihr Freund, und redet ihr immer das Wort, und ist behende und schlau, Künste und Auswege zu finden, um sie zu retten? Darum muß der Sinn für das göttliche Gesetz täglich und bei einem jeden Anlaß wieder errungen und wieder gefaßt werden, so oft und so lange, bis er in unserm Inwendigen einheimisch geworden, und so fest und beständig ist, wie in dem Inwendigen einer Eiche der Trieb zu wachsen, den Wind und Wetter und andere äußerliche Zufälle und Umstände hindern und stören, aber so lange die Eiche steht, nicht vertilgen können."— Und solche Arbeit im Namen Gottes und in der Kraft des Glaubens führt zu dem Triumph, den Claudius mit Worten, denen man die nahende Siegeshoffnung anfühlt, in seiner Betrachtung über die „Neue Politik" preist***: „Wohl sind unsre Sinne und Leiden-

* „Vom Gewissen" VIII, 129.
** A. a. O. S. 130 u. 131.
*** VI, 34.

schaften die Hörner, Cymbalen und Zinken, die den Laut und die Stimme der Wahrheit in uns zerrütten, verdunkeln und überschreien. Sie sind die hundert schweren Ketten, die uns arme Menschen fesseln und halten, und uns mit Schmach bedecken. Wer sich nur von Einer losgemacht hat, ist schon ehrlicher; und so immer weiter den langen sauern Weg hinan. Und, wer ihn ganz erstiegen hat; wer, durch sein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind und keine mehr an ihm klirrt; der ist wahrhaftiglich ein **freier Mann.** — Er ist los von der Erde und allem kleinen Interesse: auf ihn wirkt, von nun an, Nichts, ihm gilt nichts, ihn treibt und bewegt nichts, als das Wahre und Gute. Er hat den Rock des Fleisches ausgezogen, nährt sich mit der Speise der Götter, und schifft auf dem Ocean der reinen Liebe." Hat der Menschengeist dies Ziel erreicht, dann wird er* „auf dieser Erde, den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer sein als was ihm begegnet, der hat immer genug, vergibt und vergißt, liebt seine Feinde und segnet die ihm fluchen; denn er trägt in diesem Glauben die bessere Welt, die ihn über Alles tröstet, und wo solche Gesinnungen gelten, verborgen in seinem Herzen, bis die rechten Schätze zum Vorschein kommen."

Wie nun Claudius in dem Heiland und seiner Heilsthat das Centrum jedes einzelnen Menschen-

* Aus dem Valet VII, 158.

lebens sieht, das ihn entweder anzieht oder abstößt, so erkennt er ihn auch als den Mittelpunkt der Weltgeschichte, zu dem Vor- und Rückwärts in ähnlicher Stellung. Mit besonderer Vorliebe stellt Claudius den Zusammenhang der alttestamentlichen Vorgeschichte und Verheißung zum Erscheinen des Herrn dar, und gerade hier, glaube ich, hat er die Anfänge der neueren gläubigen Theologie in ihrem Jüngern manigfach angeregt und befruchtet. Was er gibt, sind Winke und Blicke, aber es sind Goldkörner darunter und jedesfalls eigne ursprüngliche Gedanken. — Aber nicht minder sucht er die Stellung der vorchristlichen heidnischen Völker zu dem kommenden Heil auf; er geht den Spuren der Wahrheit in ihren Religionsansichten und ihren Cultuseinrichtungen wie in ihren Philosophieen, ich möchte sagen, mit zartschonender Liebe nach, um mit der menschlichen Hülle den göttlichen Keim und Kern nicht zugleich zu zertreten. Ihm hangen alle wahre Weisen und Männer Gottes seit der Welt Anfang mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Es ist diese universale Auffassung in Claudius, deren andre, der Gegenwart zugewandte Seite seine lebhafte Theilnahme für die Mission ist, theils ein Ausfluß seiner natürlichen Liebe zu den Brüdern, zu der Menschheit; theils eine Folge des Herder'schen Einflusses, der in allen Lebensäußrungen der Völker die zerstreuten Glieder des großen Leibes sah. Aber beides — diese ethische Seite und diese wissenschaftliche wurden in Claudius verklärt durch den Glauben. So ruft er in dem

Vorwort zur Übersetzung von Ramsay's Reisen des Cyrus aus*: „Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß sie von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die gerade wie die israelitischen aussehn!“ — So gehört es zu seinen frühen Lieblingsgedanken, auch das Band mit dem griechischen und römischen Heidenthum festzuhalten und die adligen Gestalten dieser Zeiten und Völker für das Bewußtsein und die Bildung der christlichen Neuzeit retten zu helfen. Vor allen ist ihm Sokrates nahe und werth. „Es hat von jeher nicht an Politikern gefehlt“, sagt er in ganz früher Zeit**, „die von Sokrates seiner Fahrt nicht viel Gutes vermuthet haben. Da er ein Heide war, sagen sie, so ist er hingefahren, wo die Heiden hingehören. Es ist freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben; aber auf der andern Seite ist zu Sokrates Zeiten drei und eins so gut vier gewesen als itzo, Wasser hat damals schon Feuer gelöschet und so auch Selbstverleugnung ihre guten Folgen haben müssen.“ Diese Ideeen bildete er weiter aus durch die nähere Bekanntschaft mit dem Orient, der gerade damals durch eine Reihe von literarischen Entdeckungen und Veröffentlichungen aufgeschlossen wurde. Claudius las die religiös-mythologischen Schrif-

* IV. 82.

** Neue Apologie des Sokrates u. s. w. I, 13.

ten der Inder, Chineſen und Perſer mit Eifer und hat die Ergebniſſe ſeiner Anſichten im ſiebenten Theil ſeiner Schriften, unter dem Titel „Eine aſiatiſche Vorleſung“ niedergelegt — eine längere Abhandlung, die zwar keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat, um ſo intereſſanter aber für Claudius' Anſchauungsweiſe iſt. Wir gehen alſo hier nicht in das Material ſelbſt ein — nur ſeine Grundanſicht hebe ich hervor. Zunächſt ergibt ſich ihm aus den Reliquien der altorientaliſchen Völker in ihren Bauwerken, Sprachen und Religionen die Anſicht von einer ungeheuern Lebenskraft, zu der wir Neuern uns nicht wie fortgeſchrittene, ſondern wie zurückſchreitende verhalten. Mit dieſer Geſchichtsanſicht tritt er der rationaliſtiſchen Lieblingsidee von einem Urzuſtand der Verwildrung und einem ſteten Fortſchritt zu Wahrheit und Glückſeligkeit, ſchroff entgegen. „Dieſe Völker“, ſagt er in der genannten Vorleſung*, „mußten nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeiſterei ausgemergelt und ausgedorrt ſein.“ — Bei ihnen „ging's aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und an Fiebelbrettern ſchreiben, ſo ſchrieben ſie unter'm Himmel an ihren Felſen und Bergen, mit Rieſenbuchſtaben. Und dieſe Bergſchriften betreffen nicht etwa einen Chan oder Conſul, ſondern die Angelegenheiten der Menſchheit.“ Mit der Zeit wurde „die Barre aus dem Bergwerk immer dünner und dünner geſchlagen, gehämmert,

* VII, 23.

am Ende bleibt es freilich Blattgold zum Vergolden und andern Zierrathen, aber keine Barre mehr." — Diese ihrem Ursprung noch näher stehenden Völker haben aber namentlich in ihrem religiösen Glauben eine auffallende Familienähnlichkeit, die ebenfalls auf einen gemeinsamen Ursprung schließen läßt. So besonders in der Vorstellung von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sündfluth; — und diesem „goldnen Faden", wie er ihn nennt, spürt Claudius überall nach*. „Alle die großen Begebenheiten, welche die christliche Religion zum Theil voraussetzt und zum Theil darauf sich gründet, hallen in den ältesten Schriften der asiatischen Nationen wieder. — Gott weiß, daß ich um einen neuen Beweis für die Wahrheit der Religion nicht weit gehe; aber ich kann es doch nicht gleichgültig anhören, wenn Parther und Meder und Elamiter, Kreter und Araber die großen Thaten Gottes reden; wenn die Söhne eines Vaters Dinge aus dem väterlichen Hause, die ihnen zum Theil nicht zur Ehre gereichen, alle aus einem Munde erzählen." — Sein Resultat ist**: „Was die Kinder verschiedenes haben, das haben sie, denke ich, ein jedes von sich; was sie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Ähnlichkeiten, die haben sie vom Vater, und können sie nicht anders haben als vom Vater." — Dann aber verweilt Claudius besonders gern, ja mit Rührung und Andacht bei den Versuchen zur Wiederherstellung des getrübten und gefal-

* A. a. O. S. 6.

** A. a. O. S. 46.

lenen Urbildes, die allen heidnischen Völkern, auch den Griechen und Römern, gemein sind; — den Büßungen, Opfern, Reinigungen; — freilich fruchten diese Versuche der Selbsthülfe „von außen hinein“ statt von „innen heraus“ nichts, aber als ein Ringen nach dem höchsten unter Furcht und Zittern sind sie ihm ehrwürdig und interessanter als vieles im Leben, das weit und breit berühmt ist*.

Die Geschichte des Christenthums selbst, diese Nachfolge Christi in der Zeit, tritt in Claudius' Schriften, soweit sie Geschichte der Kirche ist, weniger und seltener hervor. Woher sollte ihm damals Interesse an der Kirche kommen? Um so mehr sucht er einzelne vor- und nachreformatorische Zeugen der Wahrheit um sich zu sammeln, nicht als ob dadurch die Wahrheit befestigt werden könnte, denn, sagt er gelegentlich, „ich denke, die Wahrheit muß durch alle Menschen nicht gewinnen können, aber ein jeder Mensch durch die Wahrheit“; — aber um sich selbst zu stärken durch den unsichtbaren Bund mit Gleichgläubigen. Von diesen wie von seinen mitlebenden Glaubensgenossen ist in seiner Lebensgeschichte die Rede. Dort wie hier erkennen wir, daß er sich durch confessionell-kirchliche Verschiedenheit nicht abschrecken ließ; die Armuth an geistlicher Verwandtschaft zu seiner Zeit brachte es mit sich, daß man dem Zug der Gemeinschaft des Glaubens an den Erlöser überall

* M. vgl. „Vom Gewissen“ VIII. 120.

hin nachging, und daß man, je entschiedener die Stellung zum Unglauben der Zeit war, um so milder und nachsichtiger im eignen christlichen Lager wurde. Man sah nicht blos in denen draußen den gemeinsamen Feind, sondern bekämpfte ihn auch als solchen und betrachtete sich wirklich als Bundesgenossen. Gewiß war dies die richtige Erkenntniß und Stellung in jener Zeit, wo es die Aufgabe der zerstreuten Treuen sein mußte, in dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, was zu retten war, nicht Unterschiede zu scharf zu betonen, die den Streit für ein gemeinschaftliches Gut hemmen und alles Nachdrucks berauben mußten. So finden wir bei Claudius z. B. wiederholt Schutzworte für das Klosterwesen und das Fasten* — aber freilich beide mit dem Hinweis auf die großen Gefahren, mit Einschränkungen und Abweichungen von der geläufigen katholischen Anschauungsweise. Wo die großen Trennungsfragen in Rede kommen, ist Claudius durchaus evangelisch-lutherischer Christ, wenn auch in der Gebundenheit frei genug, wie noch gegen Ende seines Lebens seine Schrift „über das heilige Abendmahl“** beweist, um innerhalb seiner Confession auch Mängel und Menschlichkeiten zu sehen. Aber der Kampf war damals größer und mehr auf das wesentliche gerichtet, als der an Menschlichkeiten reichere

* In Paul Erdmann's Fest VI, 29 folg. „Vom Gewissen“ VIII, 123—128.

** Werke VIII, 3 folg.

confessionelle Kampf der Gegenwart. Wie Claudius noch am Abend seines Lebens die verheißende Morgenröthe eines lebendigeren Christenthums erlebte, und wie sein altes Auge noch hell genug war, in den großen geschichtlichen Vorgängen die strafenden und mahnenden Gedanken Gottes zu erkennen, das wird uns später entgegentreten.

Viertes Buch. 1790—1815.

I.

Zeitstürme und Kämpfe.

Ein halbes Jahrhundert von dem Leben unsers Boten liegt hinter uns, vor uns noch ein volles Drittheil seiner Lebensjahre. Dem Gang der Natur nach, die schon die Vorboten des Alters ankündigte, hätten es Jahre des äußeren Friedens und stiller Sammlung sein sollen, wo die Seele im Besitz des Erfahrenen, Erkämpften und Erlittenen aus der Unruhe des Wissens und Lebens eine feste Lebensweisheit und aus dem Wechsel das Dauernde rettet, und wo ihr die bewegten Bilder vergangener Zeiten nur noch einmal in Kindern und Enkeln wieder aufleben. Dem Boten war es anders beschieden. Sein Botendienst war noch nicht zu Ende, ja jetzt gerade muß er, wohl oder übel, den „spitzen Stachel in seinem Knotenstock“ * fester einsetzen, um die Güter eines funfzigjährigen Lebens und einer gewiß gewordenen Überzeugung gegen den feindlichen Andrang der Zeit tapfer zu schützen.

* Von dem sein Recensent Friedrich von Meyer in den Heidelberger Jahrb. 1813 N. 31, S. 482 spricht.

Die Stürme der französischen Revolution sind es zunächst und vor allem, die auch an sein stilles Haus anklopfen. Und dies geschah um so lauter, weil er nicht blos das Brausen und Wogen aus der Ferne hörte, sondern weil einzelne Wellen mit der einströmenden Emigration, die sich erst hinter der Elbe recht sicher fühlte, sich bis in jene Gegenden verloren. Ja gerade in Claudius' unmittelbarster Nähe, in Hamburg wimmelte es von Emigranten, die sich von da nach Kiel, an den Eutiner Hof, auf den Holsteinschen Edelhöfen und weiterhin verbreiteten. Und gerade weil das eigenste Interesse Hamburgs, der Welthandel durch die Revolution und ihre Kriege so tief und mehrere Jahre hindurch mit solchem Glück berührt wurde, nahm man dort in gesteigertem Grade Antheil an den Vorgängen in Frankreich. So ward Hamburg, wie fünf und zwanzig Jahre früher in der literarischen, jetzt in der politischen Bewegung der Hauptort im Vaterlande. Neben ausgewandertem französischem Adel ließen sich französische Kaufleute in Hamburg nieder, und die Gährung, der Kampf der Ansichten entsprach dem Wetteifer der materiellen Interessen. Auch deutsche Auswandrer gesellten sich zu den französischen, als das Land zwischen Rhein und Elbe nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs von 1794 nicht mehr sicher schien; viele wohlhabende und angesehene Männer aus Ostfriesland, dem Oldenburgischen und Hannöverschen zogen sich in die überfüllte Stadt. Im Ganzen und in den einflußreichen Kreisen waren die Bewegungsideeen

der Revolution, besonders in ihrem Beginn, die herrschenden; dieselbe erschien wie eine Erfüllung und praktische Ausführung der Gedanken und Wünsche, von denen oben* die Rede war. Es waren auch hier wieder die Häuser Reimarus, Büsch und das Haus des reichen und begabten Kaufmanns Sieveking, des Schwiegersohns von Reimarus, die Mittelpunkte und Vertreter dieser Richtung. Klopstock, von Alters her Hausfreund und Ehrengast in diesen Kreisen, stand wenigstens im Anfang mit aller Leidenschaft auf der Seite der Revolutionsfreunde, wurde sogar zum Dank seiner zujubelnden Oden französischer Ehrenbürger — eine Ehre, auf die er freilich bald verzichtete. — Zu den aufgeregtesten Anhängern der republikanischen Ideeen und Thaten gehörte der berühmte Kapellmeister J. F. Reichardt, der Komponist auch vieler Lieder des Wandsbecker Boten, der eine Zeit lang in Neumühlen, dem Landsitz der Familie Sieveking, eine Zuflucht fand und gleichzeitig die Journale „Frankreich" und „Deutschland" herausgab.

Aus dem entgegengesetzten Grunde, dem tiefsten Abscheu gegen die Revolution, — den er besonders seit dem August 1789 aussprach — fand sich unter den deutschen Auswandrern auch ein alter Freund von Claudius, F. H. Jacobi in den überelbischen Landen ein. Im October 1794 verließ er nach dem Rückzug der Österreicher über den Niederrhein seinen bedrohten Pempelforter Musensitz

* S. 53 folg.

und suchte Halt und Trost unter den längsterworbenen norddeutschen Freunden, die ihn auf einen solchen Fall eingeladen hatten. Zehn Jahre brachte er in diesen Gegenden als ein sehr lebendiges Glied der uns bekannten Kreise zu, theils in Hamburg und Wandsbeck, wo er außer kürzeren Besuchen von 1796—1797 ununterbrochen über ein Jahr lang lebte, theils in Eutin, Emkendorf und als flüchtiger Gast noch auf andern holsteinischen Rittergütern. Zwei Jahre später folgte ihm auf kürzere Zeit (von 1796—1798) Goethe's Schwager, Johann Georg Schlosser, den gleichfalls die Kriegsstürme aus seiner Stellung in Baden aufgescheucht und nach einem kürzeren Zwischenaufenthalt in Ansbach gen Norden, nach Eutin geführt hatten. Beide Männer brachten der revolutionsfeindlichen Partei Verstärkung und neue Waffen. Dem Pempelforter Philosophen namentlich, dem sonst so milden und von aller Schroffheit fast überfreien Charakter, ist kaum ein Ausdruck stark und heftig genug zur Bezeichnung der französischen Zustände. Diese Gesinnung theilten, vollends als der blutige Theil des Drama's sich entwickelte, die oben aufgeführten adligen Kreise in Holstein, die Reventlow's, Stolbergs u. a., wiewohl der jüngere Graf Stolberg mit seinem poetischen Altmeister anfangs auch der Nationalversammlung zugejauchzt hatte. Besonders hartnäckig und reactionär gegen das um sich greifende Bewegungsfieber traten die beiden Grafen Reventlow zu Emkendorf und Altenhof auf, beide durch Geist, Kraft und inneren Adel hervorragende Männer;

den einen der Brüder, den Grafen Cai, (nach des jüngeren Bernstorf Tod dänischer Minister), nannte Friedrich Perthes später „den letzten großartigen Adligen einer vergangenen Zeit.“* Ihr Widerstand gegen die Revolution wurzelte zwar auch, wie natürlich, in ihrer Familientradition und ihrem Stand, war aber tiefer gegründet durch geschichtliche Bildung und religiöse Gesinnung. Daß auch in manchen nichtadligen Kreisen des Herzogthums sich der Zeitgeist an der Klarheit der Erkenntniß und an der Festigkeit eines treuen Sinns brechen konnte, sehen wir z. B. an der Jugendgeschichte des großen Niebuhr, dessen Vater in Meldorf im Süderdithmarschen lebte. Die ersten potitischen Gedanken des Knaben waren eine entschiedene Abneigung gegen die Revolution. Doch fehlte im Lande auch keineswegs, wie wir sehen werden, eine Gegenpartei und die Reibungen, Verstimmungen, Verbitterungen störten bald die alte Eintracht und friedliche Gemeinschaft.

Claudius stand von vornherein, als die meisten Schöngeister und Schriftgelehrten noch von der Völkerfrühlingssonne geblendet wurden, mit der Selbständigkeit eines im Innern freien Mannes gegen die Revolution. Man hat darin freilich ein Symptom der Abhängigkeit und einen ärgerlichen Widerspruch mit seiner früheren poetischen Freiheitslust finden wollen, die beim Ausbruch

* Aus einem Briefe nach des Grafen Tod (1834). Fr. Perthes Leben I, 125.

der Revolution nicht Stich gehalten und den Rückzug genommen habe. Beides ist irrig. Claudius hatte ganz die nämlichen politischen Ansichten über Königthum und Adel, (wie die Erzählung „Paul Erdmann's Fest“ zeigt), schon im Anfang der achtziger Jahre; zu einer Zeit also, wo noch von keinem dänischen Gnadengehalt — wenn man denn ja bei einem Claudius an so schmutzige Quellen auch nur denken will — die Rede war und noch kein Adelsverkehr bestand. Eine Verschiedenheit dagegen dieser Ansichten seiner Mannesjahre mit seinen Jugendträumen besteht allerdings, aber kein Widerspruch. Daß ein junger, mitten in seiner inneren Bildung begriffener Mensch, der eben anfängt, die Augen aufzuschlagen in der weiteren und größeren Welt, schon das politische Programm für sein Leben aufstellen soll, ist ein absurdes Verlangen — Sinn und Treue für das Große und Edle, für Wahrheit und Recht soll er haben und behalten, er soll begeistrungsfähig und darum streitfähig für diese Güter sein und bleiben, aber die Beurtheilung praktischer Fragen ist eine Sache der Erfahrung und der Einsicht in die Bedingungen und Beschränkungen des Lebens, welche die Jugend weder haben kann noch soll. Hier ist es eine Wohlthat, daß der Mensch veränderlich geschaffen ist, weil allein hierin die Möglichkeit der Bildsamkeit und der Befreiung von angebeteten Irrthümern liegt. Allerdings lautet einer der früheſten Klänge des „Wandsbecker Leiermanns“:

„Und deine Fürsten (sollen sein) groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein! Gut sein! ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bessre Mann,
Sonst sei der bessre König!"

Es steht diese unschuldige poetische Licenz im Einklang mit den oben berührten Ideeen der Sturm- und Drangzeit, die von der Losgebundenheit des Individuums und seiner schrankenlosen Ausspannung ausging; ein bestimmtes politisches Interesse hatte Claudius damals nicht, es wurden nur Freiheits- und Tyrannenoden, wie die von Schönborn* an ihn gerichtet, er selbst schrieb keine. Gutmüthige Seitenblicke auf die drückende Last der Krone, auf den lästigen Überfluß des Hoflebens, auf den Unsegen der Kriegs- und Eroberungslust, auf die Schmeichler, die allen Fürstengelüsten das Wort reden und in ihren Neigungen Winke der Götter sehen**, — das ist seine Jugendpolitik. Es sind immer nur die allgemeinsten, menschlich-sittlichen Fragen, die Elemente des Gemeinschaftslebens, für deren Beurtheilung ein natürlich gesundes Gefühl oder die Lehre der heiligen Schrift aus

* S. oben S. 40.

** Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan, Werke III, 60 u. 69.

reicht. So entwirft er in der mehrerwähnten Audienz in schönen warmen Worten das Bild eines wahren Regenten nach Gottes Willen*, der „Vaterstelle“ an seinem Volk vertreten soll, aber, so stark er Pflicht, Gewissen und Verantwortlichkeit des Regenten betont, — den Gehorsam der Unterthanen verlangt er doch „nicht allein gegen die gütigen und gelinden, sondern auch gegen die wunderlichen Fürsten.“ Und dieser Satz war bereits anno 1777 geschrieben. Ähnliche Gedanken kehren in „Paul Erdmann's Fest“ wieder**, wo aber namentlich die Adelsfrage besprochen wird. Klingt da auch die Ansicht vom Ursprung des Adels mehr wie eine geschichtliche Idylle, so ist doch seine wahre Idee und Stellung durchaus treffend bezeichnet. Daß Asmus sehr wohl Unterschiede zu machen weiß, zeigt eben die Rolle des Herrn von Saalbader, in dessen Person das lüderliche, französirte, flach freigeistige und innerlich rohe Junkerthum gebrandmarkt wird. Aber eine lebendige Verschiedenheit und ständische Gliederung, eine klare und entschiedene Anerkennung der fürstlichen Alleingewalt, ein patriarchalisches Regiment, wenn man will, als göttliche Ordnung, aber eben auch nur als solche, wo mit der Auffassung der Obrigkeit als einer von Gott eingesetzten um so lauter die Pflichten dieses Amtes in das Gewissen der Regierenden gerufen werden, — das sind seine

* A. a. O. S. 64 folg.

** Z. B. III, 25 u. 32 folg.

wenigen politischen Leitpunkte. In diesem Sinne sagt der Dichter*:

Jeder König sei des hehren,
Großen Rufes wer h! —
Doch dann muß er nichts begehren,
Was ein Mensch begehrt:

Muß nicht seine Wege wandeln,
Alles Eignen rein
Nur vor Gott und mit Gott handeln,
Sonst ist er nicht Sein:

Muß, wie Gott, zu allen Zeiten
Nur barmherzig sein,
Und nur Licht und Recht ausbreiten:
Sonst ist er nicht Sein:

Und durch jede seiner Thaten,
Wo er deß vergißt,
Hat er Gott den Herrn verrathen,
Dessen Bild er ist:

Und der Königliche Segen,
Licht und Kraft und Glück
Kehrt zu dem, von dessenwegen
Er sein war, zurück:

Kehrt zurück — der Geist entflieget,
Weil ihm Leid geschah,
Und die große Leiche lieget
Zur Verwesung da."

Diesen im allgemeinen schon feststehenden Ansichten trat nun das Riesenereigniß der französischen Revolution mit seinem donnernden Nein entgegen. Claudius hat sich nicht einen Augenblick von dem politischen Sturm und Drang, der auch manchen seiner nächsten Freunde ergriff, hinreißen lassen, ohne sich darum gegen die Mißbräuche des absoluten Staats zu verschließen. Und es war das nicht bloßer Quietismus, träge und müde Passivität, die nicht mehr lebendig und beweglich genug ist, um auf eine neue und große Zeit einzugehn, auch nicht ausschließlicher Sinn für das Privatleben, das durch Amt und Haus eben erst fester gegründet und gesichert war und nun so heftig aufgeschüttelt werden sollte. Gewiß sprachen auch diese Neigungen mit, aber der Hauptbeweggrund, der

* Kron' und Scepter, 1795. Werke VII, 66, — m. vgl. VI, 32.

hn, den schon alternden Mann so reizbar und unruhig machte, war ein positiver, stammte nicht von weltlichen Rücksichten her, sondern aus der tiefen Überzeugung, diese französische Bewegung sei in ihrer Wurzel wie in ihrer Entfaltung vom Argen, ihr etwaiger Einfluß auf unser Vaterland ein Unglück. Darum war ihm die Sache des Eifers werth*; „und die Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, pflegt nicht mit dem Schwanz zu wedeln.“ In einzelnen Punkten seiner Beurtheilung konnte er dabei hundertmal irren und hat er geirrt. Ein Staatsmann war der Bote nicht; das handelnde und geschichtliche Leben in seiner dramatischen Verwirrung und Entwirrung zog ihn nicht genug an, aber den Grundton aus dem Gewirr der Stimmen und Töne, der Wünsche und Träume herauszuhören, dafür hatte er, gerade wie auch in dem Literaturleben, ein feines Gehör und ein unbestochenes Urtheil. Ihm war allerdings das Ewige näher und wesentlicher als das Zeitliche und die völlige Harmonie der Betheiligung an den Dingen dieser Welt und der Versenkung in das Hoffen einer höheren keineswegs in ihm hergestellt; ihm galt die innere Bildung und Freiheit des Individuums vor allem, und das Beglücken von Außen statt von Innen, durch Änderung der äußeren Lage statt durch Reinigung des inneren Zustandes, bei einzelnen wie bei einem Volksganzen war in seinen Augen ein Werk des Leichtsinns und eine gleiche Verkehrt-

* VI, 5.

heit, als „wenn man am Zeiger drehen wollte, daß das Werk in der Uhr recht gehe“*. Außerdem aber glaubte er schon in den Grundsätzen der Nationalversammlung, in ihrem Begriff von Freiheit, in der Aufstellung einer Gleichheit, in welcher die Keime aller Zerrüttung lagen, in dem abstracten Schematismus der Menschenrechte und ihren naheliegenden Consequenzen einen Abfall von der gottgesetzten Ordnung, einen Ausfluß der Impietät und falschen Aufklärung des Zeitgeistes zu sehen, der zu allem ächten und soliden Schaffen untüchtig und unfruchtbar sei. Eine Beleuchtung dieses „neuen Systems“ hat er versucht in dem sehr charakteristischen Aufsatz „Über die Neue Politik“**. Er hat es darin keineswegs auf eine Verherrlichung des alten Systems in seiner Wirklichkeit abgesehn, deren Gebrechen und Mißbräuche er vielmehr kennt. Aber „die Besserung müsse nicht ärger als das Übel sein, das man bessern wolle“, und „unbesehends ist Anhänglichkeit und Vorurtheil an und für das Alte edler, als Vorurtheil und Anhänglichkeit für und an das Neue.“ Und auf alle Fälle ist ihm*** „die Procedur etwas voreilig. Wir irren Alle manigfaltig. Es könnte doch sein, daß wir auch hier irreten; hier: wo

* VI, 6.

** Werke VI, 1—40. Zuerst als Flugschrift gedruckt 1794. Ich vermuthe, daß sie das alleinige Ergebniß einer projectirten periodischen Schrift des Boten geblieben ist, von deren Ankündigung in der Neuen Hamburger Zeitung F. L. Stolberg an Jacobi (dessen Briefwechsel II, 137) im Dezember 1793 spricht.

*** A. a. O. S. 4.

der Irrthum so leicht zu begehen, und so schwer zu vermeiden ist; wo der Bogenschütze nicht blos vor sich zu sehen hat, sondern auch: was der Pfeil thun und anrichten werde, wenn er von seinem Bogen dahin, und nicht mehr in seiner Gewalt ist; hier: wo es nicht genug ist, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern wo er auch auf die Erde muß können niedergebeugt werden, ohne seine Farben zu verlieren, und wo eine ungemeine Erfahrung und eine feine Matheſis dazu gehört, die Strahlenbrechungen bei der Operation im voraus sicher zu berechnen." Die alte Ordnung erscheint ihm für die menschliche Natur, wie sie ist*, als eine heilsame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbstsucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edeln Vertrauens, des Gehorsams, der Bescheidenheit. Denn „was soll man**, Ausnahmen verstehen sich von selbst, von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles selbst sehen und betasten will und immer über seine Rechte brütet? Wenn der nicht auf sehr festen Füßen steht, so stößt ihn die neue Einsicht um; und, unbesehends, ist er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liste seiner Rechte bei sich, ist ungestüm, mißtrauisch, prätendirt immer nicht weniger als er kann, und weiß Alles besser. — Und nun ein ganzer Staat von solchen Rechtsgelehrten!"—

* M. vgl. a. a. O. S. 20.
** A. a. O. S. 10.

Er will die unwiderstehliche Kraft der regierenden Obrigkeit nicht gebrochen sehen, ohne welche kein Staat zu denken, „wie ohne einen festen, unbeweglichen Punkt wohl eine in parabolischen und Schnecken-Gängen wild durcheinander laufende Figur, aber kein regulärer Cirkel gemacht werden kann.“ Darum will er die auflösende und ätzende Wirkung der Vernunftkritik, die an jenen wohlthätigen, so weislich und mühsam geknüpften und unentbehrlichen Banden rüttle, den Selbstwillen wieder aus dem Verborgenen hervorgrabe, dem Menschen das Herz aus dem Leibe nehme und ihn zu einem dürren, selbstklugen Hirnschädel ohne Freude für sich und Andre mache, von dem Staate ebenso fern halten helfen, als er es der Kirche gegenüber gesucht. „Aber* soll denn Liebe, Glauben und Vertrauen ewig lieben, glauben und vertrauen, damit sie ewig betrogen und gemißbraucht werden können? — Sollen denn Viele sich ihrer Rechte begeben, damit Einer oder Einige ungestraft Gewalt und Unrecht üben können?

Das sei ferne! — Betrogene Liebe ist wie Menschenblut; sie schreiet aufwärts um Rache. Nein! Recht muß Recht sein und Recht bleiben. Ich streite nicht wider, sondern für das Volk — und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geschehen soll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao, und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern.“ — Daran

* A. a. O. S. 31.

schließt er das Bild eines wahren Regenten, das im wesentlichen dem oben erwähnten poetischen Bilde gleicht.

Mag, wie gesagt, dem Boten, der kein Botschafter war und sein wollte, der s. g. praktische politische Blick abgehn und manche Ansicht in unsrer hierin so weisen und satten Zeit als kindlich belächelt werden, so bleibt es doch seine Ehre, daß er durch die Wolke von Enthusiasmus und Schwindel mit hellem Seherblick den Grund und dämonischen Kern dieser Zeiterscheinung durchschaute. Und er ist mit solcher Anschauung auch unter seinen sonst gleichgesinnten Freunden nicht der Nachtreter und Geleitete, sondern eher der Vorgänger und Leiter gewesen. Denn, wie er sagt*, „auch die Gutgesinnten waren nicht allerdings schußfrei. Ihr edler Unwille über die Schmach und Schande, die Menschen zu allen Zeiten von der Tyrannei haben erdulden müssen, konnte ihnen ins Auge treten, und es so, in diesem System, was es gerne sehen wollte, Land sehen machen; sie konnten, indem sie für ihr Geschlecht einen Tag des Heils heimlich herwünschten, sich durch den Schein eines Anbruchs übernehmen lassen: das Heil von dieser Seite zu erwarten, und ihm mit Freudengeschrei entgegen gehen."

Die Gräuel der französischen Umwälzung selbst straft Claudius in dem einfach-ernsten Gedicht „Klage", aus dem Jahr 1793**.

* VI, 5.
** VIII, 107.

„Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise,
Und gingen übermüthig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern,
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüste,
Und machten elend nah' und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern,
Und tanzen um das Blutgerüste.

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn;
Und sind nun auch dahin gegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt,
Und sich in allen Menschen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhübe —
Der Keim des Lichtes und der Liebe
Der ist in ihnen stumm und todt;
Sie haben alles Große, alles Gute Spott.
Sie beten Unsinn an, und thun dem Teufel Ehre,
Und stellen Greuel auf Altäre.

Der Chor.

Erbarm' dich ihrer! —"

Der Ernst der Zeit war ganz dazu angethan, das kleine Häuflein der im Land zerstreuten Freunde, die in der Ferne sich doch nahe waren, dichter zusammenzuschaaren und ihre Gesinnung zu noch größerem Ernst anzuregen. Ihnen wurde der aufgepflanzte Freiheitsbaum noch in tieferem Sinn ein Baum der Erkenntniß als im blos politischen, und die zeitweise berauschten Anhänger, wie Stolberg, kehrten bald zur Besinnung zurück. Die Zeit erschloß ihnen die Menschennatur in ganz andrer Weise wie der Alltagsgang der Geschichte; ein handelndes Volk wie eine nur erweiterte Persönlichkeit, das schrittweise die ganze Hefe der Bosheit und Verderbniß ausschüttet!

Stolberg's heftige Ausfälle gegen den weiteren Verlauf der Revolution sind aus seinen Gedichten und Briefen bekannt. Jacobi theilte von vornherein Claudius' politische Gesinnung, wenn auch die geistigen Motive bei beiden Freunden nicht ganz die gleichen waren. Claudius ging, wie wir gesehen, überall aus von einer religiösen Gottes- und Menschenerkenntniß und machte diese zum Maßstab seiner politischen Urtheile. Man kann sagen, die Bibel und die zehn Gebote waren auch sein politischer Kanon. Bei Jacobi wirkte mehr die philosophische und geschichtliche Einsicht in das Wesen des Staats, sein feiner Sinn für harmonische Ordnung und Gliedrung öffentlicher Verhältnisse, die Besorgniß vor traurigen Culturrückschritten, die bekanntlich auch Göthe'n zu einem so entschiedenen „Reactionär" machten. So nahe sich in ihren Resultaten also die politischen Ansichten beider

Männer berührten, so groß war bei aller Verwandtschaft in den Vorfragen ihre religiöse Differenz. Jacobi war zwar des Glaubens, eben so wie der Bote, die Perle des Christenthums zu suchen und zu schätzen, nur über das was ihm Schale dünkt, über die historische Seite der Offenbarung gingen ihre Wege auseinander. Er findet in der Anerkennung dieser Seite eine Beimischung von religiösem Materialismus, er will in ihr nur das Verhältniß von Körper und Bekleidung zu der inneren Wahrheit und Wesenheit der Sache d. h. zu der ursprünglichen Selbstoffenbarung Gottes in der menschlichen Vernunft als der Möglichkeit aller Wahrheitserkenntniß gelten lassen. In den biblischen Überlieferungen von der Erscheinung des Heils sieht er insofern — aber auch nur insofern kein absolutes Hinderniß für seine Denkweise, als diese zum Anstoß und zum veranschaulichenden Symbol jenes Kerns dient, aber eine Art unschuldiger Illusion bleibt ihm darum dieser Glaube doch; der göttliche Grundtrieb zur Wahrheit auf der einen, zum Guten auf der andern Seite stellt sich in der Menschennatur urbildlich und abbildlich dar. Jacobi hat diese Ansichten, auf die wir nur hinzudeuten vermögen, in seiner Schrift „von den göttlichen Dingen“* dargelegt und sich mit dem Boten darin auseinandergesetzt. Der Ton, in dem er dies thut, ist zwar hier und da etwas vornehm als die Sprache des „Philosophen von Profession“**, doch

* Ich citire die Originalausgabe von 1811.

** Eine harte Zurechtweisung hat Jacobi wegen seiner Polemik

leuchtet weit mehr die warme Liebe und Hochachtung gegen seinen Freund durch; die einleitenden Worte namentlich sind innig und gemüthvoll. Und daß ihm die Glaubensgewißheit des Boten doch wie eine Lebenskraft vorkommt und imponirt, scheint der Vorbericht zu der genannten Schrift in den Werken zu beweisen, wo er im Hinblick auf Claudius „diejenigen glücklich preiset, denen ein helleres Licht, eine noch* frendigere und festere Zuversicht geworden ist.“ Den Frieden hat dieser edle Geist nie gefunden und von früh an geahnt, daß im geistigen Leben zwischen der Genialität eines Göthe, die sich zeitweise aller Gedanken an göttliche Dinge entschlägt und schaffend ihrer selbstgenugsamen Kraft inne wird, und dem seligen Glauben eines Claudius, der von solcher Kraft nichts weiß und in einer anderen sich stark fühlt, nur eine Mitte voll aufreibender Unruhe denkbar ist. Diese Überlegenheit in aller Unscheinbarkeit hat er schon bei der ersten Bekanntschaft mit Claudius gefühlt; „der Wandsbecker Bote, schreibt er im J. 1780 an den Dichter Heinse in Düsseldorf, hat in jeder Rücksicht meine Erwartung übertroffen. Er ist ein wahrer Bote

gegen Claudius' Offenbarungsglauben durch Schelling erfahren, der eine Mittelstellung zwischen den beiden Parteien, der voraussetzungslosen Speculation und dem positiven Christenthum nicht gelten läßt und seinen Gegner zu dem Nicht-kalten und Nicht-warmen verwirft; s. Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen. 1812. S. 174 folg.

* III, 255. Man vgl. damit die interessante Stelle „Von den göttl. Dingen“ S. 103.

Gottes, sein Christenthum so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht blos höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß." —

J. G. Schlosser hatte neben der politischen Gesinnungsgemeinschaft zugleich eine religiöse Verwandtschaft mit dem Wandsbecker Boten. Auch auf ihn hatten die Zeitereignisse tief eingewirkt. Er war ein Mann von seltener Geradheit und Lauterkeit, voll herzlicher Liebe für das Volk, die er in einem mehr als zwanzigjährigen mühe- und opfervollen Amte bethätigt hatte, von gesundem und scharfem Verstand, ausgezeichneter Jurist, ein praktischer Philosoph, der mit seinen einsamen Gedanken den Gang der Welt in alter und neuer Zeit verfolgt hatte, und genährt von dem Mark der classischen und neueren Literaturen, deren Sprachen er redete und schrieb, aus denen er manches Werk — namentlich Platonisches* — übersetzt hat — ein durchaus ungewöhnlicher Geist und an Kraft und Treue des Charakters, an lauterer Frömmigkeit und ächter Vaterlandsliebe eine der wohlthuendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. Ihm erregte der Geist der Revolution ein Grauen, er sah in ihm** die hereinbrechende „Barbarei des Herzens,

* Seine Uebersetzung von Platon's Briefen (1795) hat er Claudius gewidmet, die Zuschrift ist abgedruckt in J. G. Schlosser's Leben u. literar. Wirken, von A. Nicolovius S. 248 folg.

** Aus einem Brief an Georg Forster vom 3. August 1792. a. a. O. S. 215.

das Stocken des Gefühls der edleren Seelen, die Öde der Seelen, den kalten Egoismus, den Vorboten und die Folge der Sclaverei" Und in der Philosophie der Zeit, der Kantischen, deren Gegner er war, wollte er kein Heilmittel für diese Gefahren erkennen, für den „großen Riß in das Band der Menschheit," der ein großer Riß auch in sein Herz war*. Außer seinem Schwiegersohn Nicolovius, der in Eutin eine Anstellung gefunden hatte, zog ihn gerade Claudius vor allen nach Norden, und er hätte Wandsbeck selbst zum Wohnsitz gewählt, wenn sich ihm dort für die Bildung seiner Kinder die nöthige Gelegenheit geboten hätte.

Außer den beiden Flüchtlingen aus Westen und Süden trat der katholische Kreis in Münster, der sich um die Fürstin Amalia von Gallitzin und den Minister von Fürstenberg gruppirt**, unserm Boten und seinen Holsteiner Freunden nahe. Wir wollen hier das seit Katerkamp's Vorgang wiederholt gezeichnete Lebensbild der großen Frau und jenes einzigen Staatsmannes nicht noch einmal nachzuzeichnen versuchen. Die Art, wie sie aus einem freigeistigen und geistverlassenen, glänzenden und innerlich bettelarmen Weltleben zu sich selbst und zu Gott kam, die wunderbare Energie, die sie in dem Kampf der Lösung von allen hindernden Verhältnissen und in dem schwereren inneren Kampf bewiesen

* An J. Georg Jacobi s. a. a. O. S. 223.

** Damals besonders Overberg, Katerkamp, Kistemaker, Buchholz, die drei Brüder Droste, Caspar, Clemens, August und Franz.

hat, reihen sie den vornehmsten weiblichen Charakteren aller Zeiten ein. Ihr Katholicismus bildete sich zu einem bestimmten und dann auch ausschließenden kirchlichen Bewußtsein erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts aus, doch unterhielt sie auch dann noch den alten lebendigen Verkehr mit ihren protestantischen Freunden in Wandsbeck und Holstein, von denen Claudius doch gewiß außerhalb der Treffweite des Proselytismus stand. Die erste Bekanntschaft mit diesem war wol schon durch Hamann, an dem sie mit der Liebe einer Tochter hing, und der 1788 in Münster starb, eingeleitet. Sie besuchte im Frühjahr 1791 und im Sommer 1793 und 1797 in Begleitung ihres Beichtvaters Overberg Wandsbeck und Holstein; auch die Brüder Droste und Katerkamp erschienen bei Claudius. Ich habe schon oben bemerkt, daß sich Claudius und die Seinen durch die Confessionsverschiedenheit nicht stören ließen und daß sie recht daran thaten. Auch die Fürstin Gallitzin kannte und anerkannte in dem Claudius'schen Hause ein Gemeinsames über dem Streit und eine Bundesgenossenschaft, wenn sie auch in dem Protestantismus an sich eine unentwickelte und unvollkommnere Form des Christenthums sah. Sie hat noch bei Claudius' ältestem Enkel Pathenstelle vertreten. Und in welcher Weise sie in der Familie des Boten heimisch wurde, zeigt eine Briefstelle, die Claudius' älteste Tochter Caroline Perthes i. J. 1806 während der tödtlichen Krankheit der Fürstin schrieb*:

* Fr. Perthes' Leben I, 128.

„Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen.“ — Aus einem andern ungedruckten Briefe* des Boten an die Fürstin vom 12. Febr. 1792 theile ich einige Stellen mit. „Gnädige Fürstin, denn wenn einige Fürstinnen sich nicht gefallen lassen Frau zu heißen, so wünschen einige Frauen das wieder gut zu machen und sich gefallen lassen Fürstin zu heißen. Liebe gnädige Fürstin, ich schriebe Ihnen gerne öfter, aber — es ist denn so mit dem Schreiben. Von Mund zu Mund hilft man mit wenigen sich nach, wohl so halb und halb durch, in Briefen verraucht ein weniges gar.

Ich danke sehr für den Augustinus, er soll bald mit den Brosamen zurück kommen. Diese Brosamen enthalten doch viele Kleien, und der gute Terstegen scheint das Mehl für seinen Weg der Wahrheit ausgesichtet und gespart zu haben.“

Nun folgt ein Verzeichniß mystischer und theosophischer Schriften, deren Mittheilung Claudius der Fürstin verspricht. „Man hat freilich, fährt er fort, wie der selige Hamann sagt, an einem Scheffel Linsen genug, durch

* Dieser Brief zeigt, daß nicht blos: habent sua fata libelli. Von der Nordseeküste ist er in die Hochalpen verweht und verschlagen worden, wo ihn der unermüdliche Fußwandrer K. Bädecker aus Coblenz in der Autographensammlung des Bezirkscommissars Wieser zu Zell im Zillerthal gefunden und abgeschrieben hat.

ein Nadelöhr zu werfen, doch hat es sein Gutes, vorausgesetzt daß die autores probat sind, zu sehn, wie Ein und dieselbe Sache in mehreren Eins und verschieden ist, und man kann sich in sich selber besser finden, auch die Linse auswählen, die unsern Fingern am besten convenirt.

Heute ist es gerade ein Jahr, als die Schulmeisterin aus Westphalen* hier zuerst kam, und wir (nach ihrem Gleichniß) einen bis dahin nicht gekannten Strom der neueren Geographie, der zum Meer eilt und treibt, kennen lernten. Wir denken oft an ihn und werden ihn schwerlich vergessen, so lange unsre Ufer halten. Alle Kinder, besonders die älteren, empfehlen sich Ihnen bestens, und sie danken für das schöne Neujahrsgeschenk." — „Ich lege Ihnen dagegen einige Lieder von Taulerus bei, zum Behalten und Abschreiben, wie Sie wollen. Sie stehen in einer uralten Ausgabe seiner Werke, und können wenigstens den Satz des Opitz rechtfertigen: daß die Poesie anfänglich ein Unterricht von göttlichen Dingen gewesen sei." — „Wir haben neulich von Jemand gehört, daß es mit Ihrer Gesundheit ein wenig besser gehe und das ist uns sehr lieb. Wir grüßen Sie von ganzem Herzen und hätten gern wieder einige Tage Verkehr mit Ihnen. Auch sollte der Verkehr eigentlich in dieser Welt getrieben werden, denn in der andern haben wir wohl sonst zu thun und keine Zeit dazu? Die Lerchen

* Die Fürstin selbst, die sich unter diesem scherzhaften Incognito bei Claudius einführte.

im Käfich und mit gebundenen Flügeln leben und weben nachbarlich unter einander, aber wenn der Käfich zerbrochen und die Flügel losgebunden werden, zieht eine jede eine andre Straße und wartet ihren Gesang ab." —

Das ist der norddeutsche Kreis, der unter den Anfechtungen der Aufklärung und der Revolutionsstürme wie eine zerstreute Gemeinde zusammenhält und das höchste Ziel des Menschenlebens, eine Gemeinschaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung darzustellen sucht. Wie andersgesinnt auch viele Beurtheiler sein mögen, das sollten sie doch nicht vergessen, daß dieser Kreis inmitten der theoretischen und praktischen Franzosenherrschaft eine Pflanzschule treuer und hingebender Vaterlandsliebe geworden ist, zu der die Nüchternheit des Rationalismus keine Kräfte hergab. Man denke an das tiefe Mit-Leiden und die hohe Mit-Freude zur Zeit der Unterdrückung und des Befreiungskriegs bei Claudius, bei Stolberg, der seine Söhne in den Kampf schickte und den Tod des einen ertragen mußte, bei Jacobi, Perthes, Nicolovius, Niebuhr!

Auch die polemische Vertretung seines Standpunktes nach Außen wurde in diesen Jahren für Claudius nothwendig. Drei Gegensätze besonders hatte er, direct angegriffen oder in dem Gefühl der Pflicht zu reden, wo Schweigen ihm sträfliche Unterlassung schien, zu bekämpfen: die politische Neuerungssucht, die Kantische Philosophie mit dem Rationalismus und die schöngeistige Richtung, die in den Xenien ihn herausforderte. Wir können hier auf diese

Kämpfe nicht tiefer eingehen. Es sei nur wiederholt, daß in Hamburg und hier und da in Holstein auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiet eine der eben geschilderten entgegenlaufende Richtung herrschend war. Ihr literarischer Mittelpunkt war die mit den Zeitbewegungen neu entstandene Zeitschrift der „Genius der Zeit“ (1794—1803), ihr persönlicher der Herausgeber dieser Blätter, der dänische Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant August von Hennings zu Plön, ein kräftiger und schroffer Anhänger der Aufklärung in Staat und Kirche, verwandt mit der Reimarus-Sieveking'schen Familie und mit Voß, dem Mitarbeiter der Zeitschrift, im engen Bund. Mit Hennings hatte nun Claudius bald mancherlei Reibung. Der Ankündigung des Genius der Zeit (1793) trat Claudius, der darin das Streben, zwischen Regierern und Regierten Mißtrauen zu säen, zu erkennen glaubte, mit einer Warnung in der Hamburger neuen Zeitung entgegen. Dies führte zu einer Privatcorrespondenz zwischen beiden Männern, und da dieselbe keine Verständigung brachte, zu einer Reihe von Invectiven gegen Claudius im Genius der Zeit. Als dieser i. J. 1798 von dem Herausgeber des Journals den Beweis oder die Zurücknahme solcher Angriffe öffentlich verlangte, gab Hennings den leidigen Handel mit den gewechselten Briefen und einer unerquicklichen Erzählung des Streites heraus in dem Büchlein: „Asmus, ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts,“ das von Litteratur so gut wie nichts, und von Geschichte

fast nur persönliche Geschichten enthält. Man hielt Claudius auch auf der gegnerischen Seite für den Verfasser des „Schreibens eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchenagende 1798", in welchem die von dem jüngeren Minister von Bernstorf kurz vor seinem Tode eingeführte, von dem Generalsuperintendenten Adler entworfene neue Agende als im Widerspruch mit der heil. Schrift und der Augsburgischen Confession angegriffen und das Festhalten am Alten den Gemeinden empfohlen ward. Fr. Leop. Stolberg aber war der Verfasser.

Im Jahre 1795 ließ Claudius gegen die in Dänemark seit Struensee bestehende Preßfreiheit seine berühmte „Fabel" in der Hamburger Neuen Zeitung drucken*. Im aufgeklärten Thierreich nämlich kommt man um Abschaffung des Censors Brummelbär ein, um die Gedanken- und Schreibefreiheit ungehemmt walten zu lassen. Der König genehmigt die Bitte. Da aber alsbald die edleren Thiere in dem neuen Zustand still schweigen und sich zurückziehen, dagegen das ganze Heer des Ungeziefers und Raubviehs sich regt, schüttelt der Löwe den Kopf und spricht:

„Ich rechnete aus angestammtem Triebe
Auf Edelsinn und Wahrheit-Liebe —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß,
Macht doch den Bären wieder los!"

Aus dem Kreise der Gegenpartei brach darauf Voß eine poetische Lanze mit dem alten Freunde in dem Gedicht „der Kauz

* S. Werke VI, 50 folg.

und der Adler, keine Fabel", das Kant* selbst einer „Hekatombe" für werth hält. Ein Kauz kommt darin zum König Adler und verklagt in einer längeren Rede den Hahn als Trompeter der Aufklärung und begehrt den Uhu zu seinem Censor;

„Der Adler that, als hört' er nicht,
Und sah ins junge Morgenlicht." —

Im Jahre darauf ließ Claudius das Lied „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung oder Urian und die Dänen"** folgen, worin der Freiheits- und Gleichheitsschwindel in Versen, die allerdings Apoll nicht dictirt hat, durchgezogen werden.

„Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht, schier, wie Karfunkelstein!
Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungestüm hinein.
Es ist ein sonderliches Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht."

u. s. w.

Die Angriffe blieben nicht aus; in Versen und Prosa, offen und incognito ward der Bote hart mitgenommen,

* Berliner Monatsschrift 1796, Mai S. 398. Darauf bezieht sich Claudius' kleines Epigramm „Eine gewisse Anmerkung betreffend" VI, 73, wo der kritische Poet aus dem Kategorien-Himmel in den Hühnerhof tritt und den Hühnern des griechischen Leuen Hekatomben wie Haber streut.

** Anfänglich als Flugblatt bei Fr. Perthes, Claudius' nachherigem Schwiegersohn, als dessen erster Verlagsartikel 1797 erschienen; dann Werke VI, 65 folg.

zum Theil wirklich mit Schmutz beworfen. Ein Gegner vergleicht ihn z. B.* mit einem „alten genialischen Pavian, der durch seine Schnurren Hof und Land eine Zeit lang mit ziemlichem Glück belustigt habe", nun aber, nachdem man seiner Späße müde geworden, auf den Censor Brummelbär antrage, um auch den übrigen Schreibern das Handwerk zu legen. Es ist eben ein Bild im Kleinen von dem leidenschaftlichen Parteigeist, der damals so manche Verhältnisse in Deutschland vergiftete.

„Ihr geht gar unbarmherzig dran**,
Und schmähet Alles um und an,
Schmäht den Poeten und den Mann,
Und Perthes und den breiten Giebel***—
Nehmt doch die Wahrheit nicht so übel!"

Er blieb trotz aller Erbitterung fest bei seinen Grundsätzen, und verlor seinen Humor nicht:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe;
Gut eingerieben thut sie wehe." †—

Der oben angeführten, zunächst gegen den holsteinischen Generalsuperintendenten Callisen gerichteten Schrift haben wir von Claudius' Hand die Flugschrift „Von und Mit" dem ungenannten Verfasser der Bemerkungen

* Bemerkungen über des Herrn O. K. R. und Generalsuper. J. L. Callisen Versuch über den Werth der Aufklärung unserer Zeit. 1795. S. 32. Anm.

** Werke VI, 69.

*** „Hinter dem breiten Giebel" in Hamburg lag Fr. Perthes' anfängliches Geschäftslokal.

† Werke VI, 75.

u. s. w. (1796) zu verdanken, in der bei einer Reihe trefflicher Gedanken doch in dem Persönlichen ein spitzerer Stachel und das Gefühl der Kränkung, weniger der alte gute Humor sich kund thut. Die letzte schriftstellerische Theilnahme des Boten an den kirchlich-politischen Händeln in Holstein bestand in einer im Titel räthselhaften Flugschrift „an den Naber mit Radt“ (1805), in der er seinen Freund, den damaligen Curator der Universität Kiel, Grafen Friedrich Reventlow wegen einiger amtlichen Maßregeln gegen die rationalistische Gegenpartei in Schutz nimmt.

Die Kantische Philosophie, ihre Ausbreitung und ihr zunehmendes Übergewicht in der deutschen Bildung der neunziger Jahre, vorzüglich aber in der Theologie erfüllte den Boten, ähnlich wie Herder, J. G. Schlosser u. a. mit banger Besorgniß vor einer einbrechenden, alles religiöse Leben aufzehrenden Scholastik. Daß er bei dieser großen wissenschaftlichen Erscheinung, die doch im Grunde auch in der Theologie der flachen Aufklärung wie der eudämonistischen Leichtfertigkeit gegenüber einen sittlichen und geistigen Fortschritt bezeichnete, nicht überall die rechte und gerechte Unbefangenheit behielt, ist wahr, aber gerade in der alten unspeculativen Aufklärungstheologie hatte Claudius keinen furchtbaren Feind gesehen, dagegen jetzt, wo sich der Feind in die glänzendste Rüstung der Zeit warf und überall siegreiche Waffen führte, schien ihm die Gefahr ungleich größer, die Verflüchtigung alles biblischen Christenthums und die Erniedrigung der Glaubensidee

zu einer bloßen Hülfsidee sah er als einen tödtlichen Angriff auf seine heilige Lebensüberzeugung an. Daß für viele Theologen der Kantianismus nur eine formale Propädeutik, eine geistige Waffenübung wurde, die sie später gerade für den positiven Offenbarungsglauben nutzten, ahnte freilich Claudius nicht, aber wie konnte er es auch ahnen? Oft ängstigen solche Zeiterscheinungen gerade die Naturen am meisten, welche bei vorwiegend poetischer und mystisch-anschauender Begabung wohl einen sehr sicheren Instinct jenen gegenüber haben, denen aber die Waffen der Dialektik fehlen, ins einzelnste auf sie einzugehn, sie zu zerlegen und zu widerlegen. Es ist wie ein Alpdruck, der sie quält. Auch Claudius fühlt diese Qual wie von einer unheimlichen Macht; er wird zwar keinen Augenblick in seinem Glauben beirrt, aber er möchte mehr thun, als sein Glaubensbekenntniß dagegen setzen*. Um nicht von vornherein sich in das Labyrinth der neuen Philosophie begeben zu müssen, wandte sich Claudius an den Weisen in Pempelfort** mit der Bitte, einen Leit-

* Ich überhebe mich der Anführung seiner zerstreuten Anspielungen und Angriffe gegen die Kantische Philosophie in den Werken, da die unten folgenden Briefe seine Ansicht noch charakteristischer bezeichnen.

** Man vgl. Jacobi an Kleuker v. 29. Nov. 1791, bei Ratjen S. 163; denselb. an dens. v. 29. Mai 1792, S. 173, wo als Anlaß von Claudius' Wunsch angegeben wird, er sei mit der Übersetzung des Tableau naturel beschäftigt gewesen; also doch wol mit dem T. n. des rapports qui existent entre Dieu, l'Homme et l'Univers v. St. Martin 1782. Diese Übersetzung scheint aber nicht zu Stande gekommen oder veröffentlicht worden zu sein; eine solche v. einem Ungenannten war bereits 1783—85 herausgekommen.

faden durch das System für ihn aufzusetzen. Jacobi ging auf den Wunsch mit allem Eifer ein, indem er ihm eine acht Bogen starke Übersicht in drei Abtheilungen zuschickt, die denn auch bei andern Freunden die Runde macht. Durch einen glücklichen Zufall sind Claudius' originelle Antwortschreiben an Jacobi in meine Hände gekommen, von denen ich Einiges mittheile.

I.

Wandsbeck, d. 6. Dez. 1791.

Großen Dank für Deine vier Bogen; sie kommen immer noch zu rechter Zeit. Alle Sonnabend ist hier bei uns general und große Wäsche, wo allen Kindern mit einem in Seifenwasser getränkten wollenen Lappen der Hals und die Gesichter gewaschen werden. Es fallen bei der Gelegenheit allemal Sprünge und sonderbare Geberden vor, und sonderlich grimmassirt der Hans unter dem Wollenlappen entsetzlich und will nicht stille stehen. Ich muß dir dies erzählen, weil es mir so lebendig bei Deinem Briefe, darin Du mir mit Seifenlappen die Augen auswäschest, eingefallen ist, ich habe auch Grimassen gemacht wie Hans, habe aber doch gehalten wie ein ehrlicher Kerl, und du sollst noch Freude an meinem Gesicht erleben. Ich will Dir aber nichts davon zeigen, bis Du es durch die Bogen, die noch kommen sollen, auch wirst gebügelt haben. Das Rein habe ich wol begriffen, Kant hat auch den Namen nicht unrecht gewählt, denn ich merke schon, daß es bei ihm **rein** genug ist.

II.

Hochgeehrter Präceptor, lieber Herr.

Nun, lieber Fritz, ein Schwindel hat dem andern in meinem Kopf etwas Platz gemacht. Ich danke Dir nochmals gar schön für Deine Lections, und es thut mir fast leid, daß Du so viel daran gewandt hast eines so rohen und undankbaren Sünders wegen, als ich bin. Es war wirklich auch meine Absicht, als ich Dich bat, nicht, Dich in eine solche Depense zu bringen. Aber freilich mit einem Münzcabinet aus neuer — und fast lauter Scheidemünze läßt sich so kurz nicht umspringen. Du hast Dich en maître acquittirt, so weit ichs aus Deinen Lections selbst und dem Auszug von Schmidt beurtheilen kann — wenn die Tage länger werden, will ich den Kant selber lesen. — — In Deiner zweiten und dritten Lieferung möchten noch einige Böhmsche Dörfer für mich liegen, die andern meine ich so ziemlich begriffen zu haben.

Vor allen Dingen möchte ich Dich fragen, ob Du meinst, daß Kant sein ganzes System im Ernst selbst glaube. Ich kann es bisweilen kaum meinen. Bei andern Menschen, Philosophen, und wes Standes und Denkart sie sonst sind, geht das Treiben immer von Nichts zu Etwas, von Ideeen zu Sachen. Kant treibt gerade umgekehrt von Etwas zu Nichts; er verriegelt und verrammelt sich mit unsäglicher Mühe und Aufwand gegen alle Sache, um auf der weißen Wand seines reinen Bewußtseins der Laterna Magica obzuliegen und sich an Bildern zu weiden, die nichts in der Welt sind als Bilder,

und mit nichts in der Welt Ähnlichkeit haben als mit sich selbst. Und wenn bei andern Systemen, je nachdem sie der Wahrheit näher sind, das Etwas, dazu sie führen, desto reeller ist, so ist beim Kantischen System vermöge einer besondern eigenthümlich künstlichen Einrichtung, wenn und jemehr er Recht hat, die O desto größer und sicherer.

Zuerst von der Zeit, die bei Kant alles gut macht und aufklärt, da nach der wahren Philosophie gerade sie alles verdirbt und wirrt.

Es ist allerdings wahr, daß alle sinnliche Eindrücke Modifications unsrer selbst sind und daß die Beschaffenheit des Dinges, das modificirt wird, auf die Art der Modification influire und durch sie eine Regel gesetzt und gegeben werde. Aber alle das Wesen von reinem Bewußtsein, reinen Formen, und rein dies und rein das, kann ich für weiter nichts halten, als für die bloße Fähigkeit auf die bestimmte Art modificirt werden zu können. So ist das reine Vermögen zu hören die Fähigkeit zu hören, wenn's was zu hören giebt; so ist das reine Vermögen des Sundes die Möglichkeit, daß kleine und große Schiffe durch ihn aus der Nord- in die Ost- und aus der Ost- in die Nord-See segeln können. Ich will gern glauben was Du sagst: daß, wenn ich das ganze Vermögen zu hören kennte, ich dann von Orgel und Waldhorn, von Allegro und Presto Bescheid geben könnte, ohne dazu Erfahrung nöthig zu haben. Aber ich möchte mir gern von diesen Philosophen erklären lassen, wie ich ohne Erfahrung dies Vermögen ganz kennen

lernen kann, und ich zweifle nicht, daß hier ein Cirkel in herbis liege. Habe Du zehn oder hundert Glasglocken; jede von ihnen hat ihren bestimmten Ton, G oder Gis ꝛc., einen andern Ton kann sie nicht geben, wenn sie berührt wird, als der in ihr ist; aber sie giebt gar keinen, wenn sie nicht berührt wird. Kurz alle die Wunderdinge aus dem reinen Wollen in meinem Kopf können nicht zur Welt kommen, und ich kann, auch nach Kant seiner Methode das a priori nicht absehen und begreifen. Es mag einmal vor der Hand mit Kant seiner Zeit und seinem Raum seine Richtigkeit haben, und mit seinen Kategorieen und Schematibus — die mir übrigens vorkommen wie leere Bouteillen in einem Weinkeller, oder wie Marktschuhe, die auf den Kauf vorläufig gemacht sind und dazu die Füße gesucht werden — es mag einmal pur und put a priori herausoperirt und destillirt sein, wiewol Du, bei näherer Untersuchung, in — und unten im Keller — Ingredienzen finden und spüren wirst; so ist das alles zusammengenommen der Ton, den die Glasglocke hat. Aber damit haben wir noch nichts als ein — altum silentium. Ich kann dann höchstens eine reine Logik denken, aber keine reine Naturlehre ꝛc. Höchstens reine analytische Grundsätze, aber keine synthetische. Diese fordern etwas positives, einen Schlag an die Glocke, und wie der in der Theologie nur von Offenbarung herkommt, so kann er hier nur von der Erfahrung herkommen, und das ist nicht a priori. Erkläre mir das Ding besser, wie gesagt, ich weiß auch nach diesem System,

von keinen a priorischen Grundsätzen. Selbst das Principium Contradictionis und rationis sufficientis möchte ich nicht Grundsätze, sondern lieber die Zeit und den Raum der Vernunft nennen.

In den bekannten Xenienstreit, den die Goethe-Schiller'schen Epigramme in dem Musenalmanach vom Jahre 1797 hervorriefen, wurde auch der Wandsbecker Bote verwickelt durch das ihm gewidmete Xenion Schillers*:

Erreurs et Vérité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

Diese empfindliche Erinnerung an seine so übel aufgenommene Übersetzung des Buchs von St. Martin reizte den Boten leider zu poetischen Entgegnungen, die ziemlich unpoetisch ausfielen. Er hätte bei seiner inneren Stellung und damaligen Fernhaltung von der schönen Literatur besser gethan, ungereizt von den kleinen Stechfliegen, ganz schweigen oder wenigstens, wollte er reden, nicht mit gleicher Waffe, sondern in ernster Prosa seinen Gegenangriff ausführen sollen. Seine Kleinigkeiten, wie er sie selbst nennt, bilden in 19 Nummern den Anhang zu „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung"; in seine Werke hat er keins der Epigramme aufgenommen. Indeß,

* N. 18. vgl. E. Boas Schiller und Goethe im Xenienkampf, I, 57 u. II, 87 folg.

so gering der ästhetische Werth der Kleinigkeiten auch ist, so trifft ihr Inhalt doch scharf genug einige sittliche und geistige Gebrechen seiner großen Antipoden, die er als den sentimentalen Widder von der Saale mit den entliehenen Hörnern und als den realen Stier an der Ilm mit vollen Hörnern und Knochen aufführt*. Goethe's Wilhelm Meister, dessen Erscheinung in jenen norddeutschen Kreisen besonderen Anstoß erregte, wird wiederholt gegeißelt, z. B.**

„Er singt und pfeift und spielet mit dem Zügel,
Und sinnt und sinnt, wohin er will; —
Und fährt durch Dick und Dünn, und über Berg und Hügel....
Und hält bei Vetter Michel still."

Von Goethe selbst, gegen den er sich vornehmlich richtet, während ihm Schiller als Nebenperson gilt, heißt es in dem Epigramm: „der Schriftsteller und der Mensch":

„Er schrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menschen gethan!
O, hättest du den Götzen*** nicht geschrieben;
So wären deine Götter in dir geblieben."

Claudius hatte für diese Gegenwehr mehrfach zu leiden †.

* Aus der Rubrik „auch ein literarischer Thierkreiß" S. 19.

** N. IX.

*** Natürlich meint er den Götz von Berlichingen.

† M. s. namentlich im „Allgem. Literar. Anzeiger in Leipzig 6. Mai 1797 N. LVIII, aus einer Collectivrecension der Xenienliteratur, unterzeichnet: Janus Eremita. Man vgl. auch Boas' Xenienmanuscript herausg. v. W. v. Maltzahn 1856. —

Es war für ihn aber die letzte Einmischung in die schöne Literatur und ein völliger Bruch mit ihrer glänzendsten Entwicklung. Schöner und wohlthuender würde dieser Abschiedsruf geklungen haben, wenn er ohne persönlichen Anlaß und eigne Gereiztheit, unter freudiger Anerkennung der hohen Kunstschöpfungen des letzten Jahrzehnts sich frei und kühn als ein Mahn- und Weckruf erhoben hätte für die Rettung der Güter des Volks, die keine Poesie und keine Philosophie wiedererwecken kann, wenn sie einmal von ihnen hinweggeschmeichelt und hinwegspeculirt sind.

II.

Familienleben.

Noch einmal betreten wir die Schwelle des Wandsbecker Boten. Wer ihn da sah mit seiner kränklichen Gesichtsfarbe und seinem schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haar, die nicht ansehnliche Gestalt im bequemen Hausrock, wer ihn in plattdeutscher Mundart reden hörte, der würde schwerlich den in dem seltenen Manne verborgenen Schatz geahnt haben, wenn nicht ein himmlisches Feuer aus dem herrlich-blauen Auge gesprochen hätte*. Er war zwar nicht mehr der Bote, der schöne Wiegenlieder sang, auch besang er den Rheinwein nicht mehr und der neueste „Urian" beklagte nicht blos die allgemeine Narrheit der Menschen, aber seinen Humor hatte er im Fami-

* Wie dieser Satz so sind im Folgenden noch mehrere über die Persönlichkeit des Boten und seine Hausfitte aus Fr. Perthes' Leben I. Bd. entnommen, dem genaue Familienüberlieferung zu Grunde liegt.

lien- und Freundeskreise noch keineswegs verloren. So fand ihn der nicht gleichgesinnte Generalsuperintendent Ewald* aus Detmold, der ihn gegen Ende des Jahrhunderts besuchte und überrascht war, den Boten so freundlich, harmlos, ungespannt, so deutsch-humoristisch wie ehemals zu sehen. „Was man also auch", fährt er fort, „von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen, für was man sie halten mag, der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen, ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Mensch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber sich viele unsrer Toleranz- und Humanitäts- und Stoizismusprediger halb todt ärgern würden."

Frau Rebekka stand mit alter Umsicht und Treue dem Hauswesen vor und fand bei aller Arbeit noch Zeit sich fortzubilden. Aber ihre Gesundheit fing an zu wanken und nöthigte den Boten, während der neunziger Jahre wiederholt Pyrmont mit ihr zu besuchen.

„Fern aus einer kleinen Hütte
Komm' ich her zu dir. Ich hör', du machst gesund.
Lieber Brunnen, schön und rund,
Bitte dich aus Herzens-Grund,
O du lieber Brunnen! Bitte, bitte'
Mache mir mein Liebchen doch gesund!" **

* Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens von E. P. v. B. Herausgegeben v. J. L. Ewald. 1799. S. 46 folg.

** „An den Brunnen zu Pyrmont" den 4. Aug. 1797. Werke VI. 75. Ein zweites Pyrmonter Lied steht S. 84 folg.

Am 15. März 1797 konnte er seine silberne Hochzeit feiern, der nähere Freunde, namentlich auch der alte Klopstock, noch ein Zeuge der ersten Hochzeit, beiwohnten; mit welcher Jugendlichkeit der Liebe der Bote feiern konnte, das sagt das Festlied, aus dem wir oben* schon eine Stelle ausgehoben haben. Wie herzlich klingt das Gelöbniß:

„Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es besser ist." —

und wenn es auch Sonn- und Feiertagsstimmung ist, die das schöne Lied durchweht, so ist es doch ein Segen, wenn der Mann, dessen Leben eine Kette von Noth und Entbehrung, von Sorge und Bescheidung war, aus voller Seele danken kann:

„Sein Thun ist je und je großmüthig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unsre Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichthum sind.

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie werth werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und fluthet

* S. 81.

Im Meer, so weit und breit und hoch! —
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet .... ach, und blutet noch." — — —

Die Worte führen uns in den Kreis der Kinder und zu Freude und Schmerz, die aus ihm der Eltern Theil wurden. Noch zwei Knaben wurden dem Boten in dieser Zeit geboren, Ernst am 19. Juli 1792 und Franz am 30. Dez. 1794. Aber auch der Todesengel klopfte an seine Thür. Am 2. Juli 1796 starb seine zweite Tochter Christiane, 20 Jahre alt, am Nervenfieber. „Sanft ist sie eingeschlafen", schreibt ihre Schwester Caroline an die Gräfin Julie Reventlow*, „aber sie hat sehr schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; dem, der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann." Ihr Vater hat ihr ein schönes Lied gewidmet, das als der „verschwundene Stern" auch in des Knaben Wunderhorn übergegangen ist:

„Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

* Aus Fr. Perthes' Leben I, 93.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat Abends vor die Schwelle,
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her.
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr" *.

Auch danken dieser Lebenserfahrung unstreitig die beiden Gegenstücke ihr Entstehen:

Der Tod**.

„Ach es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer,
Und die Stunde schlägt." —

Die Liebe.

„Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Thür noch Riegel,
Und dringt durch Alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
Und schlägt sie ewiglich."

* Werke VI, 88.
** S. 89.

Man sieht wohl, im Hause, im Familienglück und Leid kommt die sonst schweigsam gewordene Muse des Boten noch zum Wort, ja ihr Hauskleid ist nunmehr ihr Feierkleid; der Hausvater ist zugleich Sänger, Lehrer und Seelsorger der Seinen. Wo, wie bei ihm, der ganze Mann mit Geist und Leben sich einsenkt in das bildsame Familienleben, das sich mit hingebender Liebe seinem Wort und Beispiel aufschließt, da können die Früchte nicht fern bleiben. Er gab meist allein den Unterricht; keine Freuden und Zerstreuungen kennt und sucht er außer dem Hause; an den edeln und gewählten Freunden der Eltern hatten auch die Kinder ihren Antheil. Das Bild des Vaters mußte sich ihnen auf solche Art tief einprägen; auch ihnen „war er mehr“ als seinen Lesern und Verehrern. Und doch wurde trotz dem so engen und innerlichen Zusammenleben von Eltern und Kindern diesen die möglichste Freiheit zu eigenthümlicher Entwicklung gelassen. Zwar hatte auch Claudius mit dem Feinde im Innern des Menschen zu kämpfen, der in ihm für manche Verhältnisse als eine angeborne Härte sich geltend machen wollte, oder ihn verleitete, den Eindrücken des Augenblicks mehr, als recht war, Einfluß zu gestatten, aber das Leben der Familie wurde hierdurch nicht in seiner freien und unbefangenen Bewegung gestört; gemachte und anspruchsvolle Abwechselung der irdischen und der himmlischen Dinge kannte sie so wenig als gewaltsame oder erkünstelte Übergänge. Nur darauf bedacht, die tiefen Mittelpunkte des geistigen Lebens in

seinen Kindern zu kräftigen und zu bilden, ließ Claudius sie im übrigen gewähren; und weil ihm der Glaube, versöhnt zu sein mit Gott, nicht ein Lehrsatz war, sondern ein das ganze Innere ausfüllender Zustand der Seele, so blieb ihm und seinem Hause jedes traurige und trübselige, jedes finstere und im Thun und Lassen ängstliche Wesen fremd. Unbefangen gab er sich auch im häuslichen Leben seinen launigen Einfällen hin und konnte sich herzlich der Knabenspäße freuen, an denen die heranwachsenden älteren Söhne einen unerschöpflichen Reichthum besaßen.

Die Doppelseite in Claudius, seine Fröhlichkeit und sein tiefer Ernst, fanden eine Stätte im Hause und gerade dadurch war es das Muster eines deutschen und christlichen Hauses. Er war nicht jener „Mann im Lehnstuhl,“* aber ebenso wenig der laxen Aufklärungsmethode in der Erziehung zugethan. Im Scherz spricht er sich selbst darüber gegen seinen Vetter aus**: „dem Herrn Vetter kann ich's wol sagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieser neuen Art und Kunst einen kleinen Versuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir fast übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hause hinausräsonnirt. Flugs ergriff ich wieder die stricte Observanz und halte seitdem strenge auf Gehorsam; und das geht viel besser. Auch ist, dünkt mich, Gehorsam an sich etwas Löbliches und Liebliches, und

* Werke III, 76.

** VI, 54 folg.

man kann ein Kind, das auf's Wort gehorcht, und so ein enfant raisonneur nicht neben einander sehen, ohne das eine zu lieben und dem andern die Ruthe zu gönnen." Zunächst, meint er weiter, soll man die Kinder an das Was gewöhnen, „das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vor der Hand mit Fideicommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln und uns im Grabe danken."

Vor allem andern war es Claudius darum zu thun, an seinem Theil auf die Erhaltung und Belebung einer frommen, zweifellos gläubigen Gesinnung in seinen Kindern hinzuarbeiten. Er kannte diesen Lebensschatz und seinen Segen, er überschätzte aber auch eben deshalb seine Arbeit daran nicht, die im besten Fall nur grundlegend sein kann. Aber Lehre und Beispiel, die Angelpunkte aller wahren Pädagogik, gingen von ihm aus. Seiner Lehre verdanken wir den „Einfältigen Hausvater-Bericht über die christliche Religion," * an seine neun Kinder gerichtet, mit dem Zusatz in der Vorrede: „ist für Unmündige. Verderbet es nicht, es ist ein Segen darin." Es ist die kleine Schrift, von der auch Friedrich Perthes bekennt in dem Kampf seines inneren Lebens Förderung und Segen erfahren zu haben.** Claudius schrieb sie i. J. 1799 nieder nach alten Aufzeichnungen für den Religionsunterricht; sie enthält die Grundzüge

* Werke VII, 113—144.

** Fr. Perthes' Leben I, 149.

des Heilsganges nach dem Faden der Bibel alten und neuen Testaments, mit dem Sündenfall anhebend und endigend mit der Wiederherstellung. Die Veröffentlichung dieser väterlichen Kinderlehre begründet Claudius selbst in einem Briefe an seine bereits verheirathete und vom Vaterhaus entfernte Tochter Anna, die um Zusendung der Blätter gebeten hatte. „Den Auszug aus der christlichen Lehre, schreibt er, sollst du gerne haben; ich bin daran, darüber etwas nach der Bibel zu Papier und vielleicht zum Druck zu bringen, da itzo alles so gottvergessen verdreht, und das Christenthum zu einem puren moralischen Discours gemacht wird. Es ist ein sonderlicher Zirkel, den die Menschen machen. Erst haben sie aus dem, daß wir von uns selbst keinen Trost wissen und haben, der uns über das Ungemach dieses Lebens und über die Zukunft trösten kann, und aus dem, daß wir das Gute das wir wollen nicht thun, aber das Böse thun das wir nicht wollen, und in einem innerlichen Streit und Widerstreben stehen, daraus wir uns selbst nicht losmachen können, das Bedürfniß einer Religion, die eine höhere und übermenschliche Eröffnung und Trost gebe, bewiesen, und nun machen sie die höhere und übermenschliche Eröffnung und Trost wieder menschlich, und beweisen, daß wir alles selbst wissen und haben, und daß dies Gesetz die Oberhand hat und uns gefangen nimmt zu thun was nicht recht ist.“ Innigkeit und Festigkeit der eigenen Überzeugung, strenges Halten am biblischen Wort, der heilige Ernst der Liebe, das beste

was er hat und weiß, seinen Kindern als Mitgift ins Leben mitzutheilen, die einfache Faßlichkeit des Ausdrucks geben uns ein schönes Bild seiner Religionsstunden. Doch sollten die Kinder daneben eine gründliche und vielseitige Bildung erhalten. Asmus fragt seinen Vetter,* ob er seine Kinder die „kritische Philosophie“ solle studiren lassen; er möge sonst wol, daß sie von allem mitsprechen könnten; nur müsse es sie nicht verderben. Er antwortet sich darauf selbst in seines Vetters Gestalt: „Seht, diese Philosophie hat viel Gelenke und ist fein in einander gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durch zu arbeiten.

Sind Eure Kinder also muntere Burschc, die da wissen was sie wollen und die an Muth und Geist grade keinen Mangel haben; so laßt sie daran gehen, und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen was sie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben.“

Den Unterricht leitete, wie gesagt, der Vater großentheils selbst, bei den Söhnen, bis sie heranwuchsen, wo er sie dann insgesammt auf die damals noch churſächsische altehrwürdige Landesschule Pforta, den Hort der humanistischen Bildung schickte. Auch die Mädchen ließ er am lateinischen Unterricht theilnehmen. Im übrigen blieb nicht leicht eine wahrhaft große Erscheinung in der Musik, die im Hause lebte, oder in der Poesie der Familie fremd. Die großen Werke Palästrinas, Leonardo

* VI. 58.

Leo's, Bachs, Händls, Mozarts, englische Sprache und Literatur und geistige Interessen aller Art waren einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichen Einfachheit des Lebens. Auch für die alltäglichste häusliche Arbeit schienen die Töchter nicht zu gut. Alle Sorglichkeit und alle Zartheit der Vaterliebe, von der das Herz des Boten bewegt war, ist niedergelegt in dem Flugblatt „an meinen Sohn Johannes“ *, mit dem er ihn bei seinem ersten Ausflug aus dem Elternhaus segnend entließ. Manche dieser Sprüche klingen wie biblische Spruch- und Lebensweisheit, und auf biblischem Grund oder in einem Herzen, das dort Grund gefaßt hat, sind auch die Worte erwachsen. Nur einige dieser Sprüche hebe ich aus: „Lieber Johannes, beginnt der Bote, die Zeit kommt allgemach herau, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.“ — — „Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern von Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.“ —

„Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts ist wahr, was nicht bestehet.“

„Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher.

* Zuerst besonders erschienen Hamburg b. Fr. Perthes mit dem Spruchmotto: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir“; dann in den Werken VII, 68.

Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand." —

„Halte dich zu gut, Böses zu thun." —

„Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn sondern wir müssen uns nach ihr richten."

„Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort."

„Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer." —

„Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es giebt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache, nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes." — —

„Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es

nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere."

„Verachte keine Religion; denn sie ist dem Geiste gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne." —

„Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin." —

„Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer."

„Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen." —

„Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist."

„Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen." —

„Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem andern."

„Habe immer etwas Gutes im Sinn."

„Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht."

„Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir."

„Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht

für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben."

Noch etwas früher als der älteste Sohn verließen die beiden ältesten Töchter das Vaterhaus. Ihre Verheirathung knüpft sich an den Aufenthalt F. H. Jacobi's in Wandsbeck, von dem schon mehrfach die Rede war. Dieser lebte, wie wir sahen, von kürzerem Verweilen abgesehen über ein Jahr lang in dem Ort, er war von seinen beiden Schwestern Charlotte und Helene — seine Frau, eine geb. von Clermont aus Vaels bei Aachen, war schon 1784 gestorben — begleitet und bewohnte das Schimmelmann'sche Schloß. Als er zum erstenmal als Flüchtling Wandsbeck besucht hatte, schrieb er an Göthe.* „Claudius, den ich etwas verkümmert antraf, hatte bald seine alte Heiterkeit wieder, und ließ mich täglich neuen schönen Genuß in seinem Umgange finden. Seine Frau hat sich noch mehr ausgebildet, und ist nach aller Menschen Zeugniß das holdseligste Wesen, das man sehen kann. Seine Kinderschaar belebt die einfache friedliche Wohnung ohne störendes Geräusch. Die drei** ältesten Töchter sind musikalisch und recht wackere, gute Mädchen; die dritte, Anna, aber zeichnet sich aus durch vorzügliches Talent, Reize der Gestalt und eine Mannigfaltigkeit von Geistesfähigkeiten."

Dies nachbarliche Zusammenleben der beiden berühm-

* d. d. 16. Dez. 1794. Briefwechsel zw. Göthe u. Jacobi S. 190 folg. Auch in F. H. Jacobi's Briefw. II, 187.

** Die zweite Tochter Christiane lebte damals noch.

ten Männer zog manchen Fremden nach dem kleinen Ort. Auch der junge, kaum erst ansäßige Buchhändler Friedrich Perthes wurde durch Jacobi, der ihn zu Hamburg kennen gelernt hatte, nach Wandsbeck geladen und im Nov. 1796 mit dem Hause des Boten bekannt. Von dem Glück und dem Segen, den er dort erfahren, berichtet uns seine Lebensgeschichte. Im April 1797 verlobte er sich mit Caroline Claudius. Doch gab der Vater nicht alsbald seine Einwilligung. Mehr noch als die gährende werdende Jugend des Bräutigams und die mangelnde Sicherheit seines Geschäfts hielt ihn eine Art von Eifersucht davon zurück. Das Familienleben war gerade durch die völlige Hingebung des Vaters ein so fest und dicht zusammenhängendes, ein Leben so aus einem Guß geworden, daß die Lostrennung eines Glieds und gerade der ältesten Tochter, nachdem kaum eine das Haus auf immer verlassen, dem Boten hart ankommen mußte. Erst einen Monat später sagt er Ja und Amen und gab damit nur seinen menschlichen Segen zu einer im Himmel beschlossenen Ehe. So folgte die erste Hochzeit eines Kindes wenige Monate (2. August 1797) auf die silberne der Eltern.

Im Jahre darauf, im Mai 1798, verheirathete sich seine reichbegabte Tochter Anna mit F. H. Jacobi's Sohn Max, der, nachdem er in Jena und in England seine medizinischen Studien vollendet hatte, sich zunächst in Vaels bei Aachen als Arzt niederließ.

Die erste Enkelin, Agnes Perthes, wurde dem Boten

am 28. Mai 1798 geboren und nach einigen Jahren umgab ihn schon eine kleine Schaar von Enkeln und Enkelinnen. So waltete er wie ein Patriarch über dem erweiterten Kreis, für dessen Glieder er sich eine stets junge Liebe erhielt. Die Perthes'sche Familie hatte er nahe zur Hand und schriftlich wie mündlich bestand ein reger Verkehr; mit seinen entfernten Kindern unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, der sich meist in dem engen Rahmen häuslicher und örtlicher Erlebnisse bewegt. Auch das Wort des Trostes fehlte ihm nicht. „Guten Morgen, liebe Caroline, schrieb er seiner ältesten Tochter 1806 nach dem Tod eines Kindes*, was die Weihnachtsfreude deines heimgegangenen blauäugigten Engels, die du so gerne wissen möchtest, anlangt, da würde es dir gewiß große und völlige Zufriedenheit geben, wenn du darüber genauen und umständlichen Bericht hättest, aber eben dies muß dir eine Art von Zufriedenheit geben, ohne darüber Bericht zu haben. Wenn die Seelen unschuldiger Kinder nicht vielleicht gleich beim Tode von der Sinnlichkeit befreiet werden, so werden sie sich vor der Hand an den Bildern halten, unter denen ihnen ihr Wohlsein gekommen und zugeflossen ist. Und so nach wird der kleine Engel liegen und seine warme Brust suchen und saugen; aber die Wärme ist ihm noch milder und die Milch noch süßer." — Überhaupt besaß Claudius, so schwer es ihm wol selbst bei der Reizbarkeit seiner Natur und der Heftigkeit seiner Liebe werden mochte, sich bei eignen Verlusten rasch zu fassen und den völligen

* man vgl. auch das Trostlied VIII, 29.

Trost zu finden, bei andern gar sehr die Gabe des Trostes, welche in der natürlichen Fülle der Liebe, die den Schmerz und Verlust des Nächsten ganz mitfühlt, und zugleich in der Freiheit von der Gebundenheit des Leids durch die Kraft der ewigen Hoffnung besteht. Und der Bote war sein Lebelang umgegangen mit den Bildern des Todes und mit der Gewißheit dieser Hoffnung; an Liebe und Mitgefühl hatte er ein übriges Maß. Es ist ein solcher Trostbrief von ihm an eine jüngere Freundin erhalten, mit dem ich dies Capitel am liebsten beschließe:

„Wir Endesunterschriebenen Nachbarn wissen aus Erfahrung, wie Ihnen zu Muthe ist, und haben treues Mitleiden mit Ihnen; Sie wissen auch daß unter solchen Umständen alle Trostgründe aus dieser Welt kümmerlicher Behelf sind, und wollen Sie auch damit nicht trösten. In Sachen wo es Ernst gilt gibt es keinen andern Trost als in der Religion, deren Werth und Kraft man vorher schon kennt oder bei solcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von guter Hand gesagt wird daß kein Haar von unserm Haupte fällt, ohne den Willen des Vaters; so kann man fest vertrauen, auch wo man ihn nicht versteht und bei seinen Wegen zu verlieren scheint. Und Ihr kleiner Fritz ist nicht verloren; er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen und da sollen Sie ihn wieder haben. So gut er auch in Ihren Händen war, so ist er nun in besseren; und er hat die lange gefährliche Reise nicht zu machen von der

man schwerlich mit der Unschuld zurückkömmt, mit der Ihr Fritz heimgezogen ist. Gönnen Sie ihm das und entbehren Sie seiner gern eine Zeit lang dafür. Als unsere Kinder starben, weinten wir auch um sie; und doch nähmen wir sie, wenn es uns frei gestellt würde nicht wieder zurück zu uns, und denken lieber daran zu ihnen zu gehen. So wird es Ihnen auch werden wenn der erste Schmerz überstanden ist. Und das wünschen wir Ihnen, denn man befindet sich wohl dabei, wenn man die Augen nicht blos auf diese Welt richtet."

III.

Alter und Tod.

Mit dem eintretenden Alter ward, wie es der Lauf der Natur ist, das äußere Leben bei Claudius ärmer, das innere reicher. Denn es ist nicht die Bestimmung des Menschen, im Vollbesitz und Vollgenuß der Früchte und Güter des Lebens dem Ende entgegenzugehn. Der Naturgeist muß durch eine Reihe von Wandlungen, die keine Steigerung seiner Lebensthätigkeit sind, sich hindurcharbeiten oder hindurchleiden, ehe er zu der größten Metamorphose gelangt. Wie entblättert und entblüthet er sich im Alter! Es ist die Zeit des Übergangs, die Tage der reifenden Garben. So ist das Greisenalter beides, ein Absterben und ein Aufleben zugleich, wenn es normal ist. Und bei Claudius war es das in besonderem Maße. „Man kann nicht dazu"— konnte er darum in Ehren sagen, — „daß man nicht mehr jung ist, wenn man alt ist."* Und in dieser naturbestimmten oder gottgeordneten

* Vorrede zu Theil VIII.

Ökonomie des Lebens hat das Alter den schönen Vorzug, eben auch freier und unabhängiger zu sein von den Naturgaben, die es nicht mehr besitzt, dafür aber auch seine eigenthümlichen Blüthen zu treiben in den Gedanken und Stimmungen, in welchen das Zeitgefühl mehr und mehr abfällt und die Ewigkeit hereintritt.

Dies Bild des Greisen sehen wir in den Schriften seiner alten Tage — ein Stillleben wohl im Vergleich der Vergangenheit, aber doch nur so, daß die Bewegung und die Unruhe sich mehr nach der Mitte, auf das Wesentliche zurückzieht, wie das Blut seinen Weg nach dem Herzen sucht. Die beiden letzten Theile seiner Schriften beschäftigen sich, mittelbar oder unmittelbar, nur mit den höchsten Lebensfragen; er hat darin* „die Fahne etwas höher aufgezogen, daß man am Ende sehe, von welcher Seite die Luft geht." Das eine Stück „Von und Mit" ausgenommen, das weit früher entstanden und in den achten Theil erst nachträglich eingeschoben ist, schweigt hier alle kleine Polemik, alle persönliche Gereiztheit — es ist die friedliche Stille des Feierabends und ein Vorschmack von jenem Gefühl, das er „einen Seligen an die Seinen in der Welt"** aussprechen läßt:

„Hier ist Alles heilig, Alles hehr!
Und die kleinen Erdenfreuden,
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an sie, und lieben." —

* Valet VII, 154. ** Werke VII. 66.

Wir haben oben zuletzt den vierten Theil der Schriften genannt; wir heben in aller Kürze die Hauptstücke der folgenden heraus. Im fünften Theil (1790) sind die Aufsätze „über die Unsterblichkeit der Seele“ und die „Gespräche, die Freiheit betreffend“ besonders gedankenreich. Der sechste Theil (1798), seinem Hauptinhalte nach ein Kind der Revolutionszeit, ist meist politischen und polemischen Inhalts; wir haben ihn bereits besprochen. Der alte Humor erhebt noch einmal sein schalkhaftes Angesicht in dem vortrefflichen „Rencontre“ mit seinem lakonisch-drastischen Schluß und in den „Übungen im Stil“; der Ernst aber hat seine so würdigen Vertreter in den sieben Briefen an Andres über die Person und die Heilsthat des Herrn, über einzelne Züge aus seinem Leben und den Glaubenskampf und seine Wirkungen im Menschen. So bilden diese Briefe am Schluß des Bandes den Übergang zu den beiden letzten.

Mit der heiligen Siebenzahl wollte der Bote eigentlich seinen Botengang beschließen. Deshalb erklärt er in der Pränumerations-Anzeige (1802) noch einmal unumwunden, was seiner Botschaft Grund und Zweck gewesen, und nimmt von dem Leser Abschied in dem Valet. „Wiehert doch ein Pferd, wenn es von seinen Genossen getrennt wird.“ Die meisten Stücke auch dieses Theils sind schon besonders besprochen worden. Ein rechtes Schatzkästlein körniger Weisheit ist das güldene A.-B.-C.; die Perle aber vielleicht unter allen Prosastücken des Asmus ist das Valet selbst, ein Scheidegruß und Vermächtniß

aus einem wahrhaft tiefen und reichen Herzen. Es ist noch einmal das oft besprochene Thema, von dem er redet, — die unselige Natur des Menschen und die selige Hoffnung des Christen. „Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt"; — so schließt er — „wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Gradirhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit. — Gehabt Euch wohl." — Doch war es noch kein Abschied für immer. Im Jahre 1812 ließ der Bote als „Zugabe zu den sämmtlichen Werken" noch einen achten Theil folgen. Er hat auch in ihm „nicht umgesattelt, und sucht, wie bisher, einfältig und bescheiden an die wahre Größe und den inwendigen Wohlstand des Menschen zu erinnern." Und das thut er nicht mit zitternder Greisenstimme, sondern im festen Ton freudiger Gewißheit. Der Theil besteht fast nur aus Aufsätzen religiösen Inhalts. Das längere Stück vom heiligen Abendmahl hat mehr die Form einer theologischen Abhandlung; zu den besten Stücken zähle ich das „Morgengespräch zwischen A. und dem Candidaten Bertram", in welchem noch einmal das wahre Verhältniß von Vernunft und Glauben, Philosophie und Offenbarung erörtert und eine naturphilosophische Ansicht von der Weltschöpfung durch den Geist Gottes entwickelt, der durch die Natur von ferne, durch den gottähnlichen Menschen von nahe verkündet werde. Sodann nenne ich die kürzeren Aufsätze „Geburt und

Wiedergeburt", den „Brief an Andres", der die Wunderwirkung der Glaubenskraft an der Geschichte vom Hauptmann von Capernaum und vom Cananäischen Weibe darlegt, und endlich die sieben Briefe an Andres „vom Gewissen", dessen Begriff er nur im Stande der Sünde, im Widerstreite zwischen dem verständigen und sinnlichen Gesetz gelten läßt.

Auch eine größere Übersetzungsarbeit, die der religiösen Schriften seines Lieblings Fenelon hat er von 1800 bis 1811 in drei Bänden vollendet. Die Theilnahme des Publikums an seinen eignen Werken verringerte sich, wie wir sahen, seit den neunziger Jahren; namentlich der schlechte Absatz des sechsten Theils brachte den Boten sogar in Verlegenheit.

Sonst bekümmerte ihn dieser Widerspruch mit der öffentlichen Meinung wenigstens um seinetwillen nicht sehr. „Sollte ich* damit zurückhalten und hehlen, weil es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an, in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache; frägt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint"? —

Aber wie der Verehrer seiner Schriftstellerei weniger wurden, so trat auch im persönlichen Freundesverkehr die

* Aus der Pränumerations-Anzeige zu Thl. VII.

Vereinsamung des Alters ein. Im Mannesalter hatte ihm die Festigkeit seines Glaubens manchen Jugendgenossen, den dieser Weg zu schmal und zu steil dünkte, entfremdet, jetzt begann für ihn die Winterzeit, wo ringsherum Kälte herrschte, manchen der Nächsten und Treuesten aber Freund Hain hinwegnahm; andre noch am Abend ihres Lebens in die Fremde entführt wurden. So starben Schlosser (1799), Lavater (1801), Klopstock (14. März 1803), Herder (10. Dez. 1803), die Gallitzin (1806) und tief betrübte ihn der Tod eines seiner jüngeren oder jüngsten Freunde, des Malers Philipp Otto Runge, der als ein naher Freund von Friedrich Perthes namentlich seit dem Jahre 1804 viel im Hause des Boten verkehrte. Claudius war jungen Männern nicht leicht zugänglich, in diesem Künstler aber, der auch Goethe's, des so anders Denkenden, besondere Aufmerksamkeit erregte, entdeckte er bald einen Verein von Lebenseigenthümlichkeiten, in welchen ihm die verwandtesten Züge vertraut entgegenkamen — die Fülle der Lebenskraft in Humor, Ideenreichthum, sprudelndem Witz und ohne dogmatische Gebundenheit die Stille eines religiösen Tiefsinns, der all dieser Kräfte Herr werden und sich in selbstvergessener Anschauung in die Wunder der Natur wie in die größeren der Erlösung und Heiligung versenken konnte. Ich wiederhole aus Fr. Perthes' Leben*, dem wir auch dieses mit Liebe gezeichnete Lebens-

* I, 134 folg.

bild verdanken, einen Ausspruch Runge's, daß dem Künstler, welcher dahin käme, die Kunst zur Religion zu machen, ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werden müsse im Meere, da es am tiefsten sei — ein Wort, das nicht viele Künstler nachsprechen dürften, mancher wohl umkehren möchte. Es war aber die einzige Kunstrichtung, wie sie dem Boten Geschmack abgewinnen konnte. Als der merkwürdige Mann im dreiunddreißigsten Lebensjahre am 7. Dez. 1810 starb, hatte der siebzigjährige Dichter noch ein Lied für ihn*:

„Aus einer Welt voll Angst und Noth,
Voll Ungerechtigkeit und Blut und Tod
Flüchtete die fromme reine Seele
Sich in's bessre Land zu Gott;
Und der Leib in diese dunkle Höhle,
Auszuruhen bis zum Wiedersehen.
O der Christ ist immer groß und schön,
Doch im Tod' in seiner größten Schöne.
Wandrer, bleib' am Grabe stehn,
Lerne hier, was eitel ist, verschmähn;
Weine eine stille Thräne!
Und dann kannst Du weiter gehn."

Andre Freunde wurden weitweg verschlagen. Zwar Voß, der 1802 von Eutin nach Jena übersiedelte, nachdem er im Jahre zuvor, trotz ihrer inneren Trennung, den Boten noch einmal aufgesucht hatte, können wir unter die Freunde nicht mehr zählen, aber auch Jacobi, der „lange Papa",

* Zuerst im Hamburger Correspondenten, dann Werke VIII, 29.

wie ihn das Haus nannte, verließ 1805 Norddeutschland und folgte einem Rufe nach München als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, deren Präsident er bald darauf wurde. Durch eine Stelle in Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen*, wo der Bote sich weigert auf die Beweisführung des dort dialogisch auftretenden nüchternen Philosophen einzugehn und, in seine Gedanken verloren, mit den Worten Epiktet's abbricht: „Haltet mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bei mir selbst. Ich bin toll," hatte sich Claudius, der die Stelle zu buchstäblich nahm, da doch nur von der μανία des Platon, der göttlichen Begeistrung die Rede war, verletzt gefühlt, und nicht mit Unrecht bezog Jacobi manchen Seitenblick auf einen irregehenden Idealismus in dem „Gespräch mit Bertram" auf sich selbst. Doch sollte darum dieser mehr als dreißigjährige Freundesbund nicht zusammenbrechen; ein herzliches Schreiben Jacobi's an Fr. Perthes**, mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, beseitigte das kurze Mißverständniß, das diesmal in der That daher kam, „daß einer den andern nicht verstand."***

F. L. Stolberg endlich schien ihm auf zwiefache Art entrissen zu werden, durch seine Wohnungsändrung, indem er 1800 Eutin mit Münster vertauschte, und mehr

* S. 67.

** d. d. 10. Nov. 1814. Jacobi's Briefwechsel II, 446.

*** Wie bekanntlich Asmus vor dem Chan von Japan den Begriff ebenso etymologisch wie logisch treffend aufstellt; III. 53.

noch durch die Änderung seiner kirchlichen Stellung, da er gleichzeitig zum Katholicismus übertrat. Claudius ahnte den Schritt und warnte den Freund vorher*, aber, da er ihn gethan hatte, blieb er bei aller Mißbilligung doch weit davon entfernt, mit Voß oder auch mit Jacobi, der anfangs Stolbergs „Überzeugung unmöglich für eine redliche halten konnte“ und „das Hohngelächter der Hölle über diese fromme That zu hören“ glaubte**, gemeine Sache zu machen; er urtheilte wol ähnlich wie Herder und Lavater, wenn auch bei ihm die Indifferenz gegen die spezifische Bestimmtheit des Protestantismus keineswegs so groß war wie bei diesen Freunden. Er sah aber damals einen andern und größeren Feind vor und gegen sich als den Katholicismus, den er zudem wesentlich in dem Bild des Münsterländer Kreises erblickte; ja Stolberg selbst trat zunächst im Grunde mehr in die auch formelle Lebensgemeinschaft mit diesen frommen und edeln Katholiken als in die factische Kirche, für welche sich seinem beweglichen Geiste jenes anziehende Abbild unterschob. Wäre er doch ohne die Fürstin Gallitzin schwerlich jemals Katholik geworden! So gut aber Claudius mit dieser die tiefsten Berührungspunkte hatte und mit

* Paulus' Sophronizon I, 3, S. 89. „Cl. hat, als er Stolberg's Absichten bei der Reise nach Münster vermuthete, ihn gebeten: er möchte fortfahren, das wahre Christenthum zu vertheidigen, aber kein Ischer werden.“ — Trotzdem fürchtete der alte Gleim auch für Claudius' Protestantismus, s. das. S. 77.

** Seine brieflichen Äußerungen finden sich wieder abgedruckt bei Gelzer, Neuere Deutsche Nationallit. II, 464.; ebenso die angezogenen Briefe von Herder und Lavater S. 469 folg.

ihr die gleiche Geistesnahrung und Erbauung neben der heiligen Schrift selbst in Augustinus' Werken, Tauler's Predigten, Thomas von Kempen, in Fenelon und Pascal und andern gleichsam neutralen Schriften fand*, vermochte er auch mit Stolberg, dessen Charakter er kannte und dessen individuelles Bedürfen er zu würdigen verstand, im Geiste und in Liebe fortzuleben. Sie blieben in Briefwechsel, auch sahen sie sich wieder; im Jahre 1807 nahmen die beiden Brüder Stolberg an der Geburtsfeier der Rebekka Theil; und nach Claudius' Tod konnte der Katholik, dem Beschränktheit wie Lieblosigkeit seinen früheren Kirchengenossen gegenüber stets fern blieb, an Perthes schreiben: „Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns alle dahin, wohin er uns vorangegangen ist, und sein Gebet wird uns fördern". Ein poetischer Nachruf von seiner Hand soll, weil von allgemeinerer Bedeutung, den Schluß dieses Büchleins zieren.

* Wie durchdrungen Claudius von der Grundwahrheit der Reformation war, lehrt jede gewissenhafte Kenntnißnahme seiner Schriften. Es gehört deshalb eine eigne politische Art der Lectüre dazu, in ihm mit den „historisch-politischen Blättern" (1839, S. 335—351 und 426—434) einen „unvollständig unterrichteten Katholiken, wenn es je einen solchen Protestanten gegeben hat", und „den vollständigsten Gegensatz an Geist und Gemüth gegen den Stifter (der an einer andern Stelle der „Anstifter" heißt) seiner Kirche" zu sehen. Nach dieser Auffassung, die auf einer klugen Propaganda beruht, stand „sein liebendes Herz, ohne es zu wissen", der „unverstümmelten Wahrheit" ganz nahe; die Frage aber „ob die Fülle dieser Liebe den (hoffentlich unverschuldeten) Mangel an Glauben vor dem Angesichte Gottes bedeckt habe" — wissen die historisch-politischen Blätter nicht zu beantworten.

Eine seltsame Erscheinung für Claudius war gewiß zu einer Zeit, wo die Welt für ihn so viel einsamer dalag, die alten Freunde todt oder fern, der Zeitgeist so fremd, das Haus leerer und stiller geworden war, die Rückkehr seines Urfreundes Schönborn*, der im Jahre 1802 als Legationsrath von der dänischen Gesandtschaft in London nach Deutschland heimkehrte und bis 1806 in Fr. Perthes' Hause in Hamburg lebte. Es war eine Erscheinung wie aus einer andern Welt; vor fast dreißig Jahren weggerissen mitten aus den geistigen Wehen der Sturm- und Drangzeit, aus dem begeisterten Freundschaftsbund mit Claudius, Klopstock, Lessing, Goethe und den Göttinger Dichtern hatte er in Algier eine andre Art von Kampf mit der Culturwelt kennen gelernt und dann, so gut wie ununterbrochen, ein Vierteljahrhundert in London, inmitten der politischen Bewegungen dieses Weltplatzes und zugleich vergraben in philosophische, mathematische und philologische Studien, seine besten Mannesjahre fern vom Vaterlande verbracht. Und nun kehrt er als ein Fremdling und Sonderling zurück, seine Freunde todt oder umgewandelt; mit einer Sterbeode auf seinen geliebtesten Freund Klopstock brachte er sich wieder ins öffentliche Gedächtniß, und auch diese klingt in ihrem dahinstürmenden Ton ganz an die Zeit vor dreißig Jahren an, als wären das noch die Klänge, denen die Nation lauschte**. Aber tiefer als die Kluft

* Vgl. oben S. 38.

** „Die Hoffnung am Grabe Klopstocks 1803" ist abgedruckt in Fr. Perthes' Vaterländischem Museum 1810, 5. Heft, S. 593.

der Zeit hatte sich die Trennung des inneren Lebens zwischen die Freunde gelegt; eine Kluft, die nur durch Schönborns Achtung vor fremder Überzeugung, wenn sie auf Ernst und Wahrheitsliebe ruhte, ausgeglichen werden konnte. Denn in seiner Skepsis war er der alte geblieben. „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit", äußerte Fr. Perthes, „waren die Gegenstände, die er stets mit seinem Verstande bekämpfte, gerade deshalb vielleicht, weil sie fest begründet in seiner edeln Natur sich ihm unwiderstehlich aufdrängen wollten, denn Freiheit, die allgemeine wie die individuelle, war sein Idol und diese wollte er auch durch sein eigenes Inneres sich nicht beschränken lassen. Die Schranken seines eignen Ich erfüllten ihn mit Zorn, er riß und biß unaufhörlich in diese Kette wie ein alter Löwe. Züge dieses königlichen Thieres waren auch in seinem Gesichte, und wenn er zuweilen an unserm Tische aus Altersschwäche einschlummerte, so stiegen oft die Augenbrannen wie Mähnen und zeigten, daß der Geist im Innern fortkämpfte".

Wohl war es eigen, daß Claudius' erster Freund aus den Jahren bewußter Mannheit auch der letzte in seiner Nähe sein sollte*.

Aber der stille Feierabend des müden Greises wurde laut und heftig unterbrochen durch die schweren Kriegsereignisse, die auch Wandsbeck umdrängten. War auch

* Denn mit dem übereifrigen Kantianer Gerstenberg, der allerdings auch ganz in der Nähe, in Altona, lebte, scheint Claudius keinen weiteren Verkehr mehr gehabt zu haben.

seine überwiegende Theilnahme andern Dingen als den Weltverhältnissen zugewandt, so lag doch in dem geschichtlichen Gang jener Zeit zu viel Inhalt, der auf das Höchste Bezug hatte, als daß er sich dagegen hätte abschließen können. Er hatte noch ein Auge für den sittlichen Reinigungsprozeß und die Keime religiöser Erweckung, die unter dem Drucke der Napoleonischen Herrschaft sich regte. Er spürte, der erfahrene Arbeiter im Weinberge, wie der Boden locker wurde und willig, das verschmähete Samenkorn in sich aufzunehmen. Zur Abschüttelung des Jochs irgend durch Wort, Rath und That beizutragen, das freilich litten seine Natur und seine Jahre nicht, das überließ er jüngeren und rüstigeren Händen wie seinem Schwiegersohn Perthes. Aber als dieser zur Förderung der sittlichen Wiedergeburt unsres Volks gerade in der allerelendesten Zeit durch Herausgabe des leider so bald zum Schweigen gebrachten Vaterländischen Museums (1810) sein Scherflein beitragen wollte, war auch der Bote bereit zum Mitarbeiten und steuerte mehrere Aufsätze bei*. Aber Politik war nicht darin, er griff tiefer, dem Volk griff er ans Herz und aus der Quelle alles Lebens, hoffte er, werde Gott wieder lebendige Ströme in ihm wecken.

Gegen Ende des Jahres 1810 wurde Hamburg eine

* Von ihm sind außer dem Gedicht „Sterben und Auferstehn" (im 1. Heft, S. 114), die prosaischen Stücke „Doctor Luther von der Kinderzucht" (Heft 2, S. 197 folg.) und „Geburt und Wiedergeburt" (Heft 4, S. 446 folg.). —

französische Stadt; ihre Befreiung im März 1813 hatte keine lange Dauer, schon am Ende des Mai rückten die Franzosen unter Davoust in die von dem russischen Obristen von Tettenborn nur schwach vertheidigte Stadt. Claudius' Schwiegersohn Perthes, der mit an der Spitze der Bürgerbewaffnung gestanden hatte, entrann kaum der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand. Und ihrem Mann folgte bald Caroline Perthes, die sich kurz zuvor mit ihren Kindern nach Wandsbeck, auf dänischen Boden, zu ihren Eltern gerettet hatte. Sie fuhr von dort mit sieben Kindern, zudem ihrer Niederkunft nahe, auf einem offenen Korbwagen ins Holsteinische. „Es war ein gewaltiger Abschied", schreibt sie an ihre Schwester Anna Jacobi „meine Mutter war außer sich, mein Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, ich selbst war wie versteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß sagen: nun in Gottes Namen!"

Aber ihr Vater sollte selbst bald nachfolgen. Dänemark, von England mit seinem Allianzantrag zurückgewiesen war seit dem Juni 1813 mit Napoleon im Bunde, — das dänische Wandsbeck also für die an der Niederelbe kriegführenden Alliirten ein feindlicher Ort. Claudius hielt es deshalb für gerathen, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, der vom Juni bis in die Mitte des August den Fortgang der Kriegsereignisse unterbrach, in Holstein eine sichere Zuflucht zu suchen. Dreiundsiebzig Jahre alt mußte er so das Haus und den Ort, mit welchem er seit fast einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen war, verlassen und irrte an verschiedenen Orten umher.

Zuerst ging er mit seiner Frau zu einem Prediger in Westensee, einem Dorfe zwischen Preutz und Rendsburg, von da nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Lütjenburg zu seinem Bruder, dem Arzt und Physicus Christian Detlev Claudius. Vermuthlich an ersterem Ort erhielt der Bote durch Vermittlung des Kaufmanns v. d. Schmissen in Altona von einem ungenannten Freund eine Geldsumme zur Aushülfe in der Noth*. Seine Antwort d. d. 7. Sept. 1813 hat sich erhalten:

„Es ist umsonst, schreibt er, daß Ihr frühe aufsteht, und hernach lange sitzet, und esset Euer Brod mit Sorgen, denn seinen armen Sündern gibt Er es schlafend. Ich habe den Wechsel aus E., groß Bco. ℳ. ...., den Sie unterm 31. August an mich geschickt haben, richtig erhalten, nehme die Hülfe mit Dank kurz und gut an, und habe es keinen Hehl, daß sie mir unter den dermaligen Umständen sehr zur gelegnen Zeit kommt; der Mann aus E. hat sich nicht genannt, und will meinen Dank nicht, er hat ihn aber desto gewisser auf andrem Wege.

Freilich das Ende und Resultat der jetzigen physischen und moralischen Gährung dürfte ich wohl nicht erleben, und es wird interessant und wichtig sein sie zu erleben, und Gott hinten nach zu sehn; doch muß ich mich darüber trösten, am Ende ist, und bleibt auch der Mensch selbst die Haupt-Sache für sich, und es mag wohl viel Unheil in der Welt daher entstanden sein und entstehen, daß man sich mehr um andre, als um sich selbst bekümmert hat;

* Vielleicht die Summe von mehreren 100 Thalern, von der Voß in Paulus' Sophronizon I, 3. S. 59 spricht?

auch haben wir mit uns selbst genug zu thun, und mehr als wir bestreiten können, wenn uns der Stiller unsres Haders nicht zu Hülfe käme — doch Gott siehet den Willen an, wenn er ernstlich ist, und er zieht, wie Hamann sagt, den Ernst eines erstickten Seufzers dem Nieren-Fett der Chor-Sänger vor."

Im November siedelte er nach Kiel über, wo er mit seiner Tochter Caroline und ihren Kindern wieder vereinigt wurde. Aber beide lebten in drückender Noth und als im Januar 1814 Kiel mit Schwedischen Truppen überfüllt wurde, zog er nach Lübeck über, wo er bis zum 8. Mai 1814, dem Tag der Rückkehr nach Wandsbeck blieb. Es waren schwere Prüfungen für den alten ehrwürdigen Mann. „Wir sind hier so weit wohl", schrieb er aus Lübeck an seine Tochter Caroline, „wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und Canapee stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß ein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung übertheuer. Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliirten Händen ist. Fritz ist dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller sieht es aus, schreibt er, wie vor der Schöpfung, wüste und leer." — „Wir wohnen itzo", schrieb er einige Wochen später, „in einem größeren und man kann sagen großen Zimmer, aber es ist sehr kalt und unsere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten." Doch nicht in diesen Entbehrungen, so schwer sie für den

alten pflegebedürftigen Mann waren, ja nicht einmal in der Zerstreuung aller seiner Kinder bestand sein Hauptleiden. Mehr bekümmerte ihn die Schickung, daß Dänemark im Kampf mit seinem deutschen Vaterland war, daß ein Sieg der guten Sache, für die sein Schwiegersohn litt und sich abmühte, die auch ihm die gute war, seinen geliebten König und Herrn aufs Haupt schlagen mußte. Über diesen sittlichen Zwiespalt kam er nicht hinaus, er war und blieb gebrochen. Denn er hatte gegen seinen König, der ihm früh als Kronprinz unaufgefordert wohlgethan, ihm ein Amt gegeben und sich vielfach freundlich gegen den Dichter bewiesen hatte, ein Gefühl wie das der alten Lehnstreue. Auch die Leier rührte er noch in alten Tagen für seinen Herrn, selbst da wo sie nicht mehr zum besten gestimmt war, wie in dem Geburtstagslied 1812 nach der Melodie des Schiller'schen Reiterlieds*. Dies persönliche und gewiß nicht unberechtigte Gefühl hinderte ihn, sein frisches Jugendlied „Ich bin vergnügt, im Siegeston" u. s. w. in diesem letzten und größten Sinn ganz frei anzustimmen.

Er ward auch nach der Rückkehr seines alten Wohnorts nicht mehr recht froh. Das Alter war für ihn wirklich eine Krankheit und sein zarter Körper dem inneren und äußeren Tumult der letzten Jahre nicht mehr gewachsen. Noch einmal hatte er wenige Monate vor seiner Heimkehr von Lübeck aus in der Angelegenheit, die

* VIII, 25. Weit besser und mit wirklich poetischen Stellen ist sein Lied auf den Tod eines jungen Prinzen VI, 52.

damals alle Welt bewegte, in der großen vaterländischen Sache seine treue Stimme erhoben. Es ist sein letztes Wort an seine deutschen Glaubensgenossen, — die Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, mit dem Motto: „Moses sprach zu Gott: Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe! 2 Mos. 3, 11“*. — „Deutschland“, hebt das Flugblatt an, „hatte seiner Ahnen-Tugenden vergessen; der Geist der alten Biederkeit, der Bruder-Treue und Mann-Kraft war gewichen, und Irreligiosität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten — und so ward einem unternehmenden Nachbar möglich, was ihm sonst unmöglich gewesen wäre. Er trat kühn einher, zerbrüderte, überwand, unterjochte und theilte den Raub aus — und unsre freyen Brüder sahen dem zu, und ließen mit sich als mit Schwächlingen und Sclaven spielen. — Deutschland hatte seiner Ahnen-Tugenden vergessen, und schlummerte tief, und weit und breit.

Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte, besann es sich sein; der alte Muth erwachte; groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende. Und wie sie sich dadurch bis daher um Deutschland unsterblich verdient gemacht; so werden sie ihr Werk vollenden, bekehren, belehren; die Gerechtigkeit wieder ehrlich machen, und uns und unsren

* Zuerst besonders gedruckt Lübeck 1814, jetzt in den Werken am Schluß des achten Bandes.

Nachkommen Ruhe und Sicherheit für die Zukunft erkämpfen.

Doch das kostet, und hat gekostet. Deutschlands Berge und Thäler triefen von Blut, seine Ebenen sind mit Leichen bedeckt, seine Städte und Dörfer liegen öde und verwüstet, und die Einwohner sind entflohen, und irren verlassen und traurig umher.

Es bleibt dem Edelmuth und der Rechtlichkeit der Fürsten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waisen zu versorgen, die Flüchtigen zu sammeln, die öden und verwüsteten Städte und Dörfer herzustellen, und das gethane und geschehene Böse, so viel möglich, wieder gut zu machen.

Das Alles ist indeß nur ein Theil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge, und bei weitem der geringere.

Wir gehen zwar hier auf Erden in Fleisch und Bein einher; aber wir sind nicht Fleisch und Bein.

„Der Mensch ist unsterblich!“ — und hier ist der Bote nun auf seinem eigensten Gebiet, nun hat er Land unter sich und redet von da aus Fürsten und Völkern ins Gewissen, von dem Einen, was ihnen allen noth thue. Er hält ihnen aus der Inbrunst der Liebe eines alten treuen Dieners, der bald seinen Mund schließt, das Bild des Heilandes vor und möchte so gern das Blatt der Weltgeschichte, das sie kaum erlebt, zu einem Blatt der Heilsgeschichte für das Ganze wie für das einzelne Herz erheben. Hatte doch, als die Fluthen dieser großen

Zeit sich verlaufen, jeder höher gestellte Geist für sein Volk etwas auf dem Herzen und was ihm das Höchste war, wollte jeder dem Vaterlande so gern zuwenden; — war es die Freiheit, die Einheit, die heilige Allianz, eine moralische Erneuung, eine lebendigere Jugenderziehung oder war, wie bei Manchen, die Herstellung alles alten eben wieder neu genug. Auch der Bote vertrat seine Herzenssache, er erkannte mit ungeschwächtem Seherblick in der mächtigen Zeit die strafende und mahnende Bedeutung wie die Verheißung und Hoffnung. Als schon sein Sinnen und Hoffen fast ausschließlich auf eine andre Welt gerichtet war, konnte er noch einen ahnenden Scheideblick auf die Welt, die er verlassen sollte, werfen. Auch er hatte ja den Samen streuen helfen, der nun aufgehen sollte. So sagt er*: „Vielleicht ist seit der Einführung des Christenthums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut, und so weit und breit zugerichtet war, als zu dieser unsrer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und, weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, strengere, und eine allgemeine Züchtigung zugelassen." Der Krieg hat die Güter, an denen das Herz gehangen und von denen es in Güte nicht lassen wollte, mit Gewalt genommen; dem Dünkel den Muth gebrochen; die Menschen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt; er hat sie empfänglich gemacht und „was darf es mehr, als empfänglich zu sein, um zu empfangen und glücklich zu werden?" — Diese gebrochene

* VIII, 211.

Bahn sollen nun Fürsten und Vorgesetzte nach ihrem Beruf durch Sorge und Beispiel, mit Rath und That nützen. Dann würde, heißt es im Schlußwort, auch dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sein, die würde offenbart werden.

„Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, trostlos steht, und über Euren Verlust, über Eure Söhne, Eure Freunde und Geliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Trost, daß sie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und gestorben sind, Euch nicht trösten kann; hier ist eine Aussicht, die über Tod und Grab und über Alles, was irdisch ist, erhaben, und Eure Thränen trocknen kann." —

Im Sommer und Herbst 1814 wurde Claudius vielfach durch körperliche Beschwerden gestört und gab endlich in den ersten Tagen des Dezember den dringenden Bitten seiner Tochter nach und zog, um dem Arzt näher zu sein, mit seiner Frau zu ihr nach Hamburg*. „Papa ist müde und matt, schrieb seine Tochter Caroline kurz nach seiner Ankunft, doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er so leidensfrei ist. Er ist so ruhig und freundlich, ja man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse." Bald entschied es sich, daß es zum Sterben ginge, aber noch sieben lange Wo-

* Es ist natürlich, daß meine Hauptquelle für Claudius' Ende die Darstellung in Fr. Perthes' Leben II, 52 folg. ist, die auf Briefstellen und getreuer mündlicher Überliefrung beruht.

chen wehrte sich der Körper gegen seine Auflösung, und diese Zeit war für ihn eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, des Anblicks seiner Rebekka, seiner Kinder und Enkel; auch sorgte er täglich dafür, daß die Abwesenden Nachricht bekämen. Einmal rief er seine Tochter Caroline Nachts an sein Bette und sagte: „ich muß die Nacht zu Hülfe nehmen, denn der Tag ist wahrlich zu kurz, um dir zu danken, liebes Kind.“ Nach einer beklommnen halben Stunde sagte er zu Perthes: „ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm“; dann sprach er von der sauern Arbeit, die ihm bevorstände, aber er habe einen starken Helfer neben sich und verlasse sich auf Gott.

Der 21. Januar 1815 war sein Todestag.

Von seinem Sterben selbst sollen uns die schmerzlich beredten Worte der Augenzeugen, seines Schwiegersohns Perthes und seiner Tochter Caroline berichten. Perthes schrieb am Todestage an F. H. Jacobi:

„Unser geliebter Wandsbecker Papa ist nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle.

Er hat einen harten und langen Kampf zu bestehen gehabt. Schon seit acht Tagen war die Auflösung der materiellen Theile eingetreten, während die kräftige innere Organisation in gesunder Arbeit fortwirkte und das eigentliche Wesen des Menschen unverletzt blieb. So konnte er denn Grad für Grad das Abscheiden seiner selbst bemerken. — Ohnerachtet aller Leiden, die seine zarte

Natur äußerst schmerzhaft empfand, war er unausgesetzt voll Liebe und Dankbarkeit gegen alle ihn Umgebende. Viel betete er, daß durch Schmerz ihm die Versuchung nicht zu stark werden möchte. Am Donnerstag, den 19. begann der eigentliche Todeskampf. Die Aerzte wollten ihm nicht 6—12 Stunden Leben mehr geben; er konnte aber immer das Räthsel der Trennung, welches er scharf ins Auge gefaßt hatte, nicht gelöst finden und er sagte mehremal: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll.“ Abwechselnd dauerte dieser Zustand zweimal 24 Stunden. Er betete unaufhörlich, sah auch gerne, wenn Umstehende beteten, aber laut mochte er es nicht haben, auch nicht, daß man ihm zusprach. — Den 21. Morgens 10 Uhr wurde der Todeskampf noch ernstlicher und er fühlte das Ende näher kommen. Er betete nur noch: „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel.“ Um 2 Uhr wußte er das Ende bestimmt, ließ sich auf eine Seite legen und den Schweiß abtrocknen, — — sagte eine Minute darauf einigemal: „gute Nacht! gute Nacht!“ — dann versagte ihm die Sprache. Noch einmal schlug er die Augen groß und hell auf. Dann sah er noch segnend nach Rebekka und wollte weiter sehen, aber die Augen versagten ihm.

Er that drei starke Athemzüge und verschied. —

Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehen: so müde, satt, befriediget vom Irdischen, und dabei noch im Obertheil des Kopfes die großen, schönen, menschlichen Formen

und um den Mund noch die Fülle der Liebe. — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig — die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das was er hoffte, eine besondere Hülfe von Oben, ein heller Blick ins Übersinnliche wurde ihm nicht zu Theil, aber er beharrte im Glauben darin felsenfest. Sein Glaube war auf die Überzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut.

Seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt und darüber lassen sich die liebenswürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja wahrhaft reich, denn noch stand ihm, wie immer, das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebot. —

Am 25. heute Morgen haben wir den lieben Papa in Wandsbeck begraben; gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — kein Fremder hat ihn berührt — so wollte er es. Ach wie wenig ist von ihm noch geblieben — unglaublich zart war der Mann von Körperbau. — Wir fuhren bis vor sein Haus, an der Grenze empfing ihn der Wandsbecker Pastor und die Schule — das Haus war ganz leer, weil die Kinder in Hamburg gewesen waren, nur die Schwäger waren darin. Es war das Rührendste meines Lebens — so dies Haus und davor die Leiche dieses Mannes auf der Bahre. Von da gingen wir Alle nach der Kirche, hier hielt ... eine, dem Verstorbenen sehr gemäße Rede und nachher an der Gruft noch ein Gebet! —

Er ruht neben der ihm längst vorangegangenen Tochter." —

**

Caroline Perthes schrieb an ihre Freundin Petersen zwei Monate später: „Am Liebsten schreibe ich Dir von meinem seligen Vater. Mit Augen habe ich es nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet, uns daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Überganges bei hellem und vollem Bewußtsein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müssen glauben, wir müssen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte sich immer gesehnt, immer gehofft, ich möchte sagen in jedem Augenblicke seines Lebens sich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wissende Mittheilung Gottes, die ihm diesen dunkeln und für ihn sehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen sollte. Er sagte mir noch den Tag, ehe er starb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menschen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis ans Ende und sie sind ihm nach unserer Aller Überzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm sehr schwer und sauer wurde und über sechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, sagte uns, wie weit es sei, schon einige Minuten bevor wir es an seinem Körper wahrnehmen kon-

ten, und rief zuletzt! „nun ist es aus“, wendete seine Augen, die er schon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter stand, schloß sie und war todt. Es läßt sich hiervon wenig mittheilen, am wenigsten schriftlich. Er ist aber gewißlich wie ein großer Mensch und Mann gestorben und ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebette gewesen zu sein. Schwer ist dieser Schritt, aber größer, wie man begreifen kann, ist es, ihn in dieser Weise zu thun.“

Barthold Niebuhr, der Claudius schon in den neunziger Jahren als junger Mensch gesehen hatte, ein Mann, der in seiner Lebensüberzeugung eher Jacobi nahe stand als dem Boten, aber in seiner Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit Organe zu dessen Würdigung besaß, Niebuhr antwortet seinem Freunde Perthes auf die Todesnachricht*: „Wenig wie ich Ihren seligen Schwiegervater gekannt, lasse ich nicht vielen den Anspruch einer zärtlicheren Liebe für seine Werke, die er selbst waren, zu. Er war einer der Allererſten, dem Werth nach, unter jener Classe der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorherging. Sie wird nicht ersetzt werden, und stirbt allmählich ganz aus. Unser Beruf ist ein stürmischerer, und das Zeitalter der Dichter ist für uns vorüber.

* Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr II. 134. d. d. 11. Febr. 1815.

Es scheint als ob die Vorsehung im Deutschen heftigere Leidenschaftlichkeit entwickeln will, und eben dadurch größere Kraft; daraus aber entstehen auch bittere und heftige Gefühle, und friedliche sind uns schwerlich mehr beschieden."

Eine andere nachrufende Stimme ist die eines alten Dichtergenossen und Freundes, des Grafen Fr. L. Stolberg. Er feiert in schönen Worten das „Andenken des Wandsbecker Boten*:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu seyn,
Und sahn sie sein redliches ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!

* Zuerst im Frauentaschenbuch v. J. 1819. S. 115. Dann in den ges. Werken der Brüder Chr. und Fr. Leop. Grafen zu Stolberg (1821) II, 326.

Er säte das Wort und sein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen auf's einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart
In Thränen der großen Vereinigung harrt."

Diese, seine treue Rebekka, starb am 26. Juli 1832; von seinen Kindern leben gegenwärtig noch vier; in den beiden letzten Jahren hat der Tod drei von ihnen abberufen.

An seinem hundertjährigen Geburtstag, am 15. Aug. 1840, ward ihm im Wandsbecker Gehölz, seinem Lieblingsspaziergang, ein einfacher Denkstein mit Stab, Hut und Tasche als Symbolen seines Botenberufs gesetzt. Sein ältester Enkel und Pathe, Matthias Perthes, sprach dabei Worte der Einweihung im Geist und Sinn seines unvergeßlichen Großvaters. —

* Die treffliche Ansprache ist abgedruckt in der Monatsschrift von Nitzsch und Sack 1843. 3. Heft. S. 160—168.

IV.

Rückschau.

„Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es blos an deinem Grabe sagen,
Weil es die reine Wahrheit ist."—

Werke IV, 56.

So ist die Persönlichkeit des Wandsbecker Boten aus dem irdischen Leben geschieden, das Vermächtniß seiner Schriften, die so ganz von seinem persönlichen Sein beseelt und erfüllt sind, ist uns geblieben. Und seine Schriften stehen nicht blos in der historischen Rüstkammer, bestaubt und abgelebt mit so vielen der Werke, mit denen sie einstmals jung waren, sondern gerade seitdem ihr Urheber die Augen geschlossen hat, haben sie eine neue, zweite und blühendere Jugend angetreten. Claudius hatte richtig geahnt, daß ein andrer Geist aus den Wehen der Zeit hervorbrechen werde, der Geist, für den er gelebt, gekämpft, gebetet hatte, und es war ein Lohn von Oben für den einsamen treuen Streiter, daß er diese Ahnung mit aus diesem Leben nehmen durfte.

Und war es anders möglich, als daß dieser neue Geist auch die Worte des Wandsbecker Boten dankbar auf seine Flügel nehmen, sie emportragen werde in der Achtung der Sinnigen und sie verbreiten helfen in Hütten und Palästen?* So ist es geschehen. Allerdings sind das immer nur beschränkte, aber doch gegen früher so viel weitere Kreise. Denn seiner ganzen Natur nach setzt das Wohlgefallen an Claudius einen dem Hauptinhalt seiner Schriften geöffneten Geist voraus, aber auch innerhalb der christlichen Lebenskreise wird sich wieder eine kleinere Gemeine aussondern, die für seine Art und Kunst, für die Form seiner geistreichen Popularität Sinn und Geschmack hat. Mit Recht hat man gesagt, es gehöre ein Grad von Bildung dazu, um nur seinen Scherz zu verstehen. Wo er aber im Familienleben einmal Platz gegriffen hat, da wird er leicht zum Liebling und wird wie ein alter guter Hausfreund weiter vererbt. In sieben rechtmäßigen Auflagen sind die Schriften erschienen, eine Anzahl von Nachdrücken hat sich der weiteren Verbreitung freundlich angenommen (Claudius hatte schon bei Lebzeiten mit ihnen zu schaffen), leicht mögen im Ganzen zwanzigtausend Exemplare in Umlauf gekommen sein, — in fremde Sprachen sind sie übersetzt worden, und während Dichter wie Wieland fast verschollen, ja

* Einer der allerersten — und das verdient aufbewahrt zu werden — der den Geist des Boten verstand und deutete, ist Fr. v. Meyer in seiner oben schon erwähnten geistvollen Recension in den Heidelb. Jahrb. v. J. 1813, N. 31, S. 481—495.

Herder und Klopstock wenig mehr gelesen sind, blüht und grünt das Andenken des unscheinbaren Mannes von Wandsbeck noch fort und fort in so manchen Kreisen und Herzen. Besonders in Holland, am Niederrhein, in Schwaben, in der Schweiz, in Holstein hat er noch eine Stätte treuer Anhänger.

Und sehen wir in diesem Vergleich mit andern Dichtern seiner Zeit eine Art Weltgericht, (wie es die Zeit und Geschichte nach des Dichters Wort ja übernehmen), das die Spreu vom Weizen sondert und zu den Acten legt, was nur in den geistigen Prozeß der Zeit verwickelt war*, so wiederholt sich diese Erfahrung innerhalb seiner eignen Schriften. Seine Zeit, die im ganzen so wenig Sinn hatte für den goldnen Faden, der sich durch all dies kleine und anmuthige Gewirr von Versen und Prosa von Anbeginn hindurchschlang, erhob, wie wir gesehen, besonders die drei ersten Theile mit ihrem vorklingenden Humor, ihren Scherzen und den naturwüchsigen Liedern, während sie dem Inhalt der folgenden gleichgültig oder spöttisch den Rücken drehte; — unsre Zeit, soweit sie theilnimmt, hat das Verhältniß gerade umgekehrt und sich mit entschiedener, oft ausschließender Vorliebe den späteren Bänden und den verwandten Stücken in der ersten zugeneigt. Sie sucht das ewige Theil heraus und

* Hierbei denke ich an Wieland und hundert andere Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts; zunächst nicht an die beiden andern oben genannten Dichter, deren Verschwinden aus der Lectüre der Gebildeten wol noch andre Ursachen hat.

erhebt die bunten und ergötzlichen Arabesken der Einkleidung nicht über ihren wirklichen Werth.

Diese Nachachtung des Boten ist immerhin eine Probe auf die Bedeutung des Besten und Edelsten in ihm. Aber die wirksamste Probe freilich ist die am eignen Herzen, wenn ein unbefangener und unverstockter Sinn in dem schmalen Rahmen den reichen Inhalt aufzusuchen versteht, den Inhalt eines ganzen Menschenlebens in rührender Treue abgebildet. Nur vom Leben kann wieder Leben geweckt werden.

Erst dann, wenn schon durch diesen Trunk an der Quelle eine Theilnahme für Claudius angefrischt ist, kann auch die Kenntniß seiner Lebensgeschichte ihren rechten Dienst thun — nämlich zum Commentar werden für den Einblick in die Entwicklung seines inneren Lebens und seiner Lehre. Eine Auslegung von dem ist sie dann was in sich zusammenliegt. Denn alle Poesie und Prosa, Phantasie und Witz, Humor und Ernst, Glauben und Wissen, Mystik und Verstandeshelle, wie alle äußeren Lebensführungen schmelzen zuletzt doch wieder zusammen zu einem Bild, zur Persönlichkeit des Mannes. Die Betrachtung kann die einzelnen Seiten sondern, die Liebe und das innerste Verständniß wird sie wieder binden. Indeß statt hier mit einem übersichtlich zusammengefaßten Lebensbild zu schließen, das an Wiederholungen leiden müßte, beschränke ich mich auf einige Hauptpunkte, in denen ich die Mission des Wandsbecker Boten an seine und theilweise (insoweit ähnliche Voraussetzungen gegenwärtig sich wiederholen) auch an unsre Zeit erkenne.

Claudius gehört zu den begnadigten Geistern, die wesentlich bauende Kräfte besitzen und ausüben. Er half zwar schon bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten auch zerstören und einreißen, damals vielleicht vorzugsweise als Sturmläufer gegen Formalismus, Unnatur, französischen und classischen Götzendienst — aber er war verneinend nicht aus Verneinungslust, sondern nur aus dem tiefen unbewußten Trieb eines lebensfähig Neuen, was er in sich trug — das frische Grün unter dem welken Laub der erstorbenen Zeit — er sträubte sich gegen die modische Gesetzlichkeit in Literatur und Leben, weil es eine falsche war, aus der Ahnung eines höheren Gesetzes, das in seinem Geiste arbeitete. Er war eine bejahende, im Grunde seines Wesens positive Natur. Das neue Gesetz aber, das er in sich trug, war zugleich das uralte der geoffenbarten Wahrheit. So lange sie wie versteckt und unbewußt in ihm lag, konnte er in harmloser Verbrüderung mit der jugendlich-kühnen Dichterschaar der Sturmzeit gemeine Sache machen, als aber jene Wahrheit wach in ihm wurde, da forderte sie den ganzen Menschen, da sprengte sie die Schranken einer Dichteranschauung, der Dichtungsformen, der schöngeistigen Entwicklung und stellte aus ihrem Wesen eine neue Schranke für ihn auf als heilsame Gebundenheit seines inneren Lebens.

Damit hebt die höhere und eigentliche Mission des Boten an. In ihr kommt es nicht auf Zahl und Größe der Werke an, die gerade hier leicht zu „guten Werken“

führen könnte, — und der Vorwurf der Thatlosigkeit muß wol verstummen, wenn der Bote wirklich und mit Erfolg an der größten That, an der inneren Beglückung der Brüder mitgearbeitet hat. Hier ist der Gedanke Leben und das Wort ist That.

Er war ein Bote der alten frohen Botschaft und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner — das gute deutsche Gewissen. Wie ein Vorhof und Heiligthum zugleich erscheinen uns seine Schriften; auf der kleinen Dorfkapelle, in der die helle reine Glocke seiner Lieder klingt und lockt zum freien Gottesdienst, erhebt sich weithin sichtbar das Kreuz.

So ging er als Bote der vergessenen und verachteten Wahrheit unter die einseitigen Anbeter der schönen Literatur; aber nicht minder hielt er der legalen Orthodoxie die Lehre und das Beispiel persönlicher Frömmigkeit, die da Liebe und Freiheit wirkt, als einen Spiegel vor; als Bote trug er das Wort vom Kreuz in das Lager der neumodischen Theologie und suchte unter der blendenden Zeitaufklärung die muthlosen und verschämten Armen im Geist auf. Aber auch an den weltscheuen Pietismus enthielt sein Leben eine aufmunternde Botschaft, und endlich war er ein Friedensbote in dem Hader der Kirchen und Confessionen.

Zu Grunde lag aber immer der Mensch selbst und seine innere Noth, und wo er bei diesem Nothstand statt dem Gefühl der Ohnmacht dem sicheren Hochmuth im Herzen begegnete, da war sein Mitleid nur desto größer.

Denn er wußte, daß die Demuth der „Grundstein alles Guten ist, daß Gott auf keinen andern baut."

Diesen allgemeinen Stand betont er vor den besonderen Ständen und Richtungen, die ich eben genannt habe; — alle diese sind ihm erst das zweite, secundäre, die erste große Hauptangelegenheit und einzige Lebensfrage des Menschen bleibt ihm das Suchen der Wahrheit. „Die läßt sich mit Gewalt nichts nehmen, und dringet sich Niemand auf; sie theilt sich aber mit, mehr oder weniger, wenn sie mit Demuth und Selbstverläugnung gesucht wird, „mit Furcht und Zittern" sagt der Apostel!"*

Da diese Aufgabe zu allen Zeiten und für alle Menschen dieselbe bleibt, so können wir hierin von ihm als von einem Manne, „der die Sache versucht hatte", noch immer lernen. Aber gerade jetzt, wo dies Eine, was noth thut, hier und da wieder verdunkelt zu werden droht durch das drückende und nicht selten erdrückende Übergewicht jener besonderen Stände, da kann er dem, der auf ihn hören will, die ewig bindende Gemeinschaft der Wahrheit und Liebe ins Gewissen rufen.

Möge er diese innere Mission an vielen Herzen erfüllen, und sein Andenken auch in unsrer und der Folgezeit wach und gesegnet bleiben!

* Vorrede zu Theil VIII, S. VI.

Gotha. — Stollbergsche Buchdruckerei.

Claudius' Druckschriften*.

1. Ob und wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme, bei der Gruft seines geliebtesten Bruders Herrn Josias Claudius, der Gottesgelahrtheit rühmlichst Beflissenen, welcher zu Jena den 19. des Wintermonats 1760 selig verschied, von M. Claudius, der teutschen Gesellschaft zu Jena ordentlichem Mitgliede. Jena. Gedruckt bei Georg Marggraf.

2. An unsre Schwester bei ihrer Verbindung mit dem Herrn Pastor Müller, im November 1762. Lübeck, gedruckt bei Joh. Daniel Aug. Fuchs. — [Von den drei Festgedichten ist das erste M. C. unterzeichnet, das zweite P. C. (Peter Claudius), das dritte C. D. C. (Christian Detlev Cl.)].

3. Tändeleyen und Erzählungen, Jena bei Johann Adam Melchiors seel. Witwe 1764. (Die feindlichste Rec. hat die Schrift in Nicolai's „Briefen die neueste Literatur betreffend" 1765. XXII. Thl. S. 178—183 erfahren.)

* Ich bemerke, daß ich nur die besonders erschienenen Druckschriften hier zusammenstelle, die Beiträge zu periodischen Schriften dagegen, deren bei weitem größere Zahl übrigens in die sämmtlichen Werke übergegangen ist, hier unerwähnt lasse. Die Blätter, zu denen er beisteuerte, waren: Die Adreßcomtoirnachrichten, der Wandsbecker, später Deutsche Bote, der Göttinger Musenalmanach, die Neue Hamburger Zeitung, Boie's Deutsches Museum, die Hessen-Darmstädtische Landzeitung, der Hamburger unparteiische Correspondent, Perthes' Vaterländisches Museum.

4. Eine Disputation zwischen den Herren W. und X. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti „Anleitung zum Gespräch über die Religion" und über Hrn. Pastor Göze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias", unter Vorsitz des Hrn. Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem saubern Kupfer. 1772. im Hornung (1 Bogen in 4°).

5. Wandsbeck. Eine Art von Romanze, von Asmus pro tempore Bothe daselbst. Mit einer Zuschrift an den Kaiser von Japan, 1773.

6. *Asmus* omnia sua *Secum* portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, erster und zweyter Theil. 1775. Wandsbeck beym Verfasser. (Kl. 8. Zweite Aufl. 1790.)

7. Geschichte des Ägyptischen Königs Sethos, aus dem Franz. übersetzt von M. Claudius. 2 Thle. Breslau 1777—78. 8°. Neue (Titel) Ausgabe. Leipz. 1784.

8. *Asmus* omnia sua *Secum* portans cet. Dritter Theil. Breslau 1778. (Zweite Aufl. 1798.)

9. Die Reisen des Cyrus, eine moralische Geschichte, nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie, von dem Ritter von Ramsay, Doctor der Universität zu Oxford. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius, mit einer Vorrede des Asmus. Breslau bei G. Löwe. 8°. 1780.

10. Irrthümer und Wahrheit oder Rückweiß für die Menschen auf das allgemeine Principium aller Erkenntniß. Von einem unbekannten Philosophen. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. Verlegt bei Gottlieb Löwe in Breßlau 1782. Gr. 8°.

11. *Asmus* cet. Vierter Theil. Breßlau 1783.

12. Zwey Recensionen cet. in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn und Jacobi. Hamburg 1786.

13. *Asmus* cet. Fünfter Theil. Wandsbeck. u. Hamburg. 1790.

14. Ueber die Neue Politik. Hamburg 1794. 8°.

15. Von und Mit dem ungenannten Verfasser der „Bemerkungen" über des H. O. C. R. und G. S. Callisen Versuch den Werth der Aufklärung unserer Zeit betreffend. Hamburg 1796.

16. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen. Hamburg 1797. Bei Friedrich Perthes u. Comp.

17. *Asmus* cet. Sechster Theil. Wandsbeck und Hamburg 1798.

18. An meinen Sohn H__ Hamburg bei Friedrich Perthes 1799.

19. Fenelon's Werke religiösen Inhalts, aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. 1. Theil Hamburg bei Fr. Perthes 1800. gr. 8. 2. Theil 1809. 3. Theil 1811. Neue Ausg. 1823.

20. *Asmus* cet. Siebenter Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1803.

21. An den Raber mit Radt. Hamburg bei Fr. Perthes 1805.

22. Das heilige Abendmahl. Hamburg bei Fr. Perthes 1809.

23. Zugabe zu den Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen oder Achter Theil. Wandsbeck und Hamburg 1812.

24. Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814. Lübeck 1814 In Commission bey M. Michelsen.

Asmus cet. erschien in 3. Aufl. in 4 Bänden 8° 1819.
" " " " 4. " " " " " 1831.
" " " " 5. " " " " " 1838.
" " " " 6. " " " " " 1842.
" " " " 7. " in 8 Heften 12° 1844.

In gleichem Verlag ist erschienen:

Claudius, Matthias Werke, Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Mit vielen Kupfern und Holzschnitten nach Godowiecki. 8°.

4 Bde. geheftet. Velinpapier . . .	7	Thlr.	—	Sgr.
gewöhnl. Papier .	4	„	25	„
12°. 8 Theile, geheftet	2	„	10	„
Dasselbe in Callico gebunden . .	3	„	—	„
— das heilige Abendmahl	—	„	7½	„
— an den Nachbar mit Rath . . .	—	„	3	„
— an meinen Sohn H.	—	„	2½	„
— auch ein Beitrag über die neue Politik	—	„	10	„
— einfältiger Hausvaterbericht üb. christliche Religion an seine Kinder . .	—	„	10	„
— Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung	—	„	2½	„
Fenelon's Werke religiösen Inhalts, übersetzt von M. Claudius. 3 Theile. gr. 8°. 2. Aufl. 1823.	2	„	20	„

12139

LG
C6154
.Th

Claudius, Matthias
Herbst, Wilhelm
Matthias Claudias der Wandsbecker Bote.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 20 04 09 003 5